Unter französichen Bauern

August Strindberg,
Emil Schering





Hermann Schöndorff

STRINDBERGS WERKE
DEUTSCHE GESAMTAUSGABE

UNTER FRANZÖSISCHEN BAUERN



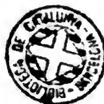
STRINDBERG 1886
als er „Unter französischen Bauern“ schrieb

AUGUST STRINDBERG

UNTER FRANZÖSISCHEN BAUERN

VERDEUTSCHT VON

EMIL SCHERING





1920

GEORG MÜLLER VERLAG MÜNCHEN

Deutsche Originalausgabe gleichzeitig mit der schwedischen Ausgabe unter Mitwirkung von Emil Schering als Übersetzer vom Dichter selbst veranstaltet.

9. bis 13. Tausend.



EINLEITUNG

Land und Stadt

La citè-mère vom Montmartre aus. Ein russischer Graf Bauernapostel. Die Barbarei nähert sich. Die Kultur mit Untergang bedroht. Der Kommunard zeigt Gemälde und stellt apokalyptische Betrachtungen an. Der Verfasser versucht eine lahme Verteidigung. Die neue Fabel von dem schlechten Einfluß, den der kranke Magen auf die Glieder hat. Die streikenden Arbeiter werden als eingewanderte Bauernburschen entlarvt. 800000 Landleute sind in den letzten zehn Jahren in die Städte gezogen. Die Ursachen. Paris in Flammen. Das Ende der Welt. Der Verfasser liebt nicht gerade die Bauern, hasst aber nur seine Feinde. Die verschiedenen Zwecke der Reise, einige egoistisch, andere nicht.

Es war ein Maimorgen des vorigen Jahres (1885) in Paris. Ich hatte meinen Morgenspaziergang nach dem Montmartre hinauf gemacht, um auf der Galette Kaffee zu trinken und meinen „Figaro“ zu lesen. Unter der Windmühle liess ich mich an einem hinkenden Tische nieder; während ich auf den Garçon wartete, warf ich einen Blick hinunter über die cité-mère, den Mittelpunkt der Welt, den ich seit zehn Jahren nicht von dieser Höhe betrachtet hatte.

Da lag das Wunder der Kultur, das moderne Babel, immer noch ebenso schön, ebenso lockend, ebenso abstossend. Die Strahlenbündel der Morgensonne brachen durch den Rauch seiner zweiundsiebzigtausend Gebäude und erleuchteten deren vier Millionen Fenster. Vermutlich schlugen dreiundvierzigtausend Mägde die achtundsechzigtausend Türen der Mieter zu, um einer Million zweiundzwanzigtausend Mietern ihren Morgenkaffee zu servieren. (Vermutlich hatten die vierhundertfünfzigtausend Arbeiter schon vor mehreren Stunden ihren Morgenkaffee getrunken, bevor sie auf Arbeit gingen.)

Die vergoldete Kuppel des Invalidendoms wurde von der glühenden Sonne in Brand gesteckt; der „Ruhm“ und die „Unsterblichkeit“ auf dem Opernhause flammten durch den Rauch; der Triumphbogen öffnete sein Tor zu einem Gebäude, das noch nicht da ist; darüber aber schwebt im Winde eine

leichte schwarze Wolke, wie wenn die Mücken am Sommerabend über den Baumwipfeln tanzen. In dem Bogen steht ein Gegenstand, der sonst dort nicht zu sehen ist, ein Katafalk, auf dem ein Sarg ruht mit einer Leiche, die nicht da ist: das ist die Leiche eines Mannes, der am Tor zu dem Hause stand, das er niemals unter Dach sehen sollte.

Das Kreuz auf dem Pantheon, nein, da ist kein Kreuz mehr zu sehen, die Trikolore auf dem Pantheon flattert in neuen frischen Morgenwinden, die flüstern, dass Christus auferstanden und sein Geist in vielen Geistern umgegangen, wie sein Körper, dem Cäsars gleich, durch viele Prophetenkörper gewandert ist, die doch alle zuletzt vom Kreuz herabgenommen wurden, bis endlich auch das Kreuz selbst niedergeholt wurde. Endlich!

Das Glasdach des Industriepalastes ist blau, hellblau wie ein klarer See, in dem sich der Himmel spiegelt, und durch die Fenster bricht Frühlingssonne und Frühlingsluft herein über eintausend Kunstwerke, über zehntausend wallfahrende Fremdlinge, über Leidenschaften und Leiden, über jubelnde Siege und weinende Niederlagen.

Dort unten, wo der Fluss eine Biegung macht, begann man sich jetzt zu sammeln, von allen Enden der Welt, um das Begräbnis des Mannes zu feiern, der am besten von allen das Lob dieser Stadt gesungen hatte. Dieser Stadt, die der Welt die stärksten Gedanken, die schönsten Kleider, die besten Speisen, die schönsten Kunstwerke, die fröhlichste Musik, die feinsten Theaterstücke gegeben hatte: la cité lumière. Da lag sie im Frühlingslicht, bereit, Trauer anzulegen und ein Begräbnis als Triumphzug zu feiern, an dem alle Nationen teilnehmen sollten. Und der Zug sollte vom Triumphbogen direkt hinunter zu den Tuilerien gehen, durch deren Bresche man

den Grundstein zu Gambettas künftigem Standbild sehen konnte. Und dann hinauf zum Pantheon.

Ich zog meine von der Sonne geblendeten Blicke zurück von dem prachtvollen Gemälde und öffnete die Zeitung. Deren Leitartikel trug heute einen Titel in grossen Kapitälchen: UN GENTILHOMME RUSSE APOTRE.

Tolstoi, dessen kürzlich ins Französische übertragener Roman „Krieg und Frieden“ die Pariser in Entzücken versetzt hatte, Tolstoi, der Graf, der reiche Mann, der gefeierte Krieger von Sewastopol, der glänzende Dichter, hatte mit der Gesellschaft gebrochen, sich von der Dichtung abgewendet und sich in den Streitschriften „Meine Beichte“ und „Meine Religion“ auf Rousseaus Seite gestellt, hatte der Kultur den Krieg erklärt und selbst seine Lehren in die Praxis umgesetzt, indem er Bauer geworden war. „Alle Menschen, so predigte er, sollen mit dem Körper arbeiten, wenn sie essen wollen. Kein Vermögen, kein Müssiggang. Keine Salons, keine galanten Intrigen, keine lasciven Bälle, keine wollüstigen Romane. Keine Städte, keine Industrie, keine Warenhäuser. Alle sollen auf dem Felde leben, im Walde, auf der See die Sonne geniessen, mässig essen und gut schlafen, glücklich leben und zufrieden sterben!“ Also, wieder ein Aufschrei gegen die Kultur, wie er seit Jesus von den Aposteln Savonarola, Jean Jacques Rousseau, Lord Byron ausgestossen worden.

Der Verfasser des Artikels klagt und jammert, denn der neue Apostel hat Jünger unter der gebildeten Jugend in Russland gewonnen, und selbst in Paris ist dieser Tage eine russische Prinzessin, die der grossen Welt angehört, Hals über Kopf nach Hause gereist, um „Apostel“ zu werden.

Sollte wirklich die Kultur von Europa, die treue Dienerin des Fortschritts, von der Barbarei bedroht

sein? Sollen wir, nachdem wir Jahrtausende vorwärts gegangen sind, rückwärts kriechen und mit Scham die Spuren unserer langen Wüstenwanderung vertilgen, ohne jemals hier auf Erden das gelobte Land zu schauen, das die Priester von der Kanzel, die Gelehrten vom Katheder, die Dichter von der Bodenkammer, die Dramatiker von der Bühne verkündigt haben?

So fragte ich mich, als ein alter Mann in grauem Bart mich fragte, ob ich mit ihm in die Windmühle hinaufsteigen wolle, um mir die Aussicht einige Meter höher anzusehen. Ja, ich wollte die Lichtstadt noch einmal sehen, ehe die Dunkelheit kam, ehe die Barbaren an die schönsten Kunstwerke der Menschen, die in vielen Fällen die rohen formlosen Skizzen der blinden Natur übertrafen, Hand anlegten.

Wir wanderten die schmale Treppe hinauf, und ich wurde in die Mühle gelassen. Noch einige steile Holztreppen, und wir waren ganz oben unter dem Dach, wo es dunkel war. Er öffnete eine Luke, und jetzt, von dem schwarzen Rahmen eingefasst, zeigte sich das Gemälde von Paris noch herrlicher.

Ich wollte zu meinem Begleiter etwas sagen, wusste aber nicht, was. Schliesslich äusserte ich:

— Das ist schön.

— Ja, von weitem, antwortete der Alte, und seine Augen glühten.

Jetzt erinnerte ich mich, dass an dieser Stelle die Mitglieder der Kommune ihren letzten Kampf ausgekämpft hatten.

— Und dieses Paris wollte die Kommune zerstören? Waren das kluge Menschen? fragte ich.

— Sehr kluge, antwortete er bestimmt, als habe er seine Antwort durchdacht.

— Sie wollten ihre Wohltäterin, die Stadt, töten; sie wollten ihre Freunde, die Bücher, verbrennen;

sie wollten die Gemälde, ihre und der Menschheit Ehre, zerreissen?

— Die Stadt ist nicht die Wohltäterin des Landes, erwiderte er. Die Stadt hat Vorrechte, ist also ein Aristokrat. Die Stadt ist ein Aristokrat, der von der Arbeit des Landes lebt. Sie nährt sich, kleidet sich, vergnügt sich auf Kosten des Landes. Der Bauer, der noch dumm ist, bringt Speise und Trank in die Stadt. Wenn er ans Stadttor kommt, muss er Zoll bezahlen, um der Stadt Speise liefern zu dürfen: 53 Franken für einen Ochsen, für seinen eigenen Ochsen, 14 für ein Schwein, 4 für ein Schaf und so weiter! Was bekommt der Bauer dafür von der Stadt? Er führt seine unverfälschten Eier ein und bekommt dafür Zichorie unter dem Namen Kaffee; er fährt hinein mit seinen Hühnern und bringt Zuckerrübenblätter unter dem Namen Tabak; er gibt sein Fleisch her und kauft die Knochen zurück als Knochenkohle; er liefert seine reine Wolle und kriegt sie zurück als Lumpenwolle, nachdem die Damen sie als Kaschmir und die Herren sie als Tuch verbraucht haben . . . Das ist alles!

— Warten Sie! Der Bauer bekommt von der Stadt alle Segnungen der Zivilisation.

— Halt! Er bekommt den Segen von Ölgemälden, die er niemals sieht, welche die Maler auf seine Kosten malen lernen und die sie doch für unsinnige Preise verkaufen; er bekommt den Segen von Demimondedramen, die er niemals hört und die auf seine Kosten von Schauspielerinnen gespielt werden, die mehr Gage haben als ein Minister Gehalt; er bekommt Bücher, die er nicht kaufen kann; er bekommt eine Regierung, an welcher er niemals teilnimmt; er schickt seine Söhne in den Krieg und muss zum Entgelt Steuern zahlen.

— Haha, mein Freund, Sie sind Sozialist, sagte ich, um zu zeigen, dass ich seine Sophismen kannte.

— Nein, mein Herr, antwortete er, so einfältig bin ich nicht, dass ich glaube, die Gesellschaft könne und müsse für die Minderheit der Industriearbeiter umredigiert werden. Keine Minderheiten, Herr. Der Arbeiter, der durch Streik seinen Lohn in die Höhe treibt, sägt sich selbst und andern die Beine ab. Der Industrielle antwortet zuerst damit, dass er den Preis der Ware erhöht, und dann damit, dass er die Fabrik schliesst; dann steht der Arbeiter auf der Strasse und hat kein Brot; darauf erhöht der Konkurrent den Preis der Ware, da sich ja die Produktion vermindert hat, und der Käufer wird wieder besteuert. Nein, mit diesem Sozialismus geht es nicht.

— Warum hassen Sie denn die Stadt?

— Weil sie das Land öde macht. Sie ist wie die Höhle des Löwen: alle Spuren führen hinein, aber keine heraus. Sie ist wie ein Geschwür, denn sie zieht alle nützlichen Säfte des Körpers an sich und gibt nur Eiter von sich. Sie verschlingt jährlich 26 Millionen Franken an Fleisch, 38 Millionen an Hühnern und Wild, 21 Millionen an Fischen, 34 Millionen an Butter, 2 Millionen an Obst, 1 Million an Gemüse; und sie gibt von sich jede Sekunde 25 Liter Dünger, der durch den grossen Rinnstein Seine ins Meer geschüttet wird; sie trinkt jährlich 400 Millionen Liter Wein, die des Landes beste und fetteste Erde ausgesogen haben. Und was gibt sie dafür? Wie viele Millionen Pfund Stärke, die aus den Kartoffeln unserer Felder gewonnen wird und ein wichtiges Nahrungsmittel ist, tun die Wäscherinnen in den Fluss; wie viele Millionen Fette und Öle gehen durch Seife und Pomaden verloren; wie viele Millionen Eier werden durch die Kloaken fortgespült in dieser Appretur, die der Fabrikant den Leinenwaren gibt . . .

— Gut, gut, unterbrach ich ihn, aber kennen Sie nicht die Geschichte vom Magen und den Gliedern?

— Die alte römische, ja, die kenne ich; Sie aber scheinen die neue nicht zu kennen von den Gliedern, die gegen den kranken Magen streikten, weil er sie infolge von Verdauungsstörung nicht mit frischem Blute versehen konnte, sondern sie hinsiechen liess, nachdem er sie vergiftet hatte.

— Mein Herr, antwortete ich, diese Geschichte ist wirklich eine der wenigen Geschichten, die ich nicht kenne; wenn Sie aber in dem Irrtum leben, dass die Bewohner dieser Stadt Pariser sind, so will ich Ihnen mitteilen, dass sie zum grössten Teil vom Lande oder aus der Provinz stammen. Von den 1 800 000 Parisern, die innerhalb der Stadtmauern leben, sind 1 031 865 vom Lande,. 177 209 sind Ausländer, nur der Rest besteht aus Parisern. Wissen Sie nicht, dass der Präsident der Republik im Jura geboren ist, der gefallene Minister Ferry in den Vogesen, der selige Gambetta in Cahors; dass Victor Hugo, der pariserischeste von allen Parisern, nicht aus Paris stammte, dass Zola und Daudet von Midi sind, Sarah Bernhardt Israelitin ist, Got aus Orne, Cocquelin aus der Normandie, Albert Wolff aus Köln . . .

— Ja, das weiss ich sehr wohl, unterbrach mich der Alte, und ich weiss, dass von den 30 000 Arbeitern, die jetzt hier in der Stadt keine Beschäftigung finden, die meisten Bauernburschen sind, die vom Lande einwanderten, um Oberklasse zu werden und nicht mehr auf dem Felde arbeiten zu müssen. Sehen Sie also, dass der Magen Paris nicht mehr mit der Nahrung zufrieden ist, welche die Glieder ihm zuführen, sondern auch an den Gliedern zu zehren anfängt? Sehen Sie nun, dass hinter der Arbeiterfrage die Bauernfrage liegt?

— Warum verlassen dann die Bauern das Land und die Felder, um in der Stadt zu verhungern?

— Es gibt, mein Herr, antwortete der Alte, ausser dem Kampfe ums Dasein, dem Kampfe ums Brot, ums Weib, auch den unblutigen Kampf um die Stellung oder das soziale Ansehen. Die Stadt ist der Adel, darum wollen alle in die Stadt, um geadelt zu werden. In den letzten zehn Jahren haben in Frankreich 800 000 Bauern das Land verlassen und sind in die Städte gewandert. Und wissen sie, was die Ursache ist? Sie sind doch ziemlich sicher, dass ich nicht Aristokrat bin?

— Ganz sicher!

— Gut! Sie glauben auch, dass ich Wissen und Aufklärung für das höchste Gut halte, und dass ich für den obligatorischen Gratisunterricht eintrete. Nun denn! Die schönste Reformarbeit, welche die dritte Republik ausgeführt hat, ist gerade der Volksschulunterricht, und eben dieser hat zum Teil das Land entvölkert. Wenn das Kind des Bauern im Alter von fünf Jahren der körperlichen Arbeit entzogen wird und bis zum dreizehnten Jahre auf der Schulbank sitzen muss, so will es nachher nicht mehr auf dem Felde arbeiten.

— Aber, warf ich ein, auch schon vorher sind die Bauernkinder in die Städte gewandert.

— Das ist wahr, aber damals spielte die Kaserne dieselbe Rolle wie heute die Schule. Die Bauernburschen kamen mit den Stadtburschen zusammen, und da wollten sie Stadtburschen werden. Sehen Sie, wie die Versuche, die Unterklasse zur Oberklasse zu erheben, misslungen sind. Glauben sie nicht mit mir, dass die Lohnforderungen der städtischen Arbeiter unmöglich zu befriedigen sind? Was habt ihr hier zu schaffen? würde die Stadt den einwan-

dernden Bauern antworten; geht zurück auf eure Felder, dann braucht ihr nicht zu hungern!

— Wie soll man denn die Bauern dazu bringen, dass sie auf dem Lande bleiben?

— Das weiss ich nicht. Aber es sass einmal ein Gefangener auf einer Festung, die Ham hiess. In der Einsamkeit begann er darüber nachzudenken, ob nicht ein grosser Teil von den Leiden der Menschheit selbstverschuldet sei. Er grübelte auch über die Frage „Stadt und Land". Er schrieb die Einwanderung in die Städte einer grossen Verschwendung von Grund und Boden zu und meinte, wenn man den Bauern die brach liegenden neun Millionen Hektar der „landes", Heiden, Triften, gäbe, würden sie lieber als kleine Besitzer auf dem Lande bleiben, denn als halbe Herren in den Städten hungern. Und den Verlauf der Sache dachte er sich so: wenn die Einwanderung in die Stadt aufhört, entsteht ein Mangel an Arbeitern und Dienstboten; dann erhöhen sich die Forderungen der Arbeiter; dann wird die Grossindustrie beschränkt. Ferner steigen die Forderungen der Dienstboten: dann vermindert die Bürgerschaft den Luxus und vermehrt die Selbsthilfe. Verringert sich aber der Luxus und das Kapital, so sinkt die Kultur: die Bankiers kaufen weniger Ölgemälde, und die Maler sterben aus; die Frauen der Grosskaufleute nehmen weniger Theaterbillette, und die Theater werden geschlossen; die Buchhändler können keine Bücher verkaufen, und die Literatur kommt zurück. Und dann würde der Umstand eintreten, dass die Bauern, die jetzt an Macht und Menge gewachsen sind, sich selbst in die Kammern wählen; und dann . . .

— Und dann?

— Würden sie gegen die Kulturanträge stimmen.

— Ganz wie es eingetroffen ist in meiner Heimat: Sie kennen vielleicht Schweden?

— Karls XII.? Ja, etwas.

— Wir haben Bauern als Mehrheit im Reichstage, und sie haben bereits gegen das Nationaltheater gestimmt, haben die Kulturausgaben beschränkt, wollen die Bischöfe abschaffen, ja haben sogar an die Apanage des Königs gerührt. Aber das ist ja der Tod der Kultur!

— Nein, die Demokratisierung der Kultur. Eine Kultur, die nur von Geldbewilligungen leben kann, ist eine adelige Kultur.

— Aber eine gleichmässig graue Halbdämmerung des Geistes wird eintreten, in der kein grosser Mann mehr wird aufstehen können.

— Ein grosser Mann ist, wer seiner Zeit weit voraus eilt, allzu weit voraus. Die Zeit will ihm nicht folgen, denn das kann sie nicht, und er selbst führt ein Leben des Leidens: die Menge hält ihn für verrückt, seine Freunde für ein verkanntes Genie. Was sollen wir mit solchen Abnormitäten?

— Aber ohne sie wird die Kultur sterben!

Der Alte sah durch das Guckloch und sprach wie für sich.

— Wir haben schon so viele Kulturen sterben sehen. Wir haben die Tempel von Mexiko, die dumme aber grosse Pyramidenkultur von Ägypten sterben sehen; wir haben die Marmorkultur von Griechenland untergehen, die Kolosseumkultur von Rom auf Schuttwagen fortfahren sehen. Mögen wir mehr Freiheit und mehr Brot bekommen, weniger Marmorstatuen und weniger Ölbilder: so werden wir glücklicher werden. Wenn das Institut einen Preis von 100 000 Franken aussetzen wollte für den, der die Frage „Wäre die Welt unglücklicher und schlechter, wenn Raphael nie gelebt hätte?" am besten beantwortet, so würde sicher niemand diese Frage bejahen können.

— Aber das ist ja eine Entwickelung, die rückwärts geht!

— Gewiss; wenn man am Ziel vorbeigegangen ist, muss man ein Stück zurückgehen, nicht den ganzen Weg. Die Natur macht auch gesunde Rückschritte, wenn die Kultur zu weit gegangen ist. Die Remontantrose geht zurück, wenn sie der Freiheit überlassen wird, um eine wilde Rose zu werden; die ist allerdings nicht so schön, hat aber die Fähigkeit, das Geschlecht zu vermehren; eine Fähigkeit, welche die Remontantrose verloren hatte — durch die Kultur, oder die Überkultur, wenn Sie das lieber wollen.

— Und Sie glauben, wenn man das unbebaute Land hingibt, kann man alle Leiden der Gesellschaft heilen. Wissen Sie nicht, dass die Gesellschaft ein organisches Produkt ist . . .

— Der Cholerabazillus und die Reblaus sind auch organische Produkte, aus der Kultur entstanden, aber darum keine vortrefflichen Dinge. Ein Arkanum habe ich nicht und glaube ebensowenig an den Industriesozialismus wie an die progressive Besteuerung; ebensowenig an Henry Georges und Wallaces Nationalisierung des Bodens; ebensowenig an Laveleyes und Bonnemères Grundassoziationen wie an Toubeaus kollektives Grundeigentum mit individuellem Nutzrecht. Ich glaube an kein Arkanum, glaube aber, dass viele und kräftige Heilmittel auf ein Mal angewandt werden müssen. Vor allem glaube ich, dass die Kulturgesellschaft in der Luft schwebt, solange sie nicht auf dem sichern Grunde der Erde gebaut ist; und überzeugt bin ich, dass die Gesellschaft nicht umgebaut werden wird, indem die Minderheit der Arbeiter Kapital und Maschinen enteignet, ohne dass die Bauern ein Wort mitsprechen.

Er schloss, während er mir den Weg zur Treppe hinunter zeigte.

Als wir zu ebener Erde stehen blieben, machte er eine neue Luke auf. In die Öffnung war ein rotes Glas eingesetzt.

— So sah Paris aus, als es brannte, sagte er und lud mich ein, durch das Glas zu sehen.

Es sah wirklich so aus, als brenne die Stadt an allen Punkten, und der Schornsteinrauch hüllte die Flammen der Sonne ein, als sei das Ganze eine einzige ungeheure Feuersbrunst.

— Glauben Sie, dass Paris noch einmal brennen wird, fragte ich.

— Es brennt schon, antwortete er, und es brennt immer. Die Revolution ist jeden Tag im Gange, wenn wir sie auch jetzt Evolution nennen. Das Volk ist gegen die Regierung, alle Parteien sind gegen die Regierung — ausser der Regierungspartei; die Arbeiter gegen die Arbeitgeber, die Schüler gegen die Lehrer, der Staat gegen die Kirche, die Kinder gegen die Eltern, und zuletzt die Geschlechter gegen einander.

— Bleibt nur übrig, dass sich die Pferde gegen die Kutscher und die Ochsen gegen den Schlächter erheben.

— Das haben sie schon getan, und sie haben eine Partei erhalten im Tierschutzverein, antwortete der Alte, der nie um eine Antwort verlegen war.

— Was wird denn das Ende von allem sein, Herr Prophet? fragte ich, um den Schluss des Gespräches abzurunden.

— Es ist nicht gut, etwas zu glauben, aber gut, zu untersuchen, ehe man urteilt!

— Das ist ein gutes Wort, sagte ich, und ich will gerade hinausgehen und untersuchen: es ist lange meine Absicht gewesen, „die Grundmauern der Gesellschaft“, wie Sie sagen, oder „den vierten Stand“,

oder die Glieder im Gegensatz zum Magen, mit einem Worte, die Bauern zu studieren.

Er sah mich mit grossen tiefen Augen an und sagte mild:

— Sie lieben also den Bauern?

— Mein Herr, antwortete ich, um mir keine idealen Forderungen zuzuziehen, die ich nicht erfüllen könnte, will ich gleich bekennen, dass ich den Bauern nicht liebe. Ich bin bald vierzig Jahre alt und habe meine Liebe meiner Familie geschenkt; mein König und mein Vaterland beanspruchen meine Liebe ebenfalls, wie sollte ich da mein armes Herz einer halben Milliarde Bauern schenken können, die nicht dieselben Kleider oder Anschauungen haben wie ich. Auf der andern Seite hasse ich nur meine Feinde, und da ich weder Städter noch Zollminister bin, hasse ich nicht die Bauern.

— Was haben Sie denn mit der Bauernfrage und den Bauern zu tun?

— Ich habe, wie alle Menschen, meine selbstsüchtigen Zwecke: ich bin neugierig und will sehen, was ich noch nicht gesehen oder zuviel in Büchern studiert habe; ich finde Vergnügen am Reisen, ich will etwas zu tun haben. Was haben Sie mit meinen Motiven oder meiner Liebe zu schaffen, wenn nur meine Zahlen richtig und meine Schilderungen wahr sind? Oder wollen Sie unbedingt, dass ich lügen soll, dass ich sagen soll, die Leiden des Bauern stören meinen Mittagsschlummer und meinen nächtlichen Schlaf, die amerikanische Weizenkonkurrenz lasse mich Blut schwitzen . . .

— Sie sind Skeptiker, und Sie werden nie etwas anderes sein als ein tönendes Erz, denn Sie haben nicht die Liebe.

— Ich habe nicht die Liebe, das ist wahr, aber ich habe etwas Besseres, denn ich besitze eine vor-

treffliche Bibliothek über die Verhältnisse der Bauern, und ich besitze etwas Erfahrung und Einsicht. Dass ich keine bestimmten Ansichten im voraus fertig habe, kein Arkanum, das ist mein grosses Verdienst. Wenn es mir gelingt, auf meiner Reise ein Heilmittel zu finden, werde ich froh sein; warum soll ich nicht froh sein, wenn ich Ihnen einige Einsichten verschafft habe? Ich beginne mit Frankreich, weil ich glaube, dass der Bauer dort am glücklichsten ist, und weil keine derartige Reise in Frankreich erschienen ist seit 1789, als der Engländer Arthur Young eine machte. Leben Sie wohl!

Ich wartete nicht die Antwort ab, die von einem neuen Südwind davongetragen wurde, sondern wanderte vom Montmartre hinunter und fuhr nach Hause, um meine Koffer zu packen, aufs Land hinauszuziehen und unter den Bauern zu wohnen.

ERSTE ABTEILUNG

Bauernleben in einem französischen Dorfe

1. Mein Dorf und dessen Bewohner.
2. La belle France, Landschaftsschilderung, Fruchtbarkeit, Steuern.
3. Schule und Unterricht.
4. Der Leutemangel; die Pacht.
5. Evolutionen und Revolutionen; Ehe und Hochzeit.
6. Abstinenz und Mässigkeit; Wein und Schenke; Religion Priester, Begräbnis.

ERSTES KAPITEL

Mein Dorf. Das Dorf romanisch, der Hof germanisch. Soziabilität und Individualismus. Lage. Klima. Boden. Der Maire, der Priester, die Bauern. Das Wohnhaus. Zuhause beim Bauern. Neue Bauern und alte. Franzosen und Deutsche. Speisekarte. Die Frauen. Jugend und Kindheit.

Mein Dorf, dessen Strassen ich nun ein halbes Jahr lang mit den Holzschuhen des Landes abgenutzt habe, besitzt den Vorteil, in Ile de France zu liegen, Hugo Capets Wohnsitz, der Wiege der französischen Monarchie. Es liegt weit genug von Paris, um zum Lande gerechnet werden zu können. Zwischen Fontaineblau und Nemours gelegen, einige Kilometer von der nicht sehr benutzten bourbonnaiser Bahn, hat es seinen bäuerlichen Charakter ziemlich beibehalten. Ich will den Namen nicht hersetzen, um meine Freunde, deren Wohlwollen ich so lange genossen habe, nicht verdriesslich zu machen.

Das Klima ist das mittlere Klima von Frankreich oder das sogenannte Klima Séquanien (des Seinetals). Jetzt, Anfang Januar, ist der Boden schneefrei. Man pflügt den Acker und fährt Dung hinaus. Kohl und Rüben stehen grün und werden unter der Hand geerntet. Die Laubbäume Buche, Eiche, Pappel, Hainbuche, Ulme, Erle und so weiter sind natürlich nackt. Aber laurier-cerise (Prunus Laurocerasus, Kirschlorbeer), laurier-cuisine (oder -sauce), Buchsbaum, Efeu und andere sind grün. Ulex blüht mit

seinen grossen gelben Blüten am Bahndamm, und auf den Kleeweiden pflücken die Kinder Mâche (Valerianella olitoria, Rapünzchen) zum Salat. Laurier tin (Laurus Tinus) blüht am Bahnhof: dessen grüner schöner Strauch ist mit weissen Büscheln übersäet. In Ouchy am Genfer See blühte er im vorigen Jahre erst im Februar, und in Genf wurde er als ein Wunder gezeigt, weil er draussen überwintern konnte. In den Gärten werden Zichorie und Lattich unter Bastmatten geerntet, Sellerie unter Blumentöpfen, und Helleborus niger (Christrose) hat seit November geblüht, in Schnee und Eis, bei Wind und Wetter.

Buchfink und Lerche sind den ganzen Winter dagewesen, natürlich ohne zu singen. Die Enten schnattern im Teich, Fasanen und Rebhühner kriechen im Buchweizenfelde.

Das Winterklima ist also milder als das der Lombardei, aber der Sommer ist nicht so warm. Der Pfirsich blüht im März, und der Wein erfriert zuweilen in der Blütezeit.

Das Dorf liegt dort, wo das Plateau nach dem Flusse Loing, einem Nebenfluss der Seine, hinunter fällt. Steht man vor dem Dorfe auf der Landstrasse und sieht in die weisse Häusermasse hinein, so hat man gleich den Typus für ein französisches Dorf, die Mutter der Stadt oder die Miniaturstadt. Es ist von fensterlosen Mauern umgeben. Das Dorf ist blind. Hat die Fenstersteuer oder die Verteidigung diese langen Maurreihen geschaffen? Vielleicht beide. Das Dorf ist weiss, hat aber schwarze Dächer, aus geschwärztem flachen Ziegel. Es ist heiter und traurig zu gleicher Zeit. Das Dorf soll eine römische Erfindung sein, der Hof eine germanische. Aber das Dorf kann nur auf einer fruchtbaren Ebene oder an der See oder um eine Grube existieren. In armen Gegenden und in den Bergen ist der Hof noch die

Regel, auch in lateinischen Ländern. In Hochschweden ist der einzelne Hof Regel und das Dorf Ausnahme: darum fühlt sich der Nordländer in dem fruchtbaren Frankreich nie so recht „auf dem Lande". Und fruchtbar ist es hier, denn von einem mittelgrossen Hügel kann man zehn Dörfer zählen.

Wenn man nun ins Dorf hineinschaut, sieht man zwei Reihen einstöckiger Häuser die grosse Strasse flankieren, die in der Mitte gepflastert sind. Auf beiden Seiten des Pflasters laufen Rinnsteine, aber an den Häusern entlang ist die Strasse nicht gepflastert. Im Rinnstein plätschern Enten, und auf der Strasse spazieren Hühner. Das erste Haus, das auffällt, ist die Buvette oder Schenke. Die hat einen Wacholderstrauch als Schild herausgesteckt. Dahinter ist das Schild des Bäckers zu sehen. Dann kommt das Schild des Tabakladens mit der Nummer der Regierung, denn der Tabak ist bekanntlich Monopol. Weiterhin liegt das Hotel, wo Handlungsreisende und Touristen sich niederlassen. Wo die Strasse eine Biegung macht, steigen die Ruinen des alten Schlosses in die Höhe, unter dessen Schutz diese Bauern sich einst angesiedelt haben, dessen Name und Besitzer aber vergessen wurden. Nach Rundbogen und Ornamenten scheint es aus dem dreizehnten Jahrhundert zu stammen. Dann kommen Schlächter, Kaufmann und Kirche. Dahinter liegen Pfarre, Mairie, Schule. Ein Kilometer weiter liegt das Schloss des Maires, des Marquis.

Monsieur le Marquis ist Orleanist und klerikal. Seine Ahnen sind nicht glänzend, und er besitzt sehr wenig Grund und Boden; infolgedessen ist seine Macht unbedeutend, zumal das ganze Dorf republikanisch ist. Sein Schloss ist ein Neubau und mit einer Kapelle versehen. Er lebt von seinen Zinsen und hält sich englische Pferde und Kutscher, ist

zuweilen gut befreundet mit dem Priester. Er möchte gern Land haben, aber er bekommt niemanden, der es bestellen will. Das ist die stille Revolution, die in Frankreich im Gange ist, und die Etienne Baudry vor zwanzig Jahren als das Ende der Welt verkündete.

Der Priester ist ein Bauernsohn und in gewissen Fällen klerikal, aber das Dorf ist atheistisch. Wie öde und traurig erscheint seine Wohnstätte einem Nordländer und Protestanten, der die nordische Pfarre gesehen hat, in welche der Idylliker am liebsten das Märchen von Friede, Wohlhabenheit und Familienglück verlegt. Ich denke immer an Vossens „Luise“, wenn ich den magern, dunkelhäutigen Einsiedler mit schweren Schritten durch seine enge Tür gehen sehe, die sich nur öffnet, nachdem man die kleine Glocke geschellt hat.

Letzte Weihnacht wollte ich ihn besuchen, aber er empfing nicht, weil er Damenbesuch aus Paris hatte.

Wenn er in seinen schwarzen Röcken die Strasse hinuntergeht, ziehen die Bauern weder Hut noch Mütze, sondern lachen hinter seinem Rücken. Die Messe wird nur von den jungen Mädchen besucht, „damit sie ihre neuen Kleider zeigen können“, wie mir dieser Tage eine ehrenwerte alte Bäuerin sagte, die selbst Mutter war und nicht in die Messe ging.

Der Tabakshändler trägt ein Band im Knopfloch von einer Medaille, die er erhalten hat, weil er ein Menschenleben aus Seenot rettete. Deshalb ist ihm auch das Tabaksmonopol im Dorfe übertragen worden. Er möchte gern Republikaner sein, wagt es aber aus Rücksicht auf den Marquis nicht.

Das sind die Bourgeois des Dorfes.

Kommen dann die 600 Bauern oder die eigentlichen Bewohner des Dorfes. Der Bauer, den ich vor zehn Jahren draussen bei Marly in Seine-et-Oise

getroffen, glich keinem ernsten Menschen. Das war eine kleine, nicht ganz richtige, lächerliche Person, denen ähnlich, die Leonce Petit im Journal Amusant unter dem beständigen Titel Nos bons Villageois zeichnet. Er lief im Hause umher und sprengte gekauftes Weihwasser auf die Wände, solange der Donner rollte; er hatte aufgehört Salat zu essen, weil er kein Gefäss besass, in dem er ihn bereiten konnte, nachdem er den Topf zerschlagen hatte; er war servil, stand da mit der Mütze in der Hand und benahm sich wie ein Bewohner des Kantons Valais in der Schweiz. Viel ist seitdem in Frankreich geschehen, und anders sieht mein Nachbar jetzt aus, wenn es auch noch Typen des alten Stammes gibt.

Ich will mit einem Besuch bei einem reichen Bauern beginnen. Sein Haus besteht aus zwei Stockwerken, aber er bewohnt nur das untere. In die grosse Einfahrt, die gewöhnlich geschlossen ist, hat er eine kleine Tür eingelassen, um an der Türsteuer zu sparen. Auf dem Hofe, der auf allen vier Seiten von Nebengebäuden eingeschlossen wird, klettern spalierte Weinreben. Links ist der Stall mit einem mittelmässigen Pferde; daneben der Viehstall mit einigen dürftigen Kühen. Dann das Hühnerhaus und das Puterbauer, der Schuppen für die Werkzeuge, die Wagenremise, der Holzstall. Darüber die Scheune und der Heuboden. Auf einem Gange, der durch den Schuppen führt, kommt man in den Garten, der vielleicht ¼ Hektar umfasst. Der ist von Mauern umgeben, an denen Wein, Aprikosen und Pfirsiche spaliert sind. Ein laurier sauce ist unentbehrlich für die Küche. Kleine kurzgeschorene Buchsbaumhecken, nur einige Zoll hoch, umgeben die Rabatten. Eine Bambusstaude, eine seltene Pflanze, denn die trifft man sonst erst in Nîmes, schwankt noch grün im Winterwinde. Apfel-, Birn- und Mispelbäume

stehen hier und dort zwischen gut gepflegten Gemüsebeeten. Man sieht niemals Unkraut in einem französischen Garten, und die Beete sind nicht über dem Boden erhöht, sondern liegen in gleicher Ebene: dadurch wird die Feuchtigkeit, die Lebensbedingung für Gemüse, erhalten, und das Begiessen wirkt. Eine Weinlaube mit Tisch und Bänken bildet einen angenehmen Zufluchtsort während der Sommerhitze.

Im Hause an der Strasse wohnt der Bauer, fast immer verheiratet, aber mit wenig Kindern, deren Anzahl im direkten Verhältnis zum Areal des Bodens stehen soll.

Zuerst kommt man in die Küche, die nach dem Hofe zu liegt. Sie ist dunkel und eng, und ihr fehlt, was man im Norden Gemütlichkeit nennt. Ein Stück von der Wand ab steht der eiserne Herd, dessen Blechrohr frei hinauf zur Decke steigt. Es ist ein kleines Ding, nicht grösser als der Kasten eines Stiefelputzers. Aber er heizt schnell und spart Brennholz. An der Wand hängt eine schöne Doppelflinte und eine Jagdtasche. Ein Gestell mit Küchengeschirr, ein Schrank und einige Rohrstühle vollenden die Einrichtung. Die Wände sind nackt und verräuchert, und das Ganze ist höchst ungemütlich.

Dahinter liegt die Wohnstube, die auch Schlafzimmer ist. Hier findet man einen gewissen Luxus, vermischt mit Dürftigkeit. Der Kamin mit Spiegel und Standuhr gibt sofort an, dass der Bauer auf dem Wege ist, ein Bourgeois zu werden; und er benutzt auch das Wort cultivateur statt paysan von seinen Brüdern. Cretonnegardinen behängen die hohen Fenster, die auch mit Volieren und Jalousien versehen sind. Ein grosses Mahagonibett ist gut gebettet und hat eine weisse Decke. Ein Schrank aus Nussbaum und ein Tisch mit einem halben Dutzend Stühle bilden die übrige Einrichtung.

Der Herr des Hauses besitzt 15 Hektar und ein Haus, wird deshalb reich genannt. Er kleidet sich noch immer als Bauer, trägt also Hosen aus braunem gestreiftem Baumwollsammet, blaue baumwollene Bluse, Holzschuhe und jetzt im Winter eine Lederkappe, die er nie abnimmt. Sein Gesicht ist rasiert, wie die älteren Leute immer sind, während die jüngeren Schnurrbart tragen. Er sieht ehrlich aus und klug. Er ist höflich, aber durchaus nicht demütig, und er behält die Mütze auf, wenn ich unbedeckt eingeladen werde, neben ihm vor dem Feuer im Kamin Platz zu nehmen. Er spricht ruhig, klar und rein, mit einem kleinen Accent in der Mundart des Landes: die kurzen a innerhalb der Worte werden lang und derselbe Vokal wird ä am Ende. „In diesem Monat“ heisst also „ce moê“. „Diese Klasse“ wird „cette clâse“.

Es ist eigentümlich, wie stark das Selbstgefühl bei der französischen Nation bis in die untersten Schichten entwickelt ist. Der Bauer und die minderjährigen Kinder des Bauern sehen auf den Fremdling herab, er mag den mächtigsten Nationen der Welt angehören, der englischen oder der deutschen. Er fühlt, dass die französische Nation die erste ist, als Erbe Roms. Und das sitzt noch fest trotz den Niederlagen und Demütigungen des letzten Krieges. So verachtet er den Deutschen und den Ausländer überhaupt mehr, als er ihn hasst. Hier im Dorfe, wo die Preussen im Quartier gelegen und sich bebesonders human benommen haben, äussert sich kein Preussenhass, aber man findet seine Sprache lächerlich und pflegt im Scherz ein „Ja“ oder „Nein“ zu blöken. Der Bauer ist stolz und sieht mit herablassendem Lächeln auf alle Fremdlinge herab. Wenn ich mit ihm über mein armes Land sprechen will, wird er zerstreut und sieht aus, als denke er: „Was

geht mich das an? Ich handle nicht mit Brettern." Aber als Bauer ist er niemals frei von Misstrauen. Wenn ich ihn ausfragen will, sieht er mich an wie einen Spion, und doch bin ich nur ein Neugieriger.

Der ältere Bauer hasst und verachtet den Pariser. Es ist sowohl Neid auf den Gebildeten wie das Gefühl, relativ höher zu stehen in vernünftiger Lebensweise.

Seine Frau hat das Äussere der Bauernfrau abgelegt und sich fein gemacht. Sie hat das Haar gekreppt und trägt ein modernes Kleid. Ihre zweijährige Tochter hat Strümpfe, Schnürstiefel, ein Kleid mit Plisseestreifen und Tournure, welch letzte sie faux chu (faux cul) nennt.

Kleidet der Bauer sich nicht, so isst er um so besser. So sieht seine Speisekarte aus. Morgens: Suppe mit Gemüse wie Kartoffel, Bohnen, Zwiebeln. Sie ist mit Wasser und einem Butterkloss gekocht. Um 11 Uhr: Fleischsuppe; Fleisch oder eine Omelette, wozu „petit vin" getrunken wird (den man aus der Weinhefe oder dem Bodensatz des Gefässes kocht). Um 4 Uhr: Brot, Käse und Wein. Um 8 Uhr: Suppe, Fleisch mit Gemüse und Wein. Zuweilen Obst zum Nachtisch. Salat gehört immer zum Mittag und wird mit Öl aus Wallnuss oder Mohn bereitet.

Wenn Heinrich IV., der jedem Bauer ein Huhn am Spiesse gönnte, jetzt lebte und auf Père Charrons Hof käme, würde er sowohl Hase wie Puter wie Fasan an der Wand hängen sehen. Als der Bauer gefragt wurde, ob er einen Fasan verkaufen wolle, antwortete er, er habe nur soviel, wie er selbst gebrauche. Den Vogel, der sich von einer „chasse gardée" verflogen, hatte er auf seinen Feldern geschossen.

Trotzdem er in guten Verhältnissen lebt, ist er

eifriger Republikaner und liegt in Fehde mit dem Marquis.

Der arme Bauer wohnt in einem einzigen grossen Zimmer, das zugleich Küche und Schlafstube ist. Die Wände sind nackt und düster, und Kinderkleider trocknen am Herd. Im Stalle hat er kein Pferd, sondern einen kleinen Esel, wenn er überhaupt ein Zugtier besitzt. Er besorgt sein Feld, einige acres, mit einer Hacke (houe), einem schrecklichen Werkzeug mit kurzem Schaft, das seinem Benutzer einen krummen Rücken beschert, der nie mehr gerade werden kann. Es ist ein trauriger Anblick, diese alten krummen Männer, die ihres Weges ziehen, den Rücken im Winkel von 48 Grad gebeugt, das Gesicht zur Erde gewandt. Er lebt von Suppe und „pain bis", kann sich aber selten Wein leisten.

Die Frauen, die sich vor vielen Niederkunften hüten, sehen im allgemeinen gesund aus und arbeiten nicht auf dem Felde; höchstens „promenieren" sie die Kuh einige Stunden am Tage. Dem Tier wird dann das eine Vorderbein ans Horn gebunden, so dass die Hüterin ruhig auf einem Schemel sitzen und nähen oder sticken kann.

Die Söhne sehen stattlich aus, nachdem sie von der Kaserne zurückgekommen sind. Sie sind im allgemeinen gross und gerade und benehmen sich mit einer gewissen Gewandtheit. Sie tragen einen Schnurrbart, sind noch mit einer Bluse bekleidet, wenn auch nicht immer; haben eine hohe schwarze baumwollene Mütze mit Schirm auf dem Kopfe, spielen ausgezeichnet Billard und werden anfangs von den Fremden für Kommis gehalten. Sie können lesen und schreiben und sind immer au courant mit der Politik des Tages.

Die Mädchen sind auf dem Wege, Fräulein zu werden, tragen Faltenröcke und legen die Holzschuhe ab.

Die Kinder sehen im allgemeinen nicht kräftig aus. Blass und hohläugig und frühreif, deuten sie auf den Verfall oder, wenn man will, auf die Verfeinerung der Rasse. In diesen Zeiten sicher zu bestimmen, was Rückgang oder Entwickelung, das ist nicht leicht, und ich hebe alle Urteile für später auf.

ZWEITES KAPITEL

La Belle France. Landschaftsschilderung. Frankreich ist ein Flussland. Botanik. Ist Frankreich so fruchtbar? Der mittlere Ertrag ist geringer als in Deutschland, Österreich, England und Skandinavien. Des Bauern Klagen verglichen mit denen des Landwirts. Zerstückelung des Landes. Ungleiche Verteilung der Grundsteuer.

Wenn man an einem Sommertage aus dem Dorfe herauskommt, öffnet sich sofort die Aussicht über eine hohe Flachlandschaft, und man hat den Eindruck von etwas sehr Hellem, Offenem, Heiterem, Weichem; man fühlt, dass man in La Belle France ist. Keine starken Schatten, keine harten Linien; die Luft ist beinahe immer dunstig mit violetten Färbungen, die Gegenstände schmelzen zusammen, wenn auch nicht wie in Corots nebeligen Landschaften. Dass diese „französische Luft“ in Ile de France beinahe nie klarblau ist, soll von vielen Dingen kommen, am meisten vielleicht von den Feuchtigkeitsverhältnissen. Von drei Meeren umgeben, deren vier gewaltige Flusstäler die erwärmten Winde der Nordsee, des atlantischen Ozeans, des Mittelmeers aufnehmen, ist das Land beständig Thermometer- und Barometerveränderungen ausgesetzt. Die Regen dauern nicht lange, aber auf das schöne Wetter darf man sich auch nicht verlassen. Man kann einen warmen Morgen mit Sonne haben, Regenschauer am Mittage, klar am Nachmittage, kalt

und klar am Abend, Schnee oder Regen in der Nacht. Dazu kommt, dass der lockere Boden, der auf warmem Kalk- oder Sandstein ruht, ebenso leicht das Wasser durchlässt wie schnell auf der Oberfläche abdünstet; so bilden sich beständig feine Dünste, die sich schwebend halten, ohne Wolken zu formen.

Die weichen violetten Töne der Luft werden auch damit erklärt, dass Sandstein und Kalk auf Strassen und Wegen zu gelbgrünem Staub zertreten und vom Winde in die Luft getrieben werden. Damit mag es sich nun verhalten, wie es will, meine Landschaft macht mir das Herz leicht. Der Boden ist hell, die Luft ist licht, und wenige oder keine Wälder verbreiten Dunkel. Und selbst der Wald ist hell, denn sehr oft fehlt hier der tote Granit, die dunkelbraunen Moose, die schwarzen Fichten, deren herabgefallene Nadeln die Vegetation töten, und in den leichten lichtgrünen Schatten der ordentlich durchforsteten Eichen und Buchen wachsen Blumen und Gräser. Selbst der Wald von Fontainebleau, der eine Musterkarte von den meisten Floren des Klimas liefert, zeigt auch in der Granitregion eine Abwechslung, welche die Düsterheit nimmt; auch ist die Kiefer, die hier die nordische Fichte ersetzt, viel heller im Ton, und ihre roten oder grauen nackten Stämme werden kaum von der gelichteten Krone beschattet. Der Wald sieht hier aus, als habe ein Samenhändler einen Sack voll Samen auf gut Glück ausgeschüttet. Mit dem Notizbuch in der Hand, habe ich an einem einzigen Punkte dicht beim südlichen Rande des Waldes folgende Baumarten auf einer Stelle, die nicht grösser als einige acres war, notiert: Buche, Eiche, Hainbuche, Pappel, Akazie, Kiefer, Fichte, Hagedorn, Birke, Elsbeere, Eberesche, echte Kastanie (jedoch nur in Buschform). Das

Dickicht des Unterholzes war ausserdem von Liguster, Brombeere (ronce), Hagedorn, Schlehen, Ginster, Ulex, Farnkraut und Heide durchwebt.

Die Landstrassen sind glatt wie ein Fussboden, makadamisiert, ohne Gräben an den Seiten. Route nationale, 16 Meter breit, zieht sich wie ein kolossaler Boulevard mitten durch die Landschaft, an den Seiten mit Steinen besetzt und bewacht von zwei Reihen gewaltiger Bäume, meistens Pappeln, auch Akazien, zuweilen Platanen, deren Rinden beim Wechsel aussehen, als seien sie einem Gewehrfeuer ausgesetzt gewesen. Die Pappel, ich glaube, es ist die kanadische, gibt dem Flachland hier den Charakter, wie die Pyramidenpappel der Lombardei das Gepräge gibt. Sie folgt allen Landstrassen, sie begleitet den Kanal und sieht sehr militärisch aus in ihren geraden Reihen. An den Seiten der Landstrasse liegen in bestimmten Abständen Niederlagen von Flint- oder Kalkstein, die zur Ausbesserung benutzt werden.

Frankreich hat fast gar keine Seen, ist dafür aber ein Flussland. Eine französische Landschaft ohne den Schimmer eines Flusses ist eine Ausnahme. Am Flussufer sammeln sich Erlen, Weiden und Pappeln, deren Laub den Strand in ein lauschiges Grün hüllen. Im Schilf spielen die munteren Rohrhühner; und Hecht, Karpfen, Barbe mit ihren Verwandten locken den Fischer zu einem Sport, der eine Geduldsprobe ist.

Der Acker liegt hier in langen Streifen, die nur einige Meter breit sind. Da die Erde aus sandigem kalkhaltigen Boden besteht, gedeiht der Weizen nicht gut. Der ist in dem Lehm der nördlichen Provinzen zu Hause. Dagegen wird eine ausgezeichnete Kartoffel gebaut. Der Hafer wird auch gut. Der Buchweizen, der empfindlich gegen Frost ist, wird meistens als Nachernte zum Grünfutter gesäet, wie der Mais.

Die weisse Rübe wird fürs Vieh gebaut, denn die Zuckerfabriken holen ihren Bedarf jetzt aus Deutschland, das die Ware billiger herstellt und ein gefährlicher Konkurrent für Frankreich geworden ist.

Der Spargel, der leicht in Paris abgesetzt wird, ist hier in ganzen Hektaren zu finden, zuweilen zwischen den Weinstöcken. Der Wein ist schlecht und wird auf freien Feldern nur zum Hausbedarf des Bauern angebaut. Einige Kilometer weiter nördlich liegen jedoch die berühmten Weinberge von Thomery, wo die bekannte fontainebleauer Traube oder Chasselas Blan zu Hause ist, aber nur als Esstraube am Spalier gedeiht. (Deren Abkömmlinge sind es, die Millionen Hektare am Genfer See bedecken und in Treibhäusern noch in Schweden gedeihen.) Die Futterpflanzen sind Luzerne, Esparsette (sainfoin), Inkarnatklee, die mit dem Getreide abwechseln, denn Brache gibt es hier nicht mehr, so weit ist man gekommen.

Wenn ich nun Père Charron frage (ich nenne ihn auch weiter Charron, obgleich er etwas anders heisst): ist der Boden fruchtbar? so antwortet er: pas mal. Fragt man Père Jules, so antwortet er: ça dépend. Père Morot aber weiss genau, dass er sich nicht lohnt.

Wie verhält es sich nun in Wirklichkeit mit Frankreichs fruchtbarem Boden, der bis Ultima Thule hin berühmt ist: dort geht die Sage, dass ein Alter und eine Alte den Acker mit einem Stock wandten, ohne Pflug oder Spaten zu benutzen. Ja, diese Frage beantworten hiesse die schwere Frage der Landwirtschaft lösen, und das will ich nicht übernehmen. Die Schwierigkeit ist um so grösser, als Frankreich ein sehr grosses und abwechslungsreiches Land mit verschiedener Kultur und verschiedenem Boden ist.

Wollte man aus dem mittleren Ertrag eines Hektars schliessen, würde Frankreich weit unter all den europäischen Ländern stehen, wie aus folgender Tabelle hervorgeht:

England gibt pro Hektar 28 Hektoliter Weizen;
Rhein-Preussen und Hannover 25 Hektoliter Weizen;
Preussen und Sachsen 24 Hektoliter Weizen;
Holland 22 Hektoliter Weizen;
Dänemark, Norwegen 20 Hektoliter Weizen;
Österreich-Ungarn 17 Hektoliter Weizen;
Frankreich 15¼ Hektoliter Weizen.

Nun gibt es aber grosse Differenzen zwischen den einzelnen Departements: in Isère kann man 35, aber in Dordogne nur 6¾ Hektoliter Weizen pro Hektar ernten.

Und dieses reiche Frankreich führt Weizen ein, weil es sich nicht selbst mit Brot versehen kann. Ist Frankreich denn so reich? Wenig Gruben, keine Wälder besitzt es. Wovon lebt es denn? Von Wein, Seide und Fremden? Wahrscheinlich. Das aber sind unsichere Erwerbe, denn der Wein kann von der Reblaus und dem Pilze Oïdium verheert werden, die Seidenraupe ist krank, die Seidenarbeiter in Lyon leiden an Anarchismus; die Fremdlinge beginnen abzuziehen, seit die Franzosen nach dem Kriege aufgehört haben höflich zu sein.

Man hat das eingesehen, und die Gesetzgeber sind alle darüber einig gewesen, dass Frankreichs neuentdeckte Armut darin liegt, dass der Boden nicht soviel hergibt, wie er hergeben müsste. Ich glaube, man hat recht, aber als Heilmittel hat man bloss ein einziges empfohlen, das sich bisher als unwirksam erwiesen hat: den Schutzzoll. Und damit sind wir mitten in der „Crise agricole“.

So lauten die Klagen. Der Weizen wird bedroht von der Konkurrenz durch Amerika und Indien; die

Zuckerrübe von Deutschland und Österreich, die Wolle von La Plata und Australien, die seit 1880 für eine Milliarde von dieser Ware eingeführt haben sollen; der Wein in Midi ist von der Reblaus verheert worden; der Raps, der früher 350 000 Hektar einnahm, bedeckt jetzt nur noch 100 000; der Flachs ist von 125 000 auf 60 000 Hektar zurückgegangen; der Hanf von 175 000 auf 80 000. Im vorigen Jahre wurden 2 500 000 deutsche Hammel in Paris eingeführt. Dank einem Tarif de pénétration können Steinkohle, Gemüse u. a. eingeführt werden, und gewisse Waren können von London nach Paris abgehen für 21 Franken weniger an Fracht, als wenn sie von Boulogne expediert würden. Ferner: ein Kolonialwarenhändler, der für 1800 Franken Waren auf Lager hat, wird leicht von einer Bank ein Darlehn von 1000 Franken erhalten, aber ein Landwirt mit 10 000 Franken Einkommen wird diese 1000 nur mit grossen Schwierigkeiten erhalten und gegen Unkosten, die sich auf 10 Prozent belaufen können. Die Städte (da ist der Feind!) genieren sich nicht, Octroi zu erheben. Und dann die Steuern. „Jedes Mal, wenn du neun Sack Getreide auf den Markt bringst, nimmt der Staat drei."

Zum Kriegsdienst steuert das Land mit vier Fünftel vom Kontingent bei, die Städte dagegen nur mit einem Fünftel.

Und dann die Stempel, die Protokollierung, die Unkosten bei jeder Gelegenheit des Lebens. Ein Gut von 100 000 Franken kann seinen Besitzer nicht wechseln, ohne dass die Staatskasse und der Notar 7000 oder 8000 Franken nehmen. Ein Erbe von 481 Franken beweglicher Habe erhielt, als er mündig wurde, eine Rechnung der Unkosten, vom Erbe aber keine Spur. Es war bei der Verwaltung draufgegangen.

So klagt ein alter Sous-préfet, der eben über die Frage eine Broschüre herausgegeben hat, und sein Heilmittel ist: Schutzzölle. Darauf antwortet ein Direktor der landwirtschaftlichen Station im östlichen Frankreich: Der Schutzzoll hilft nicht, denn der niedrige Getreidepreis kommt von den letzten guten Ernten des Landes. Nein, meint er, das Unglück liegt darin, dass die Produktionskosten zu hoch sind und der Ertrag zu klein ist. Das heisst: die Landwirtschaft steht niedrig in Frankreich. Also, heben wir sie, indem wir alle möglichen Mittel auf einmal benutzen!

Was sagt nun Père Charron dazu? Ich fragte ihn dieser Tage, ob er die „Krisis" gespürt habe! Nein, davon wusste er nichts. Nur die „Getreidehändler" (er nennt die grossen Landwirte Getreidehändler!) spüren die amerikanische Konkurrenz; und der Schutzzoll, den die Regierung auf Weizen legte, übte durchaus nicht die beabsichtigte Wirkung auf die letzte Wahl, die bekanntlich ziemlich schlecht ausfiel.

Worüber klagt Père Charron denn? Er verkauft keine Güter und kein Getreide, er verkauft nur Hühner, Eier und Gemüse, um die Steuer aufzubringen und isst den Rest selbst; er baut Wein für eigenen Bedarf, ein Darlehen von einer Bank will er nicht haben, sondern lieber sein Geld bei einer Bank anlegen.

Aber er hat andere Klagen und besonders drei sehr ernste. Erstens: die Zerstückelung des Bodens; zweitens: die ungleiche Verteilung der Grundsteuer; drittens: die Einwanderung in die Städte.

Als ich mit Père Charron aufs Feld hinaus ging, zeigte er mir etwa zwanzig Fetzen, Streifen, Scheiben, einige nicht grösser als ein Paar Bettlaken für zwei Personen, hier und dort zwischen die Acker-

stücke der Nachbaren gestreut. Er besass noch fünfzehn Felder, aber sie waren nicht zu sehen, denn sie lagen bei andern Dörfern, eine Stunde Weges entfernt. Alle diese Parzellen waren durch Erbe und Heirat in seine Hände gekommen, aber sie trugen nicht viel, denn die Unkosten waren zu hoch. Bald musste er hierhin mit dem Pflug, bald dorthin. Bei der Ernte musste er auf die Nachbaren warten, denn er konnte nicht über deren Acker fahren; oder er musste seine Ernte t r a g e n. Daraus entstanden unaufhörliche Klagen, Streitigkeiten und Prozesse.

— Aber warum wird das nicht geändert? fragte ich. Warum tauschen Sie nicht aus?

— Das ist nicht zu ändern, antwortete er bestimmt. Alle möchten ihre Felder nahe beim Dorfe haben, und jeder würde glauben, ihm geschehe unrecht.

— Ist nicht zu ändern? Doch, mein lieber Alter, wir haben es in Schweden schon vor 50 Jahren durch Gesetz geändert. Und ihr Franzosen habt es auch getan in Meurthe-et-Moselle, Haute-Saône, Côte-d'or und anderswo. Ihr hattet ein Gesetz vom 16. Juni 1824, das auf einen Frank das Tauschrecht festsetzte, aber 1834 wurde dieses Gesetz wieder abgeschafft. In der Schweiz hat man Tauschsatzungen, die dreihundert Jahre alt sind. Schottland, Deutschland, Österreich haben dasselbe versucht. In Sachsen hat man zwischen 1833 und 1865 mehr als ein Fünftel der Gemeinden ausgetauscht, und es sind zum Tausch zwei Drittel Stimmen der Interessierten nötig.

— Hier kann ein Tausch doch niemals durchgeführt werden, beharrte Père Charron.

Und das ist leider die Ansicht vieler.

Nun gibt es ein anderes Mittel: die Zerstückelung verhindern. In Schweden war es nicht erlaubt, ein Gut weiter als bis zur „Besutenhet“ zu teilen (jetzt ist es jedoch unter gewissen Bedingungen erlaubt).

Mit „Besutenhet“ meint das Gesetz, dass der Besitzer drei arbeitsfähige Personen ernähren, dass Wiese und Weide von der Güte sein muss, dass ein Pferd oder zwei Zugochsen, zwei oder drei Kühe, fünf oder sechs Schafe oder Ziegen Sommer und Winter durchgefüttert werden können, wenn man noch das Stroh vom Felde und das Laub von den Bäumen dazu nimmt. In Schweden, wo der Bauer viele Kinder hat, führt dieses Gesetz zu der unangenehmen Lage, dass beim Tode des Vaters nur der Älteste den Hof erhält und die anderen Geschwister, die dann in die Stadt wandern oder Dienst suchen müssen, abfindet. In Frankreich, wo der Bauer nur zwei Kinder hat, wäre die Gefahr geringer.

Im Zusammenhang damit steht die ungleiche Verteilung der Grundsteuer. Als das alte Grundbuch aufgenommen und der Boden nach seinem Ertrage in Klassen geteilt wurde, gaben viele aus Spekulation einen höheren Wert an, als der Grund und Boden besass, während andere aus Geiz einen geringeren Wert nannten. So ist hier am Orte schlechter Boden höher besteuert als guter. Bei einem Tausch entstehen dann unerträgliche Streitigkeiten. Darum wollen die Bauern von Tausch nichts hören, bevor nicht ein neuer Kataster aufgenommen ist. Wie ungleich die Grundsteuer ist, kann man daraus beurteilen, dass auf Korsika eine Gemeinde $^{19}/_{100}$ Prozent bezahlt, während eine Gemeinde in Charente 30 Prozent zahlt, also 158 mal mehr.

Die dritte Klage, die Wanderung in die Städte, schiebe ich für das nächste Kapitel auf, das vom Schulbesuch und Kriegsdienst handelt, denn mit denen steht diese Sache in intimer Beziehung.

DRITTES KAPITEL

Die Schule. Gereinigt von der Monopolreligion. Der Marquis hängt wieder Kruzifixe auf. Die Mädchen lernen die Grundgesetze wie die Knaben; aber Nähen statt Tischlern. Die Moral. Staatsbürgerlicher Unterricht. Geschichte schlechter als Geographie. Die Zeit des Unterrichts dauert zu lange. Die Jugend wird blass und fasst Widerwillen gegen die Landwirtschaft. Paul Bert will das Studentenexamen abschaffen. Der Sohn ist der Leibeigene des Vaters. Sucht sich zu emanzipieren.

Gleich hinter der Kirche liegt das Gemeindehaus, in dem sich die Schule befindet. An der Mauer neben dem Eingang ist Baudry d'Assons Interpellation an Brisson vom 15. Dezember 1885 angeschlagen. Es ist ein sehr grosses Plakat und enthält einen treuen Bericht über die Verhandlung der Deputiertenkammer, ob gewisse Gehälter der Geistlichen, die aus der Staatskasse fliessen, eingezogen werden sollen. Ich muss diese Regierung oft hochachten, weil sie Energie besitzt, Sinn für die Forderungen der Wirklichkeit hat und ehrlich ist. Sie hat auf diesem Plakat alle Schmähungen der Gegner, der Klerikalen, drucken lassen, wie auch die Antworten der Minister. Das hätte die kaiserliche Regierung niemals getan. Und meine Hochachtung steigt zur Bewunderung, wenn ich in diese Schule eintrete, die obligatorischen Volksunterricht hat. Das ist vielleicht die grösste Tat, die beste Arbeit für die Zukunft, welche die so übel angeschriebene Regierung ausgeführt hat. Und wenn ich dazu ein wenig Dankbarkeit füge, bin ich

nur gerecht, weil meine Kinder, ohne französische Bürgerinnen zu sein, ohne Steuer zu bezahlen, denselben kostenfreien Unterricht geniessen dürfen, den die Kinder des Landes erhalten.

Mein Dorf hat sich noch kein stattliches Schulgebäude angeschafft; es hat sich mit dem begnügt, was es besass, und seine alten Schulsäle beibehalten. Man „laicisierte“ sie, das heisst, entfernte die religiösen Gegenstände, deren Anwesenheit die Gefühle freigewordener Menschen verletzen kann, während deren Abwesenheit niemandes Gefühle verletzen kann, zumal dieselben Gegenstände leicht in der Kirche wiedergefunden werden können. Aber alles geht nicht auf ein Mal, und noch hängt ein Kruzifix über dem Kamin. Der Schulinspektor liess es vor einem Jahre auf den Boden bringen, aber der Maire, der Herr Marquis, hat es wieder aufhängen lassen.

Die Schulbänke, die keine Lehne haben, sind von alter Art, wie die langen schmalen Tische, aber die Kinder sind es nicht gewohnt, bequem zu sitzen. Die schwarze Tafel, die Karten, die metrischen Masse und die geometrischen Figuren bekleiden die Wände.

Bekanntlich werden die französischen Kinder von 5 bis 13 Jahren täglich ausser Donnerstag und Sonntag unterrichtet. Der Donnerstag ist zum Religionsunterricht beim Geistlichen bestimmt, aber nur für die, welche es wünschen. Das neue Schulgesetz hat also keinen Zwang auf religiöse Gefühle ausgeübt.

Die Schulstunden sind von 8 bis 11 mit 10 Minuten Pause zwischen 9^{30} und 9^{40}; und von 1 bis 4 mit einer Pause zwischen 2^{30} und 2^{40}.

Was nun die neue Erziehung angeht, so findet man sogleich und in erster Reihe zwei Gegenstände, die bisher hier im Lande gefehlt haben und vielleicht noch anderswo in Europa fehlen: Moral und staatsbürgerlicher Unterricht.

Die Moral, die jetzt die Religion der Schule ersetzen soll, finde ich vortrefflich. Es ist nicht die alte Essäer-Moral, aber es ist die Gegenseitigkeitsmoral des Christentums, modifiziert vielleicht von der französischen Positivistenmoral; was daher kommt, dass die jetzt regierenden Männer zum Teil Schüler von Auguste Comte sind.

Es war wohl eine schwere und heikle Arbeit, die Lehren zu redigieren, die zuerst von allen den Fünfjährigen, deren Eltern zum grössten Teil jede Religion verworfen haben, fürs Zusammenleben eingepflanzt werden sollen. Dieses Schema hat die Regierung aufgestellt, um die kleinsten Kinder in der Moral zu unterrichten. Der Lehrer soll die Stunden des Unterrichts selbst benutzen, und was sich während dieser zuträgt, damit auf diesem realen Grunde die Kinder die Hauptbedingungen des Zusammenlebens verstehen lernen. Indem er ihnen das Verhältnis zwischen Verfehlung und Bestrafung zeigt, gibt er ihnen einen Begriff von der Pflicht; indem er Beispiele aus dem Schulleben selbst anführt, flösst er ihnen das Gefühl von Gerechtigkeit, von Ehre ein. Über alles ist Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit zu setzen; niemals darf das Kind entmutigt werden, indem man seine Gesprächigkeit, seine Fragen oder Bitten barsch abweist. Immer ist zu erklären, warum eine Strafe angewendet wird, damit das Kind nicht denkt, es sei Rache. Und so weiter.

Ferner: Vorurteile und Aberglauben, wie abergläubische Geschichten von Hexen, Vorzeichen, Wahrsagungen u. a., sind auszuroden. Vor geheimen Lastern, Faulheit, Trunksucht, Unordnung, Grausamkeit ist zu warnen. Mitleid mit den Gefallenen, Barmherzigkeit mit den Leidenden, Dankbarkeit ist einzuflössen.

Das sind ungefähr die ersten Begriffe von den

Pflichten des Zusammenlebens, die während des Cours élémentaire mitgeteilt werden.

Im Cours moyen werden die Blicke erweitert. Jetzt wird von den Pflichten gesprochen, welche die Kinder gegen Eltern, Lehrer, Geschwister und, zum ersten Male vielleicht, gegen Diener haben. Darauf die Pflichten gegen das Vaterland und gegen sich selbst. Hier wird ein neues Wort ausgesprochen: Achtung vor deinem Körper. Sei sauber, mässig, übe deine Muskel. Sei arbeitsam, sparsam — und spiele! Hier ist Spencers Predigt gegen die Furcht, welche die Zeitgenossen vor dem Spielen haben, in gute Erde gefallen und hat gekeimt. Vergnüge dich! Welches neue Wort für uns, die wir nie etwas anderes hörten, als dass das Vergnügen eine Sünde sei.

Ehre die körperliche Arbeit und behandle die Tiere gut: auch zwei gute Worte.

Unter die Pflichten gegen andere wird auch aufgenommen: achte den Glauben von anderen. Das ist gut, muss aber wohl in etwas begrenzter Bedeutung aufgefasst werden, damit man nicht Aberglauben respektiert. Wie Gesetzgeber, die neue Gesetze ausarbeiten, nicht zu grosse Achtung vor den Gesetzen haben dürfen, die sie abschaffen sollen, ohne dass dadurch die Achtung vor den Gesetzen überhaupt geschädigt wird.

Dann folgt ein schweres Kapitel. Die Pflichten gegen Gott. Die Regierung sagt wörtlich: „Der Lehrer ist nicht verpflichtet, eine Vorlesung ex professo über Gottes Natur und Eigenschaften zu halten; die Lehren, die er allen ohne Unterschied geben muss, beschränken sich auf einige wenige Punkte. Zuerst müssen die Kinder lernen, nicht leichtsinnig Gottes Namen auszusprechen. Der Lehrer muss mit der Idee von der ersten Ursache (cause première) und dem vollkommenen Wesen (l'être parfait) ein

Gefühl von Ehrfurcht und Achtung zu verbinden suchen; er muss alle anhalten, dieselbe Achtung vor dem Gottesbegriff bei andern zu haben, auch wenn dieser unter Formen auftreten sollte, die von denen seiner eigenen Religion verschieden sind."

Alles dies ist schön und lobenswert, aber in der Praxis müsste zuerst die Religion als Staatsmonopol abgeschafft werden. Denn wie sollen Freikirchliche Glaubenslehren achten, die sie missbilligen müssen, die nach ihrer Ansicht der Menschheit Unglück bringen, zumal sie selbst zum Angriff gereizt werden, teils weil sie die Wahrheit lieben, teils weil sie gezwungen werden, Unterstützung an die Priesterschaft zu zahlen, die in den Kirchen des Staates offen schmäht, was ihnen heilig ist. Doch genug davon!

Die Pflichten gegen Gott werden schliesslich auch im Programm recht unbestimmt gelassen. So soll der Lehrer dem Kinde sagen, die erste Huldigung die es Gott schuldig ist, bestehe in Gehorsam gegen Gottes Gesetze, so wie sie sich „in Gewissen und Vernunft offenbaren".

So viele Sinne, so viele Gewissen! Und so viele Vernunft dann!

Im dritten oder höchsten Kursus wird die Lehre von den Pflichten gegen Familie, Gesellschaft und Vaterland weiter entwickelt; dabei werden Fragen wie Steuern, Stimmrecht und dergleichen berührt.

Das Ganze schliesst mit einer etwas unklaren Unterscheidung zwischen Pflicht und Interesse, zwischen dem geschriebenen und dem Moralgesetz. Der Autor, der dieses ganze Moralgesetz für die Schule verfasst hat, müsste jedoch der Jugend nicht vorreden, dass diese Moral von Geburt an mit unsichtbaren Zeichen in ihren Herzen geschrieben stehe, denn dann hätte er sie ja nicht erst zu schreiben brauchen.

Weit bedeutungsvoller ist der staatsbürgerliche Unterricht, den man in beinahe allen europäischen Ländern, mit oder ohne Absicht, von den Schulen ausgeschlossen hat. Und zwar ist das so weit gegangen, dass man Doktor der Philosophie, Reichstagsabgeordneter, ja Minister werden kann, ohne die Verfassung seines Landes zu kennen.

L'Instruction Civique erteilt die ersten Begriffe in Rechtslehre und Volkswirtschaft. Dass die Regierung diese Gelegenheit benutzt, um der Jugend gegenüber die wirklich hohen Steuern, die das Land jetzt tragen muss, zu begründen, ist sehr wohl zu verstehen. Und auch dagegen ist nichts zu sagen, dass sie die schwere Steuerlast aus den Fehlern des Kaisertums erklärt.

Ein kleiner vortrefflicher Anhang zu dem grösseren Lehrbuch ist ein Formularheft, das mit sowohl leicht wie schwer lesbaren Handschriften bedruckt ist und Beispiele von all den Urkunden enthält, zu deren Niederschrift man in gewöhnlichen Fällen die Hilfe eines Advokaten braucht. Da sind Verträge, Zeugnisse, Wechsel, Quittungen, Bürgscheine, Rechnungen, Gesuche, Eingaben, Testamente und dergleichen mehr. Ausserdem gibt das Heft, wie gesagt, Gelegenheit, verschiedene Arten von Handschriften lesen zu lernen.

Mit besonderer Sorgfalt ist die Naturlehre von Paul Bert selbst behandelt, und neue frische Winde wehen durch die Blätter dieses kleinen Meisterstücks. Immer wird auf die Forderungen des wirklichen Lebens Rücksicht genommen. Zum ersten Male hat man auch das Vergnügen, in die Mysterien „der geheimen Wissenschaft“ zu blicken, und der berühmte Arzt-Physiologe erzählt der Jugend von Krankheiten und einfachen chirurgischen Operationen, sogar von Heilmitteln. Leider schliesst er seine Erörterungen mit dem Rat, man solle sich immer an den Arzt wenden. Warum nicht jedem Kinde beibringen, wie bei einer

Wunde der erste Verband angelegt wird, wie man einen Ertrunkenen ins Leben zurückruft, wie die gewöhnlichsten Leiden verhindert und geheilt werden, statt immer auf den Arzt hinzuweisen, der auf dem Lande gewöhnlich weit entfernt wohnt, auch teuer bezahlt werden muss? Indessen ist Frankreich sehr liberal in der Hergabe der Heilmittel: ein Familienvater geht gewöhnlich direkt zum Apotheker, wenn eine Krankheit in seinem Hause ausbricht, um sowohl Rat wie Arznei zu erbitten und zu erhalten. Ich habe sogar Arsenik und Morphium ohne Rezept bekommen, und die gebräuchlichsten Heilmittel sind immer vorrätig in Pillen, Pastillen oder Drogen.

Die Geographie ist mustergültig. Dass das Vaterland so ausführlich behandelt wird, setzt den Ausländer in Erstaunen: er ist ja gewohnt, alle fremden Länder vor seinem eigenen studieren zu müssen. Hier scheint mir der Patriotismus des Franzosen berechtigt und schön zu sein, und hier hat er Hauptsache von Nebensache getrennt. Alles ist synoptisch. soll durchs Auge aufgenommen werden. Hier sind Karten, besonders über Flüsse, Berge, Departements, Provinzen, Militärdistrikte, Bahnnetze, Kanäle, geologische Formationen, Produkte, Industrien: so kann der Schüler jede Provinz kennen lernen, erfahren, was sie hervorbringt oder veredelt.

Am schwächsten ist das Lehrbuch der Geschichte. Illustriert, wie die meisten Lehrbücher, was einen grossen Fortschritt bedeutet, leidet es an bedenklichen Mängeln. Es benutzt noch immer die Namen der Regenten, um die Epochen zu bezeichnen; und was schlimmer ist, beinahe alle Illustrationen illustrieren Schlachten oder unbedeutende Ereignisse. Schlachten sind allerdings bedeutungsvoll für die Geschichte des Gebietes, aber im Leben des Volkes haben sie nicht dieselbe Rolle gespielt. Alles, was

die Person des Regenten angeht, ist ausserdem zu sehr betont, allzu sehr für ein republikanisches Land. Hier sieht man Bilder mit solchen Unterschriften wie: „Heinrichs IV. seidene Strümpfe“, „König Heinrich III. und seine Hofleute liebten frivole Vergnügen; sie liebkosten kleine Hunde, neckten Papageien, spielten Bilboquet.“ Wenn man denken sollte, es läge eine republikanische Absicht darin, systematisch die Regenten herabzusetzen, so betrügt man sich. Denn selbst Napoleon III. wird milde behandelt. Über den letzten Krieg 1870/71 schreibt der Autor noch 1885: „Frankreich hat während des Krieges 1870 seine Kriegsehre verloren. Es hat einen Teil seines Gebietes verloren. Mehr als fünfzehnhunderttausend Menschen, die unsere Departements Haut-Rhin, Bas-Rhin, la Moselle bewohnten und gute Franzosen waren, haben Deutsche werden müssen. Sie haben sich nicht in ihr Schicksal ergeben. Sie verabscheuen Deutschland; *sie hoffen noch immer, wieder Franzosen zu werden.*“ Hier schiebt indessen der Autor recht ritterlich eine Eloge auf den Feind ein, die den Hass der vorigen Sätze mildert. „Aber Deutschland hält an seiner Eroberung fest, und Deutschland ist ein grosses Reich, dessen Bewohner aufrichtig ihr Vaterland lieben und dessen Soldaten tapfer sind und Manneszucht besitzen.“ Und er schliesst mit einem Rat an die Franzosen: wenn sie das nächste Mal siegen wollen, sollen sie vom Feinde lernen und gute Bürger wie gute Soldaten werden. Das Lehrbuch endet mit einem Aufruf an die Jugend, einst ihre bei Sedan und Metz geschlagenen Väter zu rächen (sic). „Das ist eure Pflicht, die grosse Pflicht eueres Lebens!“ Nun, das ist eine liebenswürdige Schwäche bei einer noblen Nation, die mit allen ihren liebenswürdigen Schwächen nobel ist.

Soviel über die Lehrbücher. Die Lesebücher sind

gut ausgearbeitet und alle illustriert. Sie handeln von allem menschlichen Wissen, von Industrie, Landwirtschaft, Naturkunde.

Daneben gibt es eine kleine Leihbibliothek, die Schriften über Landwirtschaft und etwas schöne Literatur enthält. Doch versicherte der Schullehrer, man lese lieber Jules Verne als die landwirtschaftlichen Bücher. Die Jugend leiht sich ausserdem gegenseitig Zolas Romane, die indessen bei den Eltern nicht beliebt sind. Vom Departement Seine, das heisst von Paris und Umgebung, hat man soeben eine kleine Statistik veröffentlicht über die Bücher, die aus der städtischen Bibliothek entliehen wurden. Von 700 000 entliehenen Werken behandelten 65 000 Wissenschaften und Künste, 58 000 Geschichte, 64 000 Geographie, 84 000 Poesie und Theater. Aber mehr als die Hälfte, nämlich 400 000, waren Romane. Woraus hervorgeht, dass die Menschen noch recht weit davon entfernt sind, sich mit der Wirklichkeit zu versöhnen, sondern lieber im Halbdunkel der Fiktionen leben.

Zum Unterricht gehört auch Gartenbau und Tischlerei sowie für die Mädchen Nähen und Sticken.

Alles ist also wohl bestellt, und die Proben, die ich von Aufsätzen über ein angegebenes Thema gesehen habe, zeugen von beträchtlichem Verstand und grosser Einsicht.

Aber, hier kommt ein furchtbares Aber, hat die Schulreform all die guten Ergebnisse gehabt, die man erwartete? Hat sie einen Einfluss auf die wirtschaftliche Lage der ackerbauenden Bevölkerung ausgeübt? Ich erwähnte oben, dass die älteren Bauern mit grossen Besorgnissen dem Ergebnis entgegensehen. Früher, sagen sie, konnten wir die Kinder ernähren und kleiden, weil sie ihre Arbeit dem Felde widmeten; jetzt müssen wir eine Menge Herrchen von fünf bis dreizehn Jahren versorgen, die nur unproduktiv

sind; nachdem sie sieben Jahre die Schule besucht haben, können sie nicht arbeiten, weil sie es nicht gelernt haben; und wollen auf dem Felde nicht arbeiten, da sie die Bücher kennen gelernt haben. Kommen sie dennoch in die Arbeit hinein, so erwartet sie, sobald sie zwanzig sind, die Kaserne; nachdem sie fünf Jahre mit Kameraden zusammengelebt haben, wandern sie alle nach der Stadt. Diese Klage ist allgemein, aber sie richtet sich nicht gegen den Unterricht selbst, sondern gegen dessen zu lange Ausdehnung. Man lernt das ganze Jahr hindurch, hat nur einen Monat im Sommer Ferien, und zwar den August, sowie acht Tage um Ostern. Die Lehrbücher sind zu gross, die Stunden zu lang, die Gegenstände zu viele. Père Charron meint, man könne der Sache dadurch abhelfen, dass Lesen und Schreiben ins Elternhaus verlegt, die Lehrbücher gekürzt und die Lesebücher zum Selbststudium überlassen würden; auch müsste die Zahl der Stunden verringert werden, damit die körperliche Arbeit mit der geistigen Erziehung parallel ginge. Ist das Land auch schon ruiniert, meint er, jetzt wird es vollständig von Schule und Kaserne entvölkert werden.

Wenn dieser Bauer eine Klerikaler und Reaktionär wäre, würde seine Rede nur klerikal und reaktionär klingen, aber er ist ein aufgeklärter und gebildeter Republikaner. Er hat selbst nicht nur die Volksschule besucht, sondern auch Collège, da er sich für das juristische Studium vorbereiten wollte. Aber er war klug und kehrte zurück zum Bauernstand und Bauernleben. Er meint auch, die Jugend leide an einer Intelligenzkrankheit, die von der Schule genährt werde; die habe zur Folge, dass die Feldarbeit verachtet wird, und die jungen Leute in die Städte wandern. In den letzten zehn Jahren, sagt er, haben 800 000 Bauernjungen und Bauernmädchen das Land verlassen und sind in die Städte gezogen, um Ar-

beiter und Dienstboten zu werden; dadurch ist das grosse Heer der arbeitslosen und unzufriedenen Industriearbeiter gewachsen; auch hat sich infolge dieser Konkurrenz die Stellung der Dienstboten so verschlechtert, dass sie sich den Scharen der Streikenden und Prostituierten angeschlossen haben.

Die Tatsache, dass das Land verlassen wird, ist nicht zu leugnen: hat aber Père Charron recht, wenn er ausschliesslich Schule und Kaserne für diesen traurigen Umstand verantwortlich macht? Es gibt ein soziales Gesetz, das an das physikalische Gesetz erinnert, nach dem Flüssigkeiten in miteinander verbundenen Röhren Gleichgewicht suchen. Es gibt einen Trieb beim Menschen, seine Stellung zu verbessern, die sozialen Stufen hinaufzusteigen; sich hinaufzuarbeiten, wie es auch heisst. Der Sohn des Bauern, der für den Vater arbeitet, ohne Lohn zu erhalten, glaubt eine weniger selbständige Stellung zu haben als der Dienstbote und Tagelöhner: die werden doch bezahlt und können gehen, wenn sie wollen. Der Sohn ist gebunden, nicht immer mit den Fesseln der Liebe, und seine Person ist wirklich unfrei. Er hat keine Aussicht, sein eigener Herr zu werden, bis sein Vater stirbt; mit Ersparnissen sich zu verheiraten und so zu eigenem Haushalt zu kommen, ist ja unmöglich, da er kein Geld erhält, das er sparen könnte. Ist es da nicht natürlich, dass er das Haus verlässt, sobald er kann? Aber wohin soll er gehen? Die väterliche Scholle ist schon so zerstückelt, dass er, solange die Eltern leben, nicht in Besitz eines „Arpent“ kommen kann; und bei einem Bauern in Dienst gehen, wäre ja aus seiner Klasse herabsteigen. Bleibt nur übrig, in die Stadt zu wandern. Ich glaube also, dass der alte Bauer ohne rechten Grund die Schule beschuldigt, und dass er an dieser Sache zu interessiert ist, um unparteiisch urteilen zu können.

Wie aber soll man die jungen Bauern an die Scholle binden?

Napoleon III. dachte einst (in seiner Jugend!) darüber nach, welche Ursache die ewige Unruhe habe, welche die Mittelpunkte der Gesellschaft, die Städte, stört. Und er glaubte die Wurzel des Übels darin zu finden, dass die Städte in ungesunder Weise anwachsen. Dieses Zunehmen wieder schrieb er der Einwanderung vom Lande, dem Verlassen der Scholle zu. Er verfasste sogar kleine Schriften über die Sache, und in einer von ihnen, die für massvoll sozialistisch gehalten wurde, schrieb er folgendes Rezept gegen das Übel nieder: „Die Armut wird dadurch aufgehoben, dass man den Armen unterrichtet und ihn ersucht (conviant), die 9 190 000 Hektar unbebautes Land, das entweder dem Staat, den Gemeinden oder Privatleuten gehört, fruchtbar zu machen. Diese Heiden (landes), geringe Viehweiden (pâtis) geben nur einen schwachen Ertrag (8 Franken pro Hektar), sind also ein totes Kapital . . . Man gebe (ohne Entschädigung) diesen Armen, die unproduktiv sind, diese Erdstücke, die ebenfalls unproduktiv sind, und diese beiden toten Kapitalien werden einander das Leben wieder geben.“ Darauf schlägt der Autor vor, landwirtschaftliche Genossenschaften einzurichten u. a. m.

Dieser Mann, vielleicht eher wohlwollend als schuldig, war vielleicht mehr Realist als Paul Berts positivistische Regierung, als er neben den Unterricht rein praktische Reformen setzen wollte. Der Fehler der jetzigen Regierung besteht vielleicht darin, dass sie mit dem Unterricht durch Bücher alles heilen will. Kürzlich hat auch ein sehr geschätzter, wenn auch noch missverstandener Autor, A. Toubeau, in einer vortrefflichen Arbeit „Le Relèvement de la population“ diese Frage behandelt; was er vor allem

an dem System zu tadeln hat, formuliert er also: „Indem man das Leben in zwei Epochen teilt: die eine, in der man denkt, die andere, in der man arbeitet — schadet man sowohl dem Denkvermögen wie dem Arbeitsvermögen. Theorie und Praxis sollen ineinandergreifen wie Gedanke und Wort".

Derselbe Autor hat auch die Aufmerksamkeit auf die Knechtschaft gerichtet, in welcher die Kinder leben; ohne die Familie im geringsten anzugreifen — die hält er vielmehr für die natürliche Grundlage der Gesellschaft — will er deren Recht über die Kinder auf das kindliche Alter begrenzen. Er findet es schädlich, daß die Kinder zu lange im Hause bleiben; meint, das Gefühl der persönlichen Verantwortung werde dadurch verringert, die Fähigkeit der Umsicht und Voraussicht geschwächt. Seine Kritik schließt er damit, daß er die Befreiung der Jugend fordert. Da der Verfasser ein Universalmittel hat, die metrische Besteuerung oder exklusive Grundsteuer, so glaubt er, die Kinder werden durch dieselbe Schule leichter dazu kommen, eine Parzelle zu erwerben und Familie zu gründen.

Da ich nicht gesehen habe, dass die unbebauten Landstriche gratis überlassen, noch dass die metrische Besteuerung durchgeführt wird, kann ich nicht darüber urteilen, wie die vorgeschlagenen Mittel wirken. Ich habe sie nur anführen wollen, um zu zeigen, dass vorgeschrittene Reformatoren für den Niedergang der Landwirtschaft nicht den Schulbesuch verantwortlich machen, noch weniger dessen Abschaffung fordern, damit sich die Landwirtschaft hebt.

Aber die Tatsache bleibt bestehen: der Bauer glaubt, infolge des langen Schulbesuches verlieren die Kinder die Lust an der Feldarbeit.

In Österreich ist eben ein heftiger Kampf über den

obligatorischen Schulbesuch auf dem Lande ausgekämpft worden. Das geltende Gesetz, das damals abgeschafft wurde, ordnete acht Jahre Schulbesuch an. In der Alpengegend, wo es weit zur Schule ist, wurde dieses Gesetz unerträglich und konnte nicht durchgeführt werden. Es galt für sehr liberal und hiess kostenfrei, trotzdem es den Bauern eine schwere Steuer an Arbeitskräften auferlegte. Missbrauch wurde Sitte, und Minister Taaffe verkürzte auf Verlangen der zuständigen Bauern die lange Schulzeit; deshalb hielt man ihn für sehr reaktionär und sogar für klerikal.

In Schweden gibt es die viel gelobten Volkshochschulen. Wie der Baum der Erkenntnis, tragen auch sie sowohl gute wie böse Früchte. An einer von diesen Schulen, die ich kenne, gestaltete sich der Unterricht folgendermassen: Vermögende Bauernburschen und Bauernmädchen sollen in dieser Anstalt lernen, was sie für ihr Leben nötig haben. Sie führen Gemeindeversammlungen auf, denen sie der Reihe nach vorsitzen. Sie lernen etwas Buchhaltung und Naturkunde. Das ist sehr gut. Aber daneben lernen sie schwedische Geschichte der alten guten Art, Tegnérs romantische chauvinistische Gedichte, Topelius' Bravaden, die Geschichte der schwedischen Literatur. Der Ackerboden, der für praktischen Unterricht bestimmt ist, wird verpachtet, und der Garten wird von Knechten bestellt. Die Herren Eleven, die sich für Studenten halten, spielen Karten und trinken die Nächte durch. Die Mädchen lernen unter andern Dingen Stickerei. Das ist die böse Frucht des Baumes! Diese Schule hat das Resultat gehabt, dass die Landwirtschaft von den jungen Herren aufgegeben wird: die werden dann Advokate, Küster oder gehen in die Städte. Der Zweck, nämlich Kenntnisse unter der ackerbauenden Bevölkerung zu ver-

breiten, ist also verfehlt, da diese ackerbauende Bevölkerung aufhört, den Acker zu bebauen, sobald sie Kenntnisse erworben hat.

Soll man also die Volkshochschulen verurteilen? Ja und nein, denn es gibt Fragen, die mit ja und nein beantwortet werden können.

Paul Bert, der sicher den Satz vom Gleichgewicht der Flüssigkeiten kennt, hat auch eingesehen, dass die eine Fläche nicht steigen kann, ohne dass die andere fällt; darum ist er darauf bedacht gewesen, die höhere etwas fallen zu lassen, so dass beide auf ein Niveau kommen. So würde das Hinaufstreben der Unteren nachlassen, und allmählich würde Gleichgewicht eintreten. Im letzten Frühling schlug er deshalb vor, das Studentenexamen abzuschaffen. Dieser Vorschlag wurde in einer Zeitung von einem modernen Geist befürwortet, der nirgendswo Überkultur liebt, nämlich von Guy de Maupassant. Der hielt das Studentenexamen für umständlich, die Schule für unpraktisch, weil sie die Fähigkeit des eigenen Handelns schwächt.

In Norwegen ist die Frage erörtert worden und wird wohl bald wieder erscheinen.

Halbe Reformen, die ihrem Zweck entgegenwirken, kann es also geben; und der ausgedehnte Volksunterricht, ohne dass gleichzeitig der höhere Unterricht verkürzt wird, scheint eine bedenkliche halbe Massregel zu sein.

VIERTES KAPITEL

Der Mangel an Händen. Deutsche und Belgier werden herbeigerufen. Ein Tagelöhner mit weißen Manschetten. Ein schwedischer Instmann. Das Land geht von den Herren an die Bauern. Die Pachtungen werden aus Mangel an Tagelöhnern verlassen. Ein Pächter mit 70 Morgen Acker, einem Knecht und zwei Pferden. Die Pacht 1500 Franken, aber das Jagdrecht 4500 Franken auf demselben Gut. Der Bauer als Schwindler.

Dass an Händen Mangel ist und dass die Hände teuer sind, das ist die beständige Klage des Bauern. Und der Mangel an Hilfe ist in Frankreich so gross, dass man während der Ernte Belgier und Deutsche herbeirufen muss.

Ausser den schon behandelten Ursachen gibt es noch andere Gründe, aus denen die Hände einen Widerwillen gegen Feldarbeit haben. Die heutigen Menschen scheinen eine Entwickelung des sozialen Triebes durchzumachen, der übrigens bei der keltischen Rasse entwickelter sein soll als bei andern.

Auf dem Felde arbeiten, ist, die Erntezeit ausgenommen, ein einsames Leben. Der französische Bauer, der meist in Dörfern lebt, ist an Verkehr gewöhnt, und die Einsamkeit quält ihn. Ein Tagelöhner hier im Dorfe zog die Kameradschaft und die langweilige Arbeit am Bau einer Eisenbahn vor; und dabei erhielt er dort nur 3.50, während er auf dem Felde 4 Franken verdiente.

Der Bauer weiss auch sehr wohl, dass der Tagelöhner nichts ausrichtet, wenn er nicht Kameraden oder Aufsicht hat.

Dazu kommt der demokratische Geist der Zeit, der die Unterklasse gegen die Oberklasse drängt; ein Streben, das sich in besseren Lebensbedingungen und besseren Kleidern zeigt.

Ich sah heute morgen auf meinem Spaziergange draussen auf dem Felde einen Tagelöhner, der eine Kleeweide mit einer Hacke aufbrach. Sein Anzug bestand aus schwarzen Sammethosen (eine Stufe höher als die braunen Sammethosen, die der Bauer am Alltag trägt), einer Weste aus dunklem Wollenzeug, einem reinen weissen Hemd, dessen Manchetten weiss leuchteten, und einer schwarzen Mütze mit Schirm: so glich er einem Buchhalter eher als einem Bauern. Seine Uhrkette baumelte bei jeder Bewegung von der Westentasche herab, und sein Gesicht mit dem schwarzen militärischen Schnurrbart war nicht von der Sonne gebräunt.

Dieser Arbeiter verdient im Winter 4 Franken täglich, im Sommer bis 5.50. Er wohnt im Hotel, wo er volle Pension für 3.50 bekommt. Dafür erhält er ausser dem ersten Frühstück seine zwei Mahlzeiten um 11 und um 6: bei beiden gibt es Suppe, Gemüse, Fleisch oder Speck, sowie ein halbes Liter Wein.

Am Abend und an den Sonntagen spielt er Billard, arrangiert Bälle und traktiert. Er ist nicht heftig oder übermütig, aber er tritt sicherer auf als die Söhne des Bauern, denn er rechnet sich nicht zu den Dienstboten. Er gibt seine freie Arbeit gegen eine vereinbarte Bezahlung, geht und kommt, wann er will, und steht unter niemandes Befehl. Ist an Arbeitern Mangel, erhöht er seinen Preis.

Wie beneidenswert ist die Stellung dieses Mannes,

wenn man sie mit dem des schwedischen Instmannes vergleicht, dessen Klasse in Frankreich fehlt; da ist man entweder Gutsbesitzer (grosser oder kleiner), Bauer, Halbpächter (métayer) oder Pächter (fermier).

Vergleichen wir die 1500 Franken (= rund 1000 schwedische Kronen) des französischen Tagelöhners mit dem Deputat eines schwedischen Instmannes in Schonen:

Barer Lohn	145 Kr.
33 kft Roggen	80 „
18 kft Gerste	40 „
6 kft Malz	15 „
1 kft Erbsen	4 „
5 Tonnen Kartoffel	20 „
1 Kanne Milch täglich	51 „
Summa	355 Kr.
Freie Wohnung	30 „
Verschiedene Vorteile	20 „
Summa summarum	400 Kr.

Also 400 Kronen gegen 1000 Kronen.

Der Mangel an Feldarbeitern hat lange dazu beigetragen, dass der Boden zerstückelt wird und in die Hände des Pächters übergeht. (In Italien ist es dahin gekommen, dass man — in Friaoul — aus Mangel an Arbeitern ganze Güter niedergelegt hat. In Italien wandert nämlich der Feldarbeiter aus.)

Die Zerstückelung des Bodens hat man in Frankreich fast ausschliesslich dem Umstande zugeschrieben, dass die grosse Revolution die Güter des Adels, der Emigranten, der Priesterschaft konfiszierte; aber ein neuerer Autor, Léonce de Lavergne, hat die Sache untersucht und gefunden, dass sie sich nicht ganz so verhält. Ein Teil der konfiszierten Güter wurde während der Restauration zurückgegeben, und die nicht herausgegeben wurden, kamen nicht direkt in die Hände der Bauern, sondern der Spekulanten.

Von diesen Bourgeois gingen sie allmählich durch Detailkauf an Bauern über, da die Herren sie aus Mangel an Händen nicht bestellen konnten. Der Mangel an Händen soll entstanden sein, sagt der Autor, teils weil während des zweiten Kaisertums in Paris viel gebaut wurde, teils weil die Eisenbahnen unerhörte Arbeitskräfte brauchten.

Das mag sich so oder anders verhalten: der französische Bauer wurde durch die Revolution von der Feudalgewalt befreit, brachte es durch Ersparnisse und Fleiss zu Grundbesitz, steht jetzt aber als Gutsbesitzer dem Arbeiter und seinen eigenen Söhnen gegenüber, ohne deren Hilfe er sein Vermögen nicht weiter mehren kann.

Père Charron sagte mir in diesen Tagen, es sei so weit gekommen, dass er Ackerbau nicht mehr mit Gewinn treiben könne, auch wenn er Arbeiter hätte, denn deren Arbeit bezahle nicht den Lohn.

Die Folgen sind für den Bauern, der selbst arbeitet und mässig lebt, nicht so zu spüren, aber für die Pächter, die viel Land auf Spekulation übernehmen, ist eine wirkliche Krisis vorhanden. Im Departement Aisne, das vor nicht langer Zeit eins der blühendsten war, sieht man die Pächter die Farm verlassen; Bettler streichen im Lande umher, und die Gutsbesitzer beeilen sich zu verkaufen oder das Land in Jagdgründe zu verwandeln. In dem genannten Departement allein lagen (nach dem Journal officiell, Februar 1885) 840 grosse und schöne Pachtgüter verlassen da. Und im Laufe der drei letzten Jahre sind die Verträge um 60 Prozent zurückgegangen.

Hier in der Gegend von Seine und Marne gibt es viele Châteaux. Ich kann sechs bis sieben auf meinem kurzen Morgenspaziergang zählen. Land besitzen sie längst nicht mehr, sind jetzt nur Sommerfrischen, die das halbe Jahr die Fensterläden geschlossen halten.

Eins von diesen Schlössern, das noch Land besitzt, ist an einen Bauern verpachtet. Ich besuchte ihn dieser Tage und erhielt ein lehrreiches lebendes Bild, wie die Entwicklung, die jetzt die Emanzipation der Arbeiter genannt wird, vor sich geht.

Von ziemlich schlechtem Boden umgeben, der meist aus einem mit Sand und Kiesel vermengten Humus besteht, liegt der Pachthof da. Früher war er ein Schloss und sieht noch stattlich aus. Gewaltige eiserne Türen, die der Besitzer, ein Pariser Beamter, alt in Paris gekauft hat, öffnen sich zu dem kolossalen Hofe, der auf allen vier Seiten umbaut ist. Nach Westen liegt das Wohnhaus, mit hohem steilen Dach, langen Schornsteinen in der äusseren Mauer, Wetterfahnen auf dem First und Spuren von fortgenommenen Ecktürmen. Im Süden liegt der Viehstall, im Osten Scheune und Heuboden; die nördliche Seite bilden Schuppen, Flügel der Dienstleute, Tischlerwerkstätte und so weiter.

Der Pächter, schlecht gekleidet wie ein armer Bauer, von zwei zottigen Schäferhunden begleitet, empfing mich auf dem Hofe. Ich glaubte, es sei ein Knecht, aber im Augenblick hatte er sich als der gegenwärtige Schlossherr vorgestellt. Stehenden Fusses erstattete er Bericht über seine Verhältnisse. Das Gut, das 70 Hektar Land, darunter natürliche Wiesen, umfasste, war für 1500 Franken verpachtet, der Hektar also für ungefähr 20 Franken. Wenn man nun weiss, dass die mittlere Pacht 1880 auf 60 Franken für einen Hektar festgesetzt wurde, so kann man daraus schliessen, dass unser Pächter sein Gut sehr billig bekommen oder dass der Boden schlecht war. Trotzdem die Pacht so niedrig war, hatte er sie doch nicht bezahlen können; das aber erzählte er mir nicht. Was war denn die Ursache? Draussen lagen die Felder eben wie Billardtische, in

langen zusammenhängenden Stücken, ohne Gräben, ohne Steine. Der Boden war mager, das ist wahr, aber er war leicht zu bestellen und hätte verbessert werden können. Doch hier fehlten sehr richtig Arbeiter. Siebzig Morgen Acker sollten mit einem Pfluge, einem einzigen Knecht, zwei Pferden bestellt, von sechs Kühen gedüngt werden. Das war ja unmöglich. Auch sah das Ganze aus wie ein stattliches Elend. Der Mist lag auf dem Hofe herum, Wind und Wetter ausgesetzt, weder ein Ablauf von Pferde- und Viehstall noch ein Sammler waren vorhanden. Die Kühe sahen aus wie die sieben mageren, und die beiden Pferde glichen den Kracken der Rothäute im Jardin d'acclimatation. Vierzig Schafe von der braunköpfigen Rasse aus Sologne standen im Verschlage, und das halbe Gut war für sie in Grasweide verwandelt worden.

Aber der Pächter war fröhlich und heiter, denn der Gutsherr sei „so nett". Wahrscheinlich weil er die Jagd für 4500 Franken verpachten konnte: damit hielt er sich schadlos für das, was er an der Pacht verlor. Ja, es war vielleicht nach seiner Ansicht ein Gewinn für die Jagd, dass das Land so wenig bearbeitet wurde. Mit vielen Gütern in den Departements um Paris verhält es sich so, dass die Jagd mehrere Male die Pacht bezahlt. Natürlich wird dadurch die Landwirtschaft arg geschädigt; mit Absicht wird sie niedergehalten, damit Rebhühner und Fasanen nicht gestört werden, die ausserdem für die Felder wirklich schädliche Tiere sind.

Und der Besitzer, der wusste, dass der Pächter kein Kapital hatte, tat nichts, um den Boden ertragreich zu machen. Dünger kaufen war nicht gut möglich, denn er kostet hier mindestens fünf Franken das Kubikmeter: eine Ladung kostet also fast zwanzig Franken. Man kauft jedoch künstlichen Dünger,

denn hier im Dorfe ist eine Niederlage, während man gleichzeitig den natürlichen verschwendet.

Aber der Pächter war zufrieden. Er zeigte mit einem gewissen Hochmut seine Zimmer. Kamin mit Standuhr hatte er, Esstisch, Büffet und Hängelampe, wenn diese auch nur eine Zierde war, denn sie wurde jetzt im Winter durch einen Flor gegen unsichtbare Fliegen geschützt. Er deutete auf die alten Balken der Decke, er zeigte eine eichene Wendeltreppe, die eine wirkliche Antiquität war. Er führte mich die Treppe hinauf in einen Raum, der früher der grosse Saal gewesen war, denn Spuren von ausgefüllten hohen Rundbogenfenstern waren noch zu sehen. Dort hatte er einige Tonnen Weizen, die in einem Haufen auf dem Boden lagen; schlechten Weizen, wie mir nachher gesagt wurde, als ich die Probe zeigte. Darauf führte er mich hinunter in den Milchkeller, die Meierei, wie er ihn nannte. Den Keller sah ich, aber keine Milch, keine Butter, keinen Käse, keine Geräte, aber gutes Wasser war vorhanden, denn eine Quelle sprudelte darin.

Er war, wie gesagt, zufrieden mit seiner Stellung. Hier, sagte er, ist man sein eigener Herr und braucht sich nicht mit Dorfnachbarn zu zanken.

Sein eigener Herr! Ja, aber ein Herr ohne Knechte!

Dieser Pächter schien mir der Typus für eine neue Entwickelung zu sein, die in der Bauernwelt vorgeht. Früher, und noch heute, trachtete der Bauer danach, etwas Land zu erwerben, Besitzer zu werden; jetzt scheint er danach zu streben, Grosspächter zu werden, wie ein Herr zu wohnen, ohne die Pacht bezahlen zu müssen. Ist es möglich, dass er Geld zurücklegt, so ist er ja ein moderner Schwindler.

Aber hinter diesen Missverhältnissen liegt jedoch als Grund der Mangel an Feldarbeitern, denn die Pacht, 20 Franken der Hektar, war ja nicht hoch.

Die Fachmänner urteilen über die Pacht im allgemeinen so: sie schädigt den Boden und bringt dem Pächter keinen sicheren Gewinn. Die Verträge lauten gewöhnlich auf 6 oder 9 Jahre. Nun muss der Pächter während der ersten Jahre Unkosten an den Boden wenden, Vieh, Aussaat und Werkzeuge kaufen. Diese Auslagen will er wieder hereinkriegen, und darum presst er den Boden aus, so sehr er kann. Läuft der Vertrag ab, so hat keine der beiden Parteien etwas gewonnen. Die Ursache, warum der Vertrag auf so kurze Zeit geschlossen wird, ist die Furcht des Familienvaters, bei seinem Tode den Kindern einen Vertrag, nicht einen Besitz zu hinterlassen. Dazu kommt die gesetzliche Bestimmung, dass Besitz von Minderjährigen nicht auf längere Zeit als 9 Jahre verpachtet werden darf. Für so kurze Zeit will kein Pächter Verbesserungen anwenden, darum bleibt es beim alten.

FÜNFTES KAPITEL

Evolutionen und Revolutionen. Das Gesetz vom Gleichgewicht der Flüssigkeiten auf die Gesellschaft angewendet. Evolution innerhalb der Ehe. Der unterdrückte Familienversorger. Französische Ehen. Die Damen lieben Napoleon und seinen Code nicht. Der Dot (Mitgift) und des Malthusianismus Äußerungen von Familiengefühl. Volksverminderung und Wohlstand in Frankreich. Französische Sitten sehr streng. Römische Küsse und germanische. Eine Hochzeit wird geschildert.

Viele sind der Ansicht, dass gewaltsame Revolutionen nicht mehr eintreten werden, sondern dass die langsame, aber dauernde Evolution, die mehr oder weniger still vor sich geht, gerade die moderne Revolution ist. So haben wir gesehen, wie der besitzlose Feldarbeiter danach trachtet, gegen höchste Bezahlung die schlechteste Arbeit zu liefern, um den Besitzer durch Tatsachen zu überzeugen, dass sein Gut ohne Arbeiter wertlos ist. Wir haben gesehen, wie die Bauern den Eigentümern gegenüber allmählich dazu kamen, das verlassene Gut zu übernehmen, um dann ihrerseits mit einem wertlosen Gut dazustehen, da die Tagelöhner denselben Kampf gegen sie beginnen. Und damit sind wir dem sozialen Problem auf den Leib gerückt.

Scheint es nicht, als sei die treibende Kraft zuletzt das Verlangen, die Arbeit los zu werden, indem man sie auf fremde Schultern wirft? Und ist nicht die

Sehnsucht gewisser Reformatoren, diesem Kampf durch einen Kompromiss ein Ende zu machen, sehr gesund? Der Kompromiss würde darin bestehen, dass man einander benutzt, statt andere zu benutzen. Wie das geschehen soll, darüber geben die vielen Programme Auskunft.

Aber es gibt auch andere stille Evolutionen auf anderen Gebieten. In der untersten Grundlage der Gesellschaft, in der Familie, beginnt es auch zu strammen, und die Spannung ist oft sehr heftig. Es kriselt zwischen Gatten und es kriselt zwischen Eltern und Kindern. Wir haben gesehen, wie die Kinder aus dem Hause, wo sie ein unbezahltes Sklavenleben führten, beinahe Leibeigene waren, auswanderten. Jetzt werden wir sehen, wie die Gatten ihren Kampf um die Stellung aufgenommen haben.

Die Ehe, die im Grunde eine sehr einfache und natürliche Einrichtung zu sein scheint, zuletzt auf Männchen, Weibchen und Junge beruhend, ist in der verwickelten Entwickelung der Gesellschaft alles andere als vernünftig und billig geworden. Zuerst gründet sich das Ganze auf die furchtbare Ungerechtigkeit, dass der Mann allein Familienversorger sein soll, dessen Pflichten sind so streng, dass das Gesetz ihn zu Zwangsarbeit verurteilen kann, wenn er nicht seinen Verpflichtungen nachkommt. Die Frau dagegen hat bloss eine einzige und sehr leichte Pflicht: ihrem Gatten treu zu sein. Beim Bauer, von dem allein ich jetzt sprechen will, ist es Sitte geworden, dass die Frau das Essen bereitet und die Kinder besorgt. Durch einen einfachen Trugschluss ist sie darüber aufgeklärt worden, dass sie nur *sein* Essen bereitet, nur *seine* Kinder besorgt, während sie vergisst, dass es auch ihre sind. Ihr Kochen ist nicht unentbehrlich für den Mann, denn er könnte seine Mahlzeiten in der Schenke einnehmen.

Was die Stellung der Gatten hier in Frankreich angeht, so scheinen die Interessen der Frau wohl wahrgenommen zu sein.

In „L'Instruction Civique", die in den Schulen gelesen wird, hat die Regierung ihre Ansicht über die Stellung der Parteien also formuliert:

„Der Vater muss für den Unterhalt der Familie sorgen."

„Die Mutter muss nur dann arbeiten, wenn des Mannes Arbeit nicht ausreicht. Sie muss, wenn irgend möglich, eine Beschäftigung suchen, die ihr erlaubt zu Hause zu bleiben."

„Ihre vornehmste Pflicht ist, die Kinder zu erziehen und den Haushalt ordentlich und sparsam zu verwalten. Der Mann muss die Ausgaben regulieren, sich aber nicht in die Einzelheiten des Haushaltes mischen."

Dass er sich nicht in die Einzelheiten mischt, kann ich versichern; eher scheint mir die Frau hier im Lande eine Art Verwalter oder Vormund zu sein. Die französische Frau ist ein herrschsüchtiges, unsentimentales, praktisches Ding; während die Frage der Gleichstellung erörtert wird, hat sie ganz einfach die Macht übernommen. Ich glaubte lange, es sei nur die Pariserin, die mit ihren Raubvogelaugen und ihrer Hakennase nach einem Versorger spähe, aber ich finde, dass der Typus national ist.

Ein an Intelligenz und Moral überlegener Mann kann sehr leicht unter die Macht einer niedrigen, dummen und rücksichtslosen Frau kommen. Um Macht zu erlangen, dazu ist nur die Courage nötig, sie zu nehmen, indem man Vereinbarungen bricht. Der Amerikaner war auf dem Wege, unter den einwandernden Chinesen zu geraten, weil der Chinese eine rücksichtslosere Moral besitzt als der sonst nicht so feinfühlige Amerikaner. Ich glaube, dass

es der französischen Frau, die geborene Realistin ist, keine Spur von Sentimentalität besitzt, ziemlich leicht geworden ist, den ritterlichen Franzosen, der Frauenverehrer ist, unterzukriegen. Wenn er höflich gegen die Frau ist, so erkennt er damit an, dass sie als Weib überlegen ist, aber nicht als Mensch. Wenn die Frau ihre Weiblichkeit ablegt, vermindert sich ihre Macht, ist ihre Zauberkraft gebrochen, und die Zahl der Unvermählten wird vermehrt. Mit wahrer Weiblichkeit kann man nichts anderes meinen, als dass die Frau die Eigenschaften, welche die Natur dem Geschlecht als Geschlecht verliehen hat, vollständig besitzt. Die Entwickelung, die jetzt durch Überkultur verursacht wird und danach strebt, die geschlechtlichen Unterschiede aufzuheben, hat den modernen Kampf um die Stellung zwischen den Geschlechtern entfacht, und die Ehen fangen an, unglücklich zu werden. Sogar bis zu den Bauern hinunter ist dieser Streit gedrungen, und wir haben hier im Dorfe verschiedene Illustrationen des Themas vor Augen.

Jules ist ein kleiner geselliger aufgeweckter Mann, von dem ich Pferd und Wagen zu mieten pflege. Er weiss Bescheid und hat mir viel Auskünfte gegeben, während er mich in der Gegend umherfuhr. Aber seine Frau findet, es gehe ihm zu gut auf diesen Ausflügen; sie sieht, dass er ihren Händen entgangen ist, wenn er sich ausser dem Hause aufhält. Sie hat beschlossen, ihn zu unterjochen. Da sie gewohnt ist, dass der Familienversorger alle grobe Arbeit verrichtet, hat sie gelernt, ihn als des Hauses und ihren Knecht zu betrachten. Nachdem sie aber lange einsame Stunden überlegt und vor der Tür mit den Nachbarsfrauen gründlich gesprochen hat, hat sie auch entdeckt, dass sie die Magd des Mannes ist. Da sie keinen Sinn für Gerechtigkeit besitzt, kann

sie nicht einsehen, dass Gleichgewicht eintritt, wenn der eine Teil Knecht und der andere Magd ist. Nein, jetzt will sie ein Gleichgewicht nach ihren Begriffen haben: der Mann soll auch Magd werden. Welche Methoden sie benutzt hat, weiss ich nicht, aber man behauptet, dass sie schlägt. Weshalb er nicht zurück schlägt, kommt daher, dass ein Mann nicht Hand an eine Frau legt, aber umgekehrt, und noch mehr daher, dass das Gesetz in diesem Falle die Frau schützt, aber nicht den Mann. Das Resultat ist indessen halb gewonnen, denn der Mann ist jetzt gezwungen, die Kinder zu besorgen und das Essen zu bereiten. Wenn er zuweilen, von seinen männlichen Freunden gereizt, zum Selbstgefühl erwacht, sucht er das Joch abzuschütteln; dann aber entsteht ein solcher Lärm im Dorfe, dass er die Stille und das Leiden vorzieht.

Ich kam kürzlich in das Haus, um eine Rechnung zu bezahlen. Der Mann war nicht da. Die Frau erklärte, das habe nichts zu bedeuten. Sie nahm das Geld, stempelte die Rechnung, quittierte sie im Namen des Mannes und geleitete mich zur Tür. Sie sah nicht nett aus, schien aber eine sogenannte tüchtige Frau zu sein.

Man hat sie und andere Frauen, die mit ihren Männern „unglücklich“ leben, gefragt, warum sie sich nicht scheiden lassen.

— Das ist so teuer, antworten sie, und ausserdem ist die Verteilung des Vermögens so verwickelt.

Wir haben auch eine Bauernfrau, die sich bei einer Wahl als Kandidatin hat aufstellen lassen, und der es gelungen ist, eine Stimmenzersplitterung zu erreichen, indem sie selbst 19 Stimmen auf sich vereinigte. Ich hatte sie interviewen wollen, aber es war mir abgeraten worden aus Gründen, die sprechend waren.

5*

Ausser der Freiheit, welche sich die verheiratete Frau über die hinaus genommen hat, die ihr das Gesetz gewährt, hat die Gemeinde sie auch von ihrer eigentlichsten und schwersten Pflicht befreit: die Kinder zu erziehen. Zu diesem Zweck ist eine „Salle d'asile" eingerichtet worden, wo Kinder von zwei bis fünf Jahren aufgenommen werden. Eine Art Spielschule, in welche die Kinder morgens gebracht werden, damit die Frauen Haus und Hof besorgen können. Leider wird unser Saal von katholischen Schwestern beaufsichtigt, die katholische Propaganda treiben und dadurch die Wirkung, welche die Verweltlichung der Schule haben könnte, abschwächen.

Die Ehe in Frankreich ist eine sehr realistische Einrichtung, die dazu bestimmt ist, die Frau zu versorgen und die Familie fortzupflanzen. Das Familiengefühl ist bei dieser Nation sehr entwickelt gewesen: eine Ergötzung für die Gatten sollte die Ehe nicht sein. Als der Ersatz für das verlorene gesellige Leben ist die Ehe, als Tête-à-tête, eine keineswegs vollkommene Form. Geistige Ehen oder seelische Verbindungen können auch ohne Maire und gemeinsames Bett gar wohl geschlossen werden. Sie ist also sehr gesund, diese so übel angeschriebene französische Ehe. Auch die Eltern haben ein entwickeltes Familiengefühl: sie arbeiten und sparen zu einer Mitgift (dot) für die künftigen Kinder der Tochter. Der „dot", der unter Entsagungen zusammen gekommen ist, zugunsten von Ungeborenen, ist also eine schöne Sache von mehreren Gesichtspunkten aus. Er ist nämlich auch eine Hilfe, die dem Manne für die Kinder gewährt wird, die seine Frau gebären soll, und wird auch von der Verwaltung des Mannes ausgeschlossen. Dass sich die Männer in Frankreich wegen der Mitgift verheiraten, ist auch falsch. In

anderen Ländern gibt der Vater seine Tochter einem Manne, als ob er ein gutes Geschäft mache, und das tut er ja auch, da er seine Ausgaben von einem verzehrenden Mitglied befreit. In Frankreich gewährt er dem künftigen Versorger eine kleine Hilfe. In Frankreich ist man auch so gerecht, dass man nicht glaubt, ein Mann, der 5000 Franken verdient, heirate des Geldes wegen, wenn die Frau 100 000 Franken besitzt, da sie ja an Zinsen nicht mehr einbringt als der Mann an Verdienst. Dass die Frau durch Vertrag ihre Einnahmen von den Ausgaben des Hauses ausschliessen darf, ist eine Höflichkeit von seiten des ritterlichen Mannes; wenn sie jetzt aber diese Bestimmung gesetzlich machen will, als Besitzrecht der Ehefrau, so ist das eine Unverschämtheit von ihrer Seite.

Diese Fürsorge für das kommende Geschlecht äussert sich auch darin in Frankreich, dass die Anzahl der Kinder begrenzt wird. Das ist ein schöner Zug, denn er zeigt Fürsorge und Liebe. Aber Politiker, die zugleich Patrioten sind, haben darin eine Gefahr für die Rasse gesehen, die auch das Truppenkontingent bedroht.

Bei der grossen allgemeinen Enquête agricole von 1866 wurde in fast allen Berichten als Grund, weshalb die Volksmenge stillsteht oder sinkt, angegeben, dass die Eltern freien Willen über den Familienzuwachs haben. Ebenso hatte man beobachtet, dass in den reichsten Provinzen, wie in der Normandie, das Wachstum der Bevölkerung am geringsten war, während es sich in den armen steigerte. Über diesen letzten Umstand stellte man viele, lange und wissenschaftliche Überlegungen an, bis ein heller Kopf die Frage unwissenschaftlich löste. — Ihr habt Ursache und Wirkung verwechselt, meinte er. Die reichen Provinzen sind deshalb reich, weil sie keine Proletarier zur Welt bringen. — Wenn man sagt, eine

Gegend ist reich, so meint man, dass es dort keine Armen gibt, und dann hat der helle Kopf recht. Meint man dagegen reiche Produktion, so sind dazu viele Arbeitskräfte nötig. Ich überlasse diese Frage der Zukunft und stelle fest, dass hier im Dorfe die Eltern entscheiden, wie viele Kinder sie haben wollen. Sie glauben, das gehe nur sie allein an. Wäre diese Handlungsart zu tadeln, so hätten wohl, meinen sie, die Gesetze und die heiligen Schriften über die Sache Bestimmungen getroffen und Predigten gehalten. Die religiösen Schriften sind sogar der Ansicht, das Weib werde durch Kindergebären besudelt, und gebieten daher Kirchgang. Paulus hält die Ehe für ein notwendiges Übel. Und doch sind es die Religiösen und die Patrioten, die sich am meisten beklagen.

Aber die Volksabnahme in Frankreich, dem reichen Frankreich, hat auch seinen Grund darin, dass der unverheiratete Stand zunimmt. Im vorigen Frühjahr hielt ein Arzt, der anthropologischen Gesellschaften vorsitzt, Dr. Lagneau, eine Vorlesung in der Académie des Sciences morales über das Cölibat in Frankreich. Dessen Zunahme fand er bedenklich. Schrieb sie der Kasernierung und der Priesterschaft zu; aber auch dem langen Unterricht auf Schule und Universität, den Unkosten und Formalitäten bei der Trauung, den gesteigerten Lebensansprüchen usw.*

Was das Verhältnis zwischen den Geschlechtern angeht, so hat man hier recht strenge Sitten. Ein Mädchen, das ein Kind bekommt, muss entweder in

* Der Autor zieht auch einen Vergleich zwischen der Volksvermehrung in Schweden und der in Frankreich, dazu veranlasst durch die Bekanntschaft mit einer in Skandinavien sehr beliebten Schrift. Er sagt: „HEIRATEN (Les Mariés, Lausanne, Paris, 1885), die Herr August Strindberg mir sandte, weist einerseits nach, dass absolute Enthaltsamkeit für den jungen Mann antiphysiologisch ist; andererseits, dass

den Fluss gehen oder das Dorf verlassen. Verheiraten würde sie sich kaum. Die Verlobung ist vorsichtiger Weise kurz. Sie soll erst beginnen, wenn das Aufgebot erlassen ist. Und treffen sich die Verlobten, so sind immer Angehörige zugegen.

Der Code Napoleon verbietet die Vaterschaftsklage. Die Ursache mag gewesen sein, dass der Vater ausgebeutet wurde, dass Zeugenaussagen und Beweise schwer zu beschaffen waren; die Wirkung ist jedenfalls, dass die Mädchen vorsichtig leben, oder tugendhaft sind, wenn man so will.

Fremdlinge, besonders Engländer, die jetzt gewohnt sind, offen mit dem andern Geschlecht zu verkehren, in aller Ehre, stehen hier im Lande in recht schlechttem Rufe, weil sie mit jungen Misses Tennis spielen, ohne dass ältere Damen zugegen sind. Die Bauern nennen jede Dame, die mit einem jungen Herrn spazieren geht, seine Frau. Ein ganz unbescholtener junger Herr machte dieser Tage einer jungen Dame einen Krankenbesuch; als der Arzt kam und das Knie der jungen Dame untersuchen wollte, forderte er den Herrn ganz offen auf, im Zimmer zu bleiben, während der Verband gelegt werde. Der Arzt hielt ihn nämlich für den Liebhaber und wollte nur höflich sein.

Eine Frau, die raucht, gilt hier für eine schlechte Person, und alle Pariserinnen, die hierher auf Besuch kommen, werden für unsittlich gehalten, weil sie Billard spielen.

Kein Land hat so strenge Sitten wie das „unsitt-

---

die jungen Leute oft grosse Schwierigkeiten haben, ehe sie sich verheiraten können. Und doch ist die Nativität in Schweden, ohne hoch zu sein, ein Fünftel höher als in Frankreich, und seine Volksmenge wächst bedeutend. Auf 1000 Frauen von 15 bis 50 Jahren zwischen 1861 und 1875 zählte man 1228 lebend geborene Kinder. Von 1751 bis 1870 ist die Volksmenge von 1785727 auf 4168525 angewachsen."

liche" Frankreich. Es wäre ja recht kurios, wenn das nur am Code Napoleon liegen sollte. Aber die Damen sind auch recht böse auf Napoleon und seinen Code.

Mère Simard, die Witwe eines Bauern, feierte im letzten Herbst die Hochzeit ihrer ältesten Tochter, die mit einem Koch aus Midi verlobt war. Der Bediente des Grafen wurde frühzeitig zum Arrangeur ernannt; zugleich wurde er erster Trauzeuge. Da ich bei der Witwe wohnte, wurde auch ich eingeladen; so kann ich einen Bericht über das Fest geben, das eine unbestimmte Anzahl Tage dauerte, aber einen lebhaften Eindruck hinterliess.

Zuerst schmückte man den grossen Saal des Hotels aus. Grüne Girlanden wurden an die Decke gehängt; die Lampenhalter wurden mit Blumen umwunden; in die Ecke stellte man Bambusbüschel und auf den Boden streute man Laub. Darauf wurde ein Tisch in Hufeisenform mit fünfzig Kuverts gedeckt. Als um elf Uhr alles bereit war, versammelten sich die Gäste im Billardsaal. Die Braut hatte ein weisses Kaschmirkleid angezogen, und ihr Kranz bestand aus gemachten Orangenblüten. (Eine Brautkrone wie in Schweden trägt man hier nicht.) In der Hand hielt sie einen Strauss aus weissen Rosen. Der Bräutigam trug Frack, weisse Binde und hohen Hut. Die übrigen Gäste Gehröcke, die mehr oder weniger farbig waren. Und dann ging man in einer Prozession zur Mairie. Man wartete im äusseren Saale, wo die Uniformen der Feuerwehrleute aufgehängt sind. Während die bürgerliche Trauung im inneren Saale stattfand, lieferten die jungen Leute, mit den Helmen der Gemeinde bekleidet, kleine Scharmützel mit den Steinschlossgewehren.

Darauf zog man nach der Kirche. In einem Betschemel mit zwei brennenden Lichtern fiel das Braut-

paar auf die Kniee. Die Messe wurde gelesen; der Sakristan und der Kantor sangen ein schlecht klingendes Duett. Darauf fand die Ringtrauung statt. Die Delinquenten opferten in eine Schale, die dann zwischen den Gästen kreiste; diese benahmen sich ziemlich weltlich während der Feier. Darauf wurde ein Kruzifix zum Küssen dargereicht, aber nur wenige folgten der Aufforderung.

Als das Brautpaar in die Sakristei ging, um seine Unterschrift zu leisten, zogen die Gäste ins Chor hinauf, um zu warten. Mit einer Neugier, die an Geringschätzung grenzte, wurde der Altar belagert; die jungen Leute machten sich über den heiligen Bartholomäus lustig, während die Mädchen Geld in eine Büchse steckten, um sich bald verheiraten zu können. Ein junger Kommis, der „l'instruction civique" genossen hatte, spielte einen Walzer aus „Madame Angot" auf der Orgel; ein Einfall, der mit Beifall begrüsst wurde, sogar vom Sakristan, der etwas trinkt.

Als das Brautpaar aus der Sakristei kam, wurde es mit Küssen auf die Backe und Glückwünschen empfangen. Dann ging man. Draussen regnete es. Ich sah, wie die Braut verdriesslich wurde, und wollte sie mit einem alten schwedischen Aberglauben trösten.

— Es regnet auf den Brautkranz, sagte ich, das bedeutet Fruchtbarkeit (fécondité).

Sie sah vorwurfsvoll aus und war nicht getröstet. Ich musste mich an den Bräutigam wenden, um mich zu erklären.

— Fécondité, berichtigte ich mich, vous savez, des richesses, enfin, tout ce que vous désirez.

— Ah, erwiderte der junge Malthusianer, des richesses. Très bien.

Sobald wir nach Hause kamen, setzten wir uns zu Tisch. Père Morot behielt die Mütze auf, erhielt

aber einen feinen Wink: die Fenster seien geschlossen. Den verstand er nicht; und so trat der Dorfschmied an ihn heran und redete ein gutes Wort mit ihm; jedoch ohne Erfolg. Jetzt kommen verschiedene Gerichte und Wein. Man isst und trinkt, plaudert und schreit, aber ein Toast auf das Brautpaar wird nicht ausgebracht. Saal und Gäste hüllen sich bald in Tabakswolken, nachdem Kaffee und Kognak gebracht sind, und der Bediente des Grafen singt ein Lied. Da er in Paris gewesen ist, hat er savoir vivre und weiss ein Festlied zu wählen, das für die Gelegenheit passt und den Bräutigam erfreuen soll. Es handelt, wie die meisten französischen Chansons, davon, dass der Ehemann unbedingt von seiner Frau betrogen wird, oder dass sie ihm Hörner aufsetzt, wie man sagt. Dagegen habe ich kein einziges Lied von einer betrogenen Frau gehört, woraus ich schliessen müsste, dass die Männer hier treuer sind.

Darauf wird in die Marseillaise eingestimmt, die der Dorfschmied, der Politikus ist, beginnt. Der Tabakhändler, der Legitimist ist und eine Medaille trägt, singt mit. Père Morot fährt fort: à la Lanterne. Der Bediente des Grafen unterhält während der Zeit die Damen.

Dann aber wird der Schmied gereizt, und unter einem donnernden „Dansons La Carmagnole“ bricht man auf. Ich hatte La Carmagnole noch nie gehört, aber etwas Elektrisierendes besass sie für mich nicht. Vielleicht hatte ich zu stark gegessen, um elektrisiert werden zu können. Das Lied ist nämlich für die Hungrigen bestimmt. Ein Trommelwirbel und Waldhornfanfaren melden, dass die Wagen vorgefahren sind. Zu einer französischen Hochzeit gehören unbedingt Wagen.

Zwei gewaltige Omnibusse werden nun innen und aussen mit Jugend beladen. Von den Mädchen, die

auf dem Dach sitzen, sind nur die Stiefel und etwas von den Strümpfen zu sehen. Die Herren suchen zu erraten, wer die Besitzerin von den und den Stiefeln ist. Während Petarden schiessen, Trommeln schlagen, Waldhörner blasen, Pfropfen knallen, während man singt und schreit, fahren die Wagen ab; an einem sonnigen Herbstnachmittage geht es aufs Land hinaus in den Wald von Fontainebleau. Nachdem man mit Hörnerklängen alle, die des Weges ziehen, geneckt und mit passenden Scheltworten eine Schar Frères Ignorantins begrüsst hat, macht man in Franchard Halt. Dort schaukelt man sich, wirft Ring, Kugel, Messer, alles was geworfen und getreten werden kann. Zum Essen aber kehrt man nach Hause zurück.

Nun folgt eine Mahlzeit, wie ich sie noch nicht mitgemacht habe. Im Gedächtnis habe ich nur behalten, dass Puter auf Huhn, Ente und Kaninchen folgte, und dass das Ganze mit Kabeljau schloss.

Der Bediente des Grafen gibt „Entremets“ zwischen den Gerichten. Er ahmt die Liebeserklärung zweier Preussen nach und schliesst jedes Couplet (das natürlich ziemlich unanständig ist) mit einem breiten „Ja“ oder „Nain“. Der Schmied wird sentimental und singt von Belfort. Nun fangen auch die Damen an „équivoque“ zu werden. Ein junges Mädchen von sechzehn Jahren singt von einigen vergessenen Zündhölzchen, die eine gewagte Szene im Dunkeln veranlassen. Sie singt so unschuldig, so schüchtern, dass sie eher harmlos als eingeweiht zu sein scheint.

Man singt und singt, aber niemand erhebt sein Glas auf das Brautpaar. Das Ganze macht einen kalten, unfreundlichen Eindruck. Alle scheinen hierher gekommen zu sein, um sich zu vergnügen und sich hervorzutun. Nichts erinnert an die Veranlas-

sung des Festes. Schliesslich stehen Braut und Bräutigam auf und wandern mit ihren Gläsern umher, um die Gäste mit einem freundlichen Wort zu begrüssen und vielleicht Glückwünsche entgegenzunehmen. Man setzt sich wieder, und einen Augenblick wird es ruhig; dann aber ertönt ein lauter Aufschrei. Der Bediente des Grafen erhebt sich aus einer kompromittierenden Stellung zu den Füssen der Braut und zeigt triumphierend seine Trophäe: das Strumpfband. Mehrere Meter lang, in den drei Farben der Trikolore, wird es in kleine Stücke zerschnitten; und nun geht der Held, von seiner Brautjungfer (der Tochter des Tabakhändlers) begleitet, herum und teilt die Bandstücke gegen einen Kuss an alle Gäste aus.

Einander auf den Mund küssen, gilt hier zu Lande für unpassend, wenn Zeugen zugegen sind. Ich habe während des ganzen Festes nicht gesehen, dass sich das Brautpaar küsste. Zwei germanische Gatten, die sich unter unbekannten Leuten küssen, können in eine unangenehme Lage kommen, sind es schon gekommen. Darum machte die Kußszene jetzt grossen Eindruck. Das Mädchen war schüchtern, aber der Brautführer war nicht schüchtern.

Dann kam die Torte, und mit ihr neue Lieder. Schliesslich wurden Knallbonbons ausgeteilt, die Mützen aus farbigem Seidenpapier enthielten. Mit diesen Kopfbedeckungen sahen wir beim Nachtisch wie Narren aus, aber die Tafel war stark koloriert und die Lustigkeit stieg.

Inzwischen hatten Musikanten am unteren Ende des Tisches Platz genommen und bliesen jetzt Alarm. Von Tischen und Brettern wurde eine Estrade aufgeschlagen, und dann begann der Tanz. Wie lange er dauerte, weiss ich nicht. Ich nickte ein und schlief und träumte und erwachte beim Tam Tam Tam der

Tenorposaune und den, für die Tanzenden wenigstens, wollüstigen Tonfolgen des Kornetts und der Geige. Zuweilen liess ein Petardenschuss mich von einem Attentat träumen, ein Aufschrei von einer Bataille, aber es soll höchst freundschaftlich zugegangen sein.

Am nächsten Morgen, nachdem ich im Flusse gebadet hatte, ging ich zu den Gästen hinauf. Sie spielten Billard, tranken weissen Wein und sahen recht nüchtern aus. Der Brautführer stand auf Wache unter den Fenstern des Brautpaares und hatte deutlich irgendeinen Brauch im Sinn.

Aber die grünen Volieren blieben geschlossen. Da wurde man unten ungeduldig. Spöttische Worte, deren Valeur ich mehr ahnte als verstand, hagelten. Schliesslich öffneten sich die Fenster. Da stand der Neuvermählte, fett, froh, glänzend, und an seiner Seite die junge errötende Frau. Und nun wurden Salven von Fragen abgegeben über Befinden, Gesundheit, Schlaf und anderes, worauf der glückliche Ehemann antwortete, so gut er konnte.

Drei Tage lang dauerten die Mahlzeiten, Tänze, Ausflüge und Schüsse. Nach und nach lichtete sich die Gesellschaft, und schliesslich trat wieder Ruhe ein.

SECHSTES KAPITEL

Die Essäer-Moral geht um. Abstinenz und Mässigkeit. Der Wein ein Nahrungsmittel in Frankreich. Die Schenke ist das Sprechzimmer. Die Schenke schützt die Familie. Ein Wahlkonzert. Geiz des Bauern oder Sparsamkeit des Bauern. Politik. Religion. Der Totengräber von der guten alten Zeit. Ein bürgerliches Begräbnis. Crépins Rede am Grabe. Die Erbärmlichkeit der Priester.

Das Christentum, das jetzt wieder ins Meer zurücksinkt, hat doch von seiner Überschwemmung einen Bodensatz hinterlassen, der nur mit grosser Mühe fortzuspülen ist: ich meine die Moral der Askese. Das Christentum, das den Himmel versprach, hielt jeden Vorschuss, den man auf die Seligkeit nahm, für eine Sünde: die Freude war Sünde, die Liebe war Sünde, Essen und Trinken war Sünde. Merkwürdig ist, dass sich sogar Atheisten, Evolutionsoptimisten, Agnostiker und Pessimisten von dieser Essäermoral, die vom Mönchsleben ausgebildet wurde, düpieren liessen. Die Selbstquälerei war ein Bedürfnis geworden, und sie ist noch vorhanden als böses Gewissen, das auf ein Vergnügen folgt. In den protestantischen Ländern wird die Freude mehr gefürchtet als in den katholischen. Das mag daher kommen, dass sich der Protestantismus an den nördlichen Breitegraden und der Katholizismus an den südlichen niedergelassen hat. Aber Luthers Protestantismus war doch heitere gesunde Sinnlichkeit. Wie weit sind die Schüler zu-

rückgekommen von dem munteren Heidentum des Meisters?

Heute, wo Reaktion und Aktion einander gegenüberstehen, hat die Manie, sich selbst zu quälen, in den nördlichen Ländern, England und Amerika mitgerechnet, furchtbare Dimensionen angenommen. Die nützliche Bewegung gegen den Mißbrauch starker Getränke ist zur Opposition gegen den Brauch ausgeartet. Alkohol ist ein Gift wie Kochsalz*, aber in verdünnter Form unschädlich wie das Salz, kann sogar nützlich sein. Ja, es mag für den Körper ebenso ungesund sein, sich schnell den Alkohol abzugewöhnen, wie es ungesund ist, nicht mehr Salz zu verzehren. Deshalb sind löbliche Versuche der Abstinenz auf Verordnung des Arztes abgebrochen.

Ich kenne einen Abstinenzler, der sehr stolz auf seinen Sieg war, trotzdem er „seiner Gesundheit wegen" ein Glas Portwein am Vormittage trinken musste; und der grösste Apostel der Nüchternheit, den Schweden besessen hat, soll in einem halben Rausch gestorben sein, da der Arzt ihm auf dem Totenbette Wein zu trinken gab, um sein Leben zu verlängern.

In Frankreich kommt Unmässigkeit am meisten in den Städten und in einzelnen Provinzen, wie Calvados, vor, aber der Wein, den man zum Essen trinkt, wird von den Physiologen als Nahrungsmittel betrachtet. Und etwas Nährstoff muss wohl in der feinsten Essenz des Getreides und der Traube enthalten sein, da diese beiden Pflanzen den allerfettesten Boden verlangen. Die Mässigkeitsbewegung in Frankreich hat keine grosse Ausdehnung ange-

* Salz wird in nördlichen Ländern missbraucht. Dem Südländer verursacht ein nicht ausgewässerter Hering Erbrechen, das heisst, viel Salz ist Gift für ihn. Die Amerikaner gebrauchen Salz als Brechmittel.

nommen, und die Schenke hat hier einen ganz anderen Zweck als im Norden.

Die Dorfschenke ist der Raum, in dem sich die Männer versammeln; und die Frauen sind recht froh, dass diese Zusammenkünfte nicht in dem vielleicht einzigen Zimmer der Familie stattfinden, wo die Kinder schlafen sollen. Man trinkt, das ist wahr, aber man plaudert vor allem, spielt Billard oder Karten.

Unsere Schenke ist ein grosser gemütlicher Raum. Mitten im Zimmer das Billard. An den Wänden stehen lange Tische und Tischchen mit Rohrstühlen. In einer Ecke ist der Schenktisch, mit Flaschen und Karaffen von mancherlei Art beladen. Da gibt es Curaçao, Bitteren, Absinth, Wermuth, Anisette, Cognac usw. Da die Wirtschaft sehr oft mit einem Kaufladen verbunden ist, stehen hinter dem Schenktisch einige Gestelle mit Kolonialwaren und Nähzeug. Im Hintergrunde sind die Kellertüren, die zu Wein und Bier hinunterführen.

Der Fliesenfussboden ist immer sauber, denn der Franzose spuckt niemals; der Spucknapf ist hier zu Lande ein fast unbekanntes Möbel und ist übrigens ein nordischer Artikel.

Hier werden Zeitungen gelesen, von dem bescheidenen „Petit Journal“ bis zu den aufreizenden Blättern „La Lanterne“ und „Cri du Peuple“. Hier lohnt ein Kanalwerkführer seine Arbeiter ab. Hier ist der Garde champêtre mit seiner Flinte und seinen Hunden zu treffen. Hier spielt die Jugend Billard oder Karten. Während eines halben Jahres, als ich fast täglich die Schenke besuchte, um Billard zu spielen, habe ich niemals einen Betrunkenen gesehen. Eine Schlägerei gab es ein Mal; da war die Ursache aber Eifersucht. Messer wurden gezogen und der Revolver drohte. Das Ganze schloss mit einigen Wunden und einem glimpflichen Besuch der Gendarmen.

Im Norden scheint hinter der Bewegung, welche die Schenken schliessen will, ein boshaftes Motiv zu liegen. Der Hass verfolgt nicht das Café, in dem man bei Musik seine Mahlzeit verdaut und sich mit Tabak und starken Getränken betäubt, sondern richtet sich gegen die Schenke. Warum ist man so streng gegen die Unterklasse und so schonend gegen sich selbst?

Ich habe verschiedene Gründe in Verdacht, will aber nur einen aussprechen. In der Schenke werden Zeitungen gelesen, wird Politik getrieben. Nun klagt man gleichzeitig darüber, dass es der unteren Klasse an politischer Bildung mangele. „Die ist noch nicht reif für die Freiheit.“ Wenn sie aber die grossen Fragen erörtert, so wird das sofort Kannegiessern genannt. Die Schenke ist das Parlament der Ungebildeten: da sprechen sie, wie ihr Verstand es ihnen erlaubt, und zwar oft recht verständig.

Das, das fürchtet man, glaube ich.

Hier in Frankreich fürchtet man jetzt nicht mehr die freie Diskussion, und besonders während der Wahlen spielen die Schenken eine bedeutende Rolle. Getrunken wird nicht so viel, und die Getränke sind trotz den hohen Steuern nicht teuer. Ein Wermuth kostet 15 Centimes, ein Absinth 25, ein kleiner Cognac 15, eine Flasche Bier 40 und eine Flasche Wein 50 Centimes. Wein wird am meisten getrunken und ist recht unschuldig.

Die Benutzung des Billards kostet nichts, und gewöhnlich spielt man nicht um Geld. Dieses Spiel, im Norden eine beinahe entehrende Beschäftigung, ist ein Spiel, das Hand und Auge besser übt als Scheibenschiessen. Und man sieht hier, wie die harten Fäuste der Bauern das Queue mit Sicherheit und Eleganz führen.

Dass der Franzose spielen kann, wenn er müde

ist von der Arbeit, ist ein schöner menschlicher Zug bei ihm. Dieses Spielen mildert ganz sicher den Sinn mehr, als wenn man dasitzt und trinkt und trinkt, bis die überflüssige Lebenskraft, wie es fast immer beim Nordländer der Fall ist, in Streit explodiert. Spielt der Franzose Karten oder Domino um Geld, so ist er zu sparsam, um grosse Summen zu setzen.

Die Schenke ist nicht nur ein Aufenthalt für die Männer; wenn eine reisende Theatertruppe durchs Dorf zieht und kleine Vorstellungen gibt, so gehören Bauernfrauen und Töchter auch zu den Zuschauern.

Im letzten Herbste während der Wahlen fand eine solche Belustigung statt, aus einer damals unbekannten, aber sicher nicht ganz zufälligen Veranlassung.

Am Morgen des Tages war ein Anschlag an der Glastür des Hotels zu lesen. Es war ein rotes Plakat, auf dem mit grossen Buchstaben das Hauptwort „Bouffes-Parisiennes“ leuchtete. Sah man näher zu, so ergab sich, dass Monsieur und Madame Chose aus dem Chor des erwähnten Kunst-Institutes am Abend ein Konzert geben würden.

Später am Vormittage war ein Wagen auf dem Hofe zu sehen, der eine Kiste und ein schlafendes Kind enthielt. Gleichzeitig ging im Garten ein Herr von finsterem, exaltiertem Aussehen, in etwas abgenutztem aber vornehmen Anzug spazieren. An seiner Seite erschien später eine junge Frau in ausgeschnittenem Kleide, deren Stimme übernächtig klang.

Abends um sechs Uhr zeigte sich der Trommelschläger des Dorfes (sonst der Dorfschneider) auf der Strasse vor dem Hotel und schlug einen Wirbel. Darauf las er mit lauter Stimme die Erlaubnis vor, die der Maire für das Konzert gegeben hatte.

Um acht Uhr begannen sich die Bauern im Billardsaal zu versammeln. Auch der Bäcker, der Schlächter, der Sakristan und mehrere Standespersonen nehmen ihre Plätze an kleinen Tischen ein und trinken Bier und Wein.

Der Schauspieler schwingt eine Glocke und dann beginnt die Vorstellung. Der Mann nimmt ein zusammengefaltetes Tuch und verwandelt es in eine Menge verschiedener Kopfbedeckungen, während er einige kurze Erklärungen abgibt. Währenddessen sind einige Bauernfrauen in den Saal getreten. Sie bestellen Kaffee und eröffnen die Unterhaltung. Der Schauspieler bittet sie zuerst bescheiden, still zu sein, hat damit aber geringen Erfolg. Darauf schickt er seine Frau ans Klavier, auf dass sie ein lärmendes Stück spielt. „Le Réveil du Lion“ erfüllt den Saal mit einem furchtbaren Lärm, aber die Frauen, die hergekommen sind, um sich zu amüsieren, das heisst zu schwatzen, suchen das Instrument zu überstimmen. Der Ehemann ist verletzt, wird gereizt und schreit von der Estrade herunter, immer begleitet vom „Erwachen des Löwen“:

— Schmutziges Tier von einem Weibe (sale bête de femme), kannst du nicht den Mund halten, wenn du schöne Musik hörst!

Die Frau antwortet mit einer längeren Schimpfrede, die mit „verhungernden, herumstreifenden Possenreissern“ beginnt und mit „halt selbst den Mund, Elender“ schliesst.

Das Klavier schweigt, und der Komödiant schlägt einen leichten, sarkastischen Ton an.

— Diese Frau, sagt er, hat Fische zu verkaufen an diese Herren und Damen.

Jetzt lachen die Bauern, aber das redselige Weib bleibt die Antwort auf das Schimpfwort nicht schuldig.

Der Komödiant nimmt einen Teller und tritt an

die Tische heran, um seine Ernte zu halten. Aber er stösst nur auf Rücken, die sich so breit wie möglich machen.

— Heraus mit dem Geld, Bauern, sagt er so lustig wie möglich, während sein abgezehrtes Gesicht Verdruss, Demütigung und Bitterkeit ausdrückt.

Aber es fallen keine Geldstücke auf den Teller.

— Glaubt ihr, ich arbeite für nichts? fragt er.

— Arbeiten? hustet ein älterer Bauer.

— Ja, arbeiten.

Jetzt schreit das Kind, das im Wagen draussen auf dem Hofe schläft. Die Mutter geht hinaus, um es zu beruhigen. Der Vater kehrt auf die Estrade zurück und singt ohne Begleitung ein Melodram. Es handelt von dem sterbenden Kinde eines armen Mannes, das seinen letzten Wunsch ausspricht: es will einen Hanswurst haben, den es in einem Schaufenster gesehen hat. Dabei gibt es nicht einmal Brot im Hause. Der Vater geht jedoch, um seinem Kinde den Hanswurst zu verschaffen. Er schlägt das Fenster ein, nimmt die gewünschte Spielsache und legt sie, von den Gendarmen verfolgt, in die Arme des Kindes. Glücklich über das Geschenk stirbt das Kind, ohne den Preis, den der Vater zahlen muss, zu kennen.

Jetzt wurde es still im Saale: man war gerührt. Der Mann hatte auch mit seiner ganzen gequälten Seele gesungen, und die Tränen standen ihm in den Augen. Die Sousstücke fielen dicht auf den Teller, als die Mutter wieder eintrat.

Dann wurden Bilder gezeigt, die unter dem Namen „Tintamarresque“ bekannt sind. Kleine komische Figuren sind auf Leinwand gemalt, die über einen Rahmen gespannt ist; die Gesichter sind ausgeschnitten und in diesen Ausschnitt steckt der Schauspieler sein eigenes Gesicht und rezitiert oder singt eine

Strophe. Es war ein altes Repertoire aus den Zeiten Louis Philippes, mit einigen neuen Stücken aufgefrischt. Einige wirklich köstliche Figuren waren darunter, und die Mimik des Mannes war manchmal ausgezeichnet. Aber es schien eine Tendenz dahinter zu liegen. So wurde Napoleon karikiert. Zola wurde auf eine niedrige und einfältige Art misshandelt. Sarah Bernhard fehlte natürlich nicht. Als aber Louise Michel auf einem Besen erschien und „Brot oder Tod!“ schrie, erregte das Missbilligung bei den Bauern; nur der Bäcker allein rief bravo. Louise Michel ist nämlich eine Revolutionärin, die allgemeine Achtung geniesst, nur bei den Bäckern nicht.

Zwischen den Nummern wanderte der Teller umher, während endlose Erörterungen gehalten wurden. Der Komödiant behandelte die Bauern höchst unverschämt. „Geizhalse“, war seine Anrede. Statt aber dreinzuschlagen, antworteten die Bauern nur damit, dass sie sich weigerten, zu zahlen. Sie meinten, der Hotelbesitzer müsse die Belustigung zugeben, da sie ja verzehrten. Ausserdem waren sie misstrauisch und witterten ein Wahlmanöver in diesen tendenziösen Karikaturen, die sie von Gambetta und andern hochverdienten Männern des Landes zu sehen bekamen.

Um elf Uhr war alles aus. Als ich mich niedergelegt hatte, hörte ich im Zimmer unter meinem einen furchtbaren Streit zwischen dem Komödianten und seiner Frau. Das Kind schrie auf seinem Heulager, der Mann war müde, nervös und wollte schlafen. Seine Frau antwortete mit einer Theaterreplik. Der Mann stimmte eine melodramatische Deklamation an, die an das Lied vom Hanswurst erinnerte. Sie drohte, mit dem Kinde in den Fluss zu gehen. Er antwortete, er sei längst entschlossen, sich zu erschiessen. Und dann endete es mit einem Ensemble über die geizigen Bauern.

Die geizigen Bauern! In alten und auch neuen Schilderungen, die über die französischen Bauern erschienen sind, findet man immer die Anklage, die Haupteigenschaft der Bauern sei ihr Materialismus. Sie hätten keine höheren Interessen; sie trachteten nur nach Geld usw. Nun verhält sich die Sache so: solange das Geld Existenzmittel ist, muss das Trachten nach Geld etwas Rühmliches sein, da ja der erste Zweck der Existenz der sein muss, die Existenz zu erhalten. Und man hat auch beobachtet, dass die, welche nach Ehre trachten, aus dieser Ehre, ist sie erreicht, grosse Münze zu schlagen wissen. Nun hat aber das Christentum erklärt, die Existenz sei etwas Niedriges und das Trachten nach dem Himmel sei etwas Hohes. Daraus hat man konstruiert, das Geld (= Existenzmittel) sei etwas Niedriges; was wahre christliche Priester, Mönche und Nonnen nicht abgehalten hat, zu allen Zeiten fleissig Geld zu sammeln, wenn auch nicht durch eigene Arbeit.

Die Anklage gegen den Bauern ist etwas unbegründet. Geld zu erwerben, wird ihm nicht leicht, weil man seine Ware so niedrig bezahlt und so hoch besteuert, dass er nur wenig Geld in die Hände kriegt. Darum muss er sparsam sein. Er hat einen niedrigeren Münzfuss sozusagen. Und für sein Geld kauft er bei Landkrämern die schlechtesten Artikel zu höheren Preisen als in der Stadt. Die Sparsamkeit, die sonst eine Tugend ist, wird beim Bauern Geiz genannt. Aber der Bauer muss doch die Theater der Stadt, vier Fünftel des Heeres, die grösste Steuerlast, Oktroi usw. bezahlen. Und doch hat er nie eine Revolution versucht. Wie sollte er auch, dem die materielle Feldarbeit angewiesen ist, Zeit haben, sich mit den sogenannten „höheren Interessen“ zu beschäftigen. Dass er es früher nicht getan hat,

kommt daher, dass er absichtlich in Unwissenheit gehalten wurde, bis in die jüngste Zeit hinein. Dass er keine niedrigere Art Mensch war, der Generationen brauchte, um sich zu entwickeln, geht daraus hervor, dass verbesserter Unterricht, Versammlungsfreiheit, Pressfreiheit ihn seit 1871 zu einem wachen Mitbürger haben erziehen können. Hier im Dorfe sind die Bauern Republikaner und Freidenker; im nächsten Dorfe sind sie Radikale. Sie lesen Zeitungen und sind in den allgemeinen Fragen sehr bewandert.

Eines Morgens war ich in der Schenke des benachbarten Dorfes, wo man viel politisiert. Es war gerade während der letzten Ministerkrise, als Brisson fiel. Auf dem Tische lagen „Petit Journal" und „La Lanterne". Ich begann mein Interview damit, dass ich einen Bauern mittleren Alters fragte, ob das neue Kabinett gebildet sei.

— Noch nicht, antwortete er.

— Nun, was erwartet man von dem neuen Ministerium?

— Dasselbe, was man von dem vorigen erwartete: Steuern und Kolonialkriege.

— Die Steuern sind ein Erbe des Kaisertums, wendete ich ein.

— Zum Teil, antwortete er.

Darauf stand er auf und hielt einen „discours".

— Gambetta war ein ehrgeiziger Mensch, der die Fahne verliess; die Regierung eine Parteiregierung, die nur für die Bourgeoisie eintrat.

— Aber Sie haben doch Getreidezölle gegen die Bourgeoisie erhalten, wandte ich ein.

— Was hilft das, wenn man kein Getreide zu verkaufen hat. Der Ackerbau liegt darnieder, weil die Grundstücke zu teuer sind, die Pacht zu hoch ist,

die Arbeitslöhne steigen. Die jungen Burschen werden nach Tonkin geschickt, um erschossen zu werden.

— Warum wählen Sie denn keinen einzigen Bauern in die Kammer? In meiner Heimat Schweden besteht die Majorität des Reichstages aus Bauern.

— Hm, man muss Talent haben und Kenntnisse besitzen, um vor einem Publikum von Advokaten sprechen zu können. Wo soll der Bauer beides hernehmen?

Ich fragte weiter, ob die neue Art der Abstimmung durch „scrutin de listes“ (departementsweise) die Möglichkeit, dass ein wirklicher Bauer in die Kammer gewählt wird, vermehrt oder vermindert habe.

Er glaubte, die Schwierigkeiten hätten sich vermehrt, denn früher sei es für einen unbedeutenden Mann leichter gewesen, in einem der 360 Arrondissements als in den 86 Departements sich hervorzutun. Auf der andern Seite aber meinte er, die Wahl sei mehr der Ausdruck allgemeiner Meinungen geworden als persönlicher und lokaler Interessen. War sehr unzufrieden mit dem Erfolg, den die Klerikalen bei der letzten Wahl errungen hatten. (Bekanntlich ist seitdem (1886) dafür agitiert worden, vom „scrutin de listes“ wieder abzugehen.)

Eigentümlich ist indessen, dass das politische Selbstgefühl des französischen Bauern noch nicht so gewachsen ist wie das des nordischen. Aber es nimmt zu. Auf dem religiösen Gebiete ging die Arbeit der Neugestaltung schneller von statten. Der Katholizismus stürzt ein wie alte morsche Holzhäuser, und zwar auf ein Mal, ohne von einer Übergangsform abgelöst zu werden. Der Bauer wird sofort Atheist. Das ist ein schwerwiegendes Argument gegen die Lehre der Entwickelung auf dem Gebiete der Religion. Und wollte man die Frage aufstellen, ob die Bevölkerung in katholischen Ländern niedriger steht als in den protestantischen, würde der Wert

des Protestantismus als Revolution vielleicht verringert werden.

Hier ist der Bauer freier von religiösem Irrglauben als in den protestantischen Ländern, die ich kenne. Man ist hier ganz einfach über ein recht grosses Glied der Entwickelung gesprungen.

So hatten wir gestern ein bürgerliches Begräbnis. Es war jedoch nicht das erste, das im Dorfe abgehalten wurde.

Am Morgen ging ich auf den Kirchhof hinaus. Von seiner weissen Mauer eingehegt und mit jungen Fichten bepflanzt, macht er einen sehr starken Farbeneindruck wie alle französischen Kirchhöfe. Mitten zwischen den schwarzen Fichten ist ein weissgestrichener Christus an ein hohes weisses Kreuz geschlagen. Die Gräber sind mit violetten, weissen und schwarzen Kränzen von Glasperlen behängt, die sich viele Jahre in der Farbe frisch erhalten. Auf den Kränzen steht zu lesen: „Einer geliebten Mutter“, „Meinem Onkel“ usw. Man grüsst immer die Leiche hier zu Lande und geht oft zu den Gräbern. Das ist der Ausdruck eines wachen Familiengefühls, das man auch sonst beim Franzosen findet und darin hat vielleicht sein starker Patriotismus seinen Grund.

Ich ging an die Stelle, wo der Totengräber das Grab aufwarf. Er stand bereits bis zu den Schultern in dem roten Sandboden, während er an seiner Seite ein Feuer angezündet hatte. Um böse Mächte zu verjagen oder schlimme Ausdünstungen aus der Erde zu verbrennen? Ich weiss es nicht. Ich grüsse ihn und fragte ihn sofort aus.

— Es ist heute Begräbnis?

— Ja.

Aus dem Grabe blickte ein altes, misstrauisches, stumpfes Auge zu mir auf.

— Eine Feier findet nicht statt, fragte ich.

— Nein.

Darauf sah ich mich unter den Gräbern um. Er grub weiter. Schliesslich stieg er heraus und kam zu mir.

— Hier liegt ein Landsmann von Ihnen, sagte er und zeigte auf ein steinernes Kreuz.

— Ich bin nicht Engländer, sondern Skandinavier, erwiderte ich.

So genau nahm er das nicht.

— Sie sind Protestant.

— Ja.

— Er liegt hier jedenfalls.

— Wird eine Rede am Grabe gehalten? fragte ich.

— Weiss nicht. Man schwatzt so viel. Dieser Crépin will sich wichtig machen. Er sprach schon ein Mal an einem Grabe und da sagte er nur, der Tote sei von seiner Familie geschieden, als ob wir das nicht vorher gewusst hätten. Haha, Crépin will Deputierter werden? Nein, das geht nicht!

— Warum habt ihr keinen Bauern in der Kammer? Ihr habt doch Arbeiter!

— Wir werden uns hüten! Liessen wir einen hinein, so würde er uns andern viel Böses antun.

Das war ein Grund, den ich noch nicht gehört hatte, aber der war wohl erst beim Priester gewesen, ehe er zum Bauern kam.

Als ich ging, folgte mir das klerikale, bäuerliche Auge aus vergangenen Zeiten. Der Mann hatte den Blick einer Erdratte, den Gang eines Sklaven und die Überlegenheit eines Kirchendieners, der das Schlüsselbund zum Himmelreich besitzt.

Der Tote hatte während seiner letzten Krankheit, wie ich später erfuhr, den Besuch des Priesters erhalten: der hatte ihm offen gesagt, alle Freidenker seien Idioten und Ignoranten. Der Kranke war näm-

lich Freidenker, und der Priester ein Bauernbursche, der das Seminar durchgemacht hatte.

Der Sterbende rief darum seine Kinder zusammen und nahm ihnen das feierliche Versprechen ab, sein Begräbnis bürgerlich zu halten. Und so geschah es. Um 3 Uhr kam der Zug die grosse Strasse hinunter. Er bestand aus etwa hundert Personen. Zuerst sechs Träger mit der Leichenbahre, die gegen den Brauch mit einem weissen Tuch, nicht mit einem schwarzen bedeckt war. Dann kamen die Männer; einige in hohen Hüten, Mänteln und schwarzen Kleidern wie bourgeois; andere in blauen Blusen über dunklen Anzügen. Darauf die Mädchen in Pariser Hüten und Mänteln wie Fräuleins. Und zuletzt die alten Frauen in weissen Hauben, und einige von den älteren in schwarzen Kragenmänteln. Mehrere Männer hatten den Kopf entblösst.

Die Strasse lag öde da. Die in den Türen gestanden und in den Fenstern gelegen hatten, verbargen sich. Die Teilnehmer des Zuges sahen ernst und entschlossen aus.

Als sie beim Kirchhof anlangten, entblössten alle Männer ihre Köpfe, aber der fromme Totengräber zeigte dem Toten seine Verachtung, indem er bedeckt blieb.

Der Sarg wurde in die Grube gesenkt. Und es entstand eine Pause. Darauf trat ein Bauer vom Conseil municipal vor, entfaltete ein Papier, verlas die Personalien des Verstorbenen und sagte ein Lebewohl. Dann trat der Bauer Crépin ans Grab. Er hatte ein intelligentes Gesicht, trug eine Brille und war wie ein Bourgeois gekleidet; man hätte ihn für einen Beamten halten können. Und er las, ohne Mätzchen zu machen, ohne leidenschaftlich zu werden, die folgende Rede, die ich mir von ihm geliehen habe:

Meine Damen, meine Herren!

Möge es mir erlaubt sein, vor diesem offenen Grabe ein schlecht klingendes Wort zu wiederholen, das ein Priesterrock (ensoutané) zu unserem Freunde Billault, den wir beweinen, geäussert hat. Wenn ich es wiederhole, so geschieht es, weil es Billault sehr nahe gegangen ist. Dieser unhöfliche Mann im Priesterrock hat die Freidenker Idioten und Ignoranten genannt. Wir wollen daher diesem modernen Vampyr unverzüglich antworten: Sieh etwas hinter dich in die Vergangenheit hinein, und du wirst Gambetta sehen, den König der Redner, du wirst Victor Hugo sehen, den Ruhm der französischen Dichtung. Waren das Idioten und Ignoranten, diese und so viele andere grosse Männer, die als Freidenker starben? Doch genug mit Beschuldigungen und Gegenbeschuldigungen!

Möge diese rührende Feier allen Rückschrittlern, die unseren Zug von Trauernden und Gedankenvollen zu schmähen wagen, eine heilsame Lehre geben; möge diese Feier sie lehren, den letzten Willen eines Sterbenden zu ehren und zu verstehen, dass Duldsamkeit eine bürgerliche Tugend ist; dass jedes zornige Aufbrausen, aller Parteihass am Rande des Grabes aufhören muss, vor der Trauer der Witwe, vor den Tränen der Kinder. Mögen sie sich der Lehre erinnern: wenn ihr wollt, dass euer Glaube geachtet wird, achtet auch fremden Glauben.

Was dich angeht, mein lieber Billault, den die Erde jetzt für immer bedecken soll, so werden deine Verdienste als Freidenker genügen, um auf lange hinaus Sehnsucht in unseren Herzen zu wecken.

Dein Leben war das Leben eines guten Familienvaters: durch Mut und Arbeit hast du deiner Familie die Armut vom Leibe gehalten.

Wer von uns erinnert sich nicht an deine Jugend,

als deine Kinder noch zart waren; welche Mühen, welche Entsagungen, welche Opfer, welchen Mut hattest du aufzubringen, um ehrlich deine zahlreiche Familie ernähren zu können! Dabei zeigtest du immer einen edlen Gleichmut, denn du beklagtest dich nie.

Und darum, mein lieber Billault, hinterlässest du den Ruf eines guten und ergebenen Bürgers, und es ist keine geringe Ehre, dass man auf deinen Grabstein schreiben kann: „Ein guter Jüngling, ein ehrlicher Mann".

Republikaner von Herzen, Freidenker von Herzen, hast du deine Unabhängigkeit bis zu deiner letzten Stunde bewahrt, und du warst fest in deinem Glauben.

Deine Frau und deine Kinder haben deinen letzten Willen erfüllt, und wir danken Ihnen dafür von Herzen.

Mögen die Beweise von Sympathie und Achtung, die dich zum Grabe begleiten, ihnen eine Linderung bringen in ihrem Schmerze.

Lebwohl, Billault! Ruhe sanft!

Lebwohl, Billault, nimm diese Immortellen von deinem Freunde. Lebwohl. —

Er warf, wie es üblich ist, einen gelben Immortellenstrauss ins Grab und trat zurück.

Alle weinten, nur nicht der Totengräber, der die Mütze aufbehalten hatte.

Der Hass gegen die Priesterschaft hat seine guten Gründe. Die meisten Priester sind Heuchler. Unser Curé lebt wie ein junger Pariser, der Sakristan ist ein Trinker und der Chorknabe ist ein kleiner lasterhafter Narziss. Aber die weltliche Macht lockt, und darum tut die Priesterschaft alles, um Politiker zu spielen. Sie besuchen die Frauen, wenn der Mann abwesend ist, und ruinieren das Familienleben. Bei der letzten Wahl traten sie als Fälscher auf und in-

trigierten gegen die Republik, so dass sie zu Scharen ins Gefängnis kamen. Daher stellte der Prälat Mgr. Freppel, als Amnestie verlangt wurde, in der Kammer die Bedingung, dass die verurteilten Priester auch freigegeben würden. Der junge, eben verstorbene Louis Desprez hat ein vortreffliches Buch geschrieben: „Autor d'un Clocher", welches das schlimme Leben der französischen Priesterschaft schildert. Und das Ergebnis? Der Autor wurde ins Gefängnis geworfen und starb infolge von Misshandlung.

Hier im Dorfe ist vor einigen Jahren ein Priester gewesen, der eines Sonntags nicht zur Messe kam, weil er sich in einem Pariser Bordell verspätet hatte. Die Bauern schlossen damals die Kirche, so dass er nicht hinein konnte, als er schliesslich kam. Zur Strafe wurde der Priester in eine andere Gemeinde versetzt.

Ein Versuch, hier im Dorfe ein Kirchenfest zu arrangieren, lief übel ab. Man wollte nämlich Brot in einer Prozession herumtragen, damit es, nachdem es in der Kirche gesegnet worden, vor der Kirchentür versteigert werde.

Einige ernste Jünglinge wurden gefunden, und die Prozession kam zu Stande. Aber die Jünglinge konnten sich nicht ernst halten, sondern brachen mitten auf der Strasse in Gelächter aus.

Solchen Aberglauben zu tilgen, ist wohl das letzte Ziel der Instruktion, welche die Regierung den Lehrern in der Volksschule gegeben hat. Wir wollen es hoffen.

ZWEITE ABTEILUNG

Autopsien und Interviews

1. Franche-Comté.
2. Champagne.
3. Picardie, Flandern, Artois.
4. Normandie.
5. Bretagne. (Durch Orléanais und Touraine)
6. Guyenne. (Durch Poitou, Aunis, Saintonge.)
7. Languedoc und Provence.
8. Auvergne und Morvan.

Um wissenschaftlich über den französischen Bauern zu schreiben, täte man am besten, sich in das Archiv des landwirtschaftlichen Ministeriums zu setzen; zu einer solchen Arbeit aber wäre eine Zeit von neunundneunzig Jahren nötig, wenn man nach der Zeit rechnet, die Baudrillart gebrauchte, um zwei Provinzen zu studieren: die erforderten nämlich zusammen sechs Jahre. Zustand und Verhältnisse der französischen Landwirtschaft zu beschreiben, wäre getane Arbeit noch einmal tun, da man in der Buchhandlung Léonce de Lavergnes „Economie Rurale de France“ kaufen kann; und die Geschichte des französischen Bauern von neuem schreiben, da Henry Doniol es bereits vortrefflich getan hat, wäre vermessen. Mit diesen Studien „in vivis“ habe ich eine anspruchslosere andere Absicht gehabt. Nachdem ich ein Jahr lang unter französischen Bauern gewohnt und das Land mehrere Male bereist hatte, beschloss ich, eine Rundreise durch das ganze Land zu unternehmen, um das reiche Material im Zusammenhange zu übersehen und ein auf vorbereitende Studien begründetes Urteil über die derzeitigen Verhältnisse und die zukünftigen Schicksale des Bauern zu berichtigen.

Dieser Entschluss war zuletzt hervorgerufen worden von der Prophezeiung, der europäische Bauer werde bald aus der Welt verschwinden; ein deutscher revolutionärer Volkswirt hatte diese Prophezeiung in einer passionierten Zeitschrift ausgesprochen. Der Verfasser hatte nämlich erfahren, dass

sich die kleine Landwirtschaft in derselben Entwickelung zur grossen befindet, wie die kleine Industrie zur Grossindustrie. Er hatte nämlich in der Statistik gefunden, dass die Hypotheken in unerhörtem Grade angewachsen seien, und glaubte daher, dass die kleinen Landwirte in ganz Europa im Begriffe ständen, ihr Land den Kapitalisten zu überlassen. Ich sah sofort den Fehler, den er in seiner Berechnung gemacht hatte, und glaube nun meine Einwendungen bestätigt gefunden zu haben. Die Tatsache, dass die Hypotheken anwachsen, ist richtig, aber die Schlussfolgerungen fallen etwas anders aus. Hier in der Einleitung will ich nur erwähnen, dass der *französische Bauer* keine Hypothek auf sein Land nimmt; dass aber die Rittergutsbesitzer, die grossen Landwirte, durch das amerikanische und indische Getreide und ihre eigene grosse Landwirtschaft ruiniert, genötigt werden, Hypotheken in grossem Umfange aufzunehmen. Das Ergebnis ist, dass sie bald gezwungen werden, ihre Güter zu verkaufen, und zwar in kleinen Stücken, die von den Bauern erstanden werden. In Frankreich läuft also die Entwickelung auf die kleine Landwirtschaft hinaus, wie es der Fall gewesen ist seit 1789, und durchaus nicht auf die grosse. Und wenn Gutsbesitzer und Pächter untergehen, so scheint sich der Bauer zu halten, denn er baut keine Saat, um sie zu verkaufen, ist also unabhängig von der Konkurrenz; sein Getreide isst er selber auf und verkauft Butter, Hühner, Eier und Gemüse, um seine Steuer zu bezahlen und Geld in die Hände zu bekommen. Das gilt vom französischen Bauern. Von den andern kann ich mich noch nicht äussern, wahrscheinlich aber ist, dass der deutsche Volkswirt die Verhältnisse nach dem deutschen Bauern beurteilt hat, der in gewissen Gegenden sehr nahe daran sein soll, von den grossen Grundbesitzern verschlungen zu werden.

Der Reiseplan wurde in folgender Weise entworfen und sollte mit allen Hilfsmitteln der heutigen Zeit ausgeführt werden. Erstens sollte die Reise so schnell wie möglich vor sich gehen, damit die Totalwirkung nicht dadurch verloren ginge, dass man bei Einzelheiten verweilte; deshalb wurde hauptsächlich die Eisenbahn benutzt, die den Überblick erleichtert, da man ja in wenigen Stunden ein ganzes Departement durchfahren kann. Der September wurde für den geeignetsten Monat gehalten, weil die Getreideernte dann vollendet war und man mündliche Auskunft nach neuen Eindrücken bekommen konnte. Gleichzeitig sollten die gedruckten Berichte der dann gewöhnlich stattfindenden „Comices agricoles“ an jedem Ort gesammelt werden; ferner die in Paris kaum zu habenden Provinzzeitungen auf den Stationen aufgekauft und die verschiedenen Lokalchroniken und Marktpreise untersucht werden. In der Regel sollte die dritte Klasse der Bahn der geeignetste Ort sein, wo man die Bauern ausfragen konnte; ausserdem aber wollte man auf kleinen Zwischenstationen absteigen und eine kurze Fusswanderung auf der Landtrasse unternehmen, um die Bauern auch im Hause und in der Dorfschenke anzutreffen. In den kleinen Städten sollen von den Photographen Porträts der Bauern gekauft und damit eine ethnographische Sammlung begründet werden. Dazu kam, um das Gedächtnis zu unterstützen, ein photographischer Momentapparat, der vom Zugfenster (wenn möglich) oder von der Landstrasse aus Typen von Landschaften, Bauernhäusern und Werkzeugen aufnehmen sollte. Ausserdem sollten zwei Skizzenbücher und zwei Notizbücher beständig in Tätigkeit sein. Den Bauer aus seiner Umwelt loszureissen, war nicht die Absicht, und darum wurde er immer in die Landschaft eingestellt. Da aber die Landschaft, so wie

der Nichtkünstler sie auffasst, nichts anderes ist als die geologische Formation, mit ihrer Flora und Fauna, der wilden und der kultivierten, mit davon abhängigen Lebensverhältnissen, wurden die geologische Karte und die Pflanzenkarte mitgenommen; ausserdem wurden Joannes vortreffliche Spezialbeschreibungen mit Detailkarten über jedes Departement auf den Bahnstationen gekauft und nach Benutzung von jeder Bahnstation heimgesandt, oft mit gepressten Proben aus der Flora des Departements.

Es ist ein Aberglaube geworden, dass man vom Zugfenster aus nichts sieht. Wahr ist, dass ein uninteressiertes Auge nur eine Hecke und eine Reihe Telegraphenpfähle erblickt. Nachdem ich mich aber drei Jahre geübt habe, habe ich vom Kupeefenster aus Landschaften, Flora, Bauernhäuser, Werkzeuge in Deutschland, Frankreich, Italien, Schweiz, Tirol, Dänemark und Schweden „referiert“ und gezeichnet. Ich will allerdings niemanden raten, ein fremdes Land *nur* vom Kupeefenster aus zu beschreiben, denn die Bedingung dafür, dass man das tun kann, ist ganz einfach: alles vorher wissen. Die Autopsie wird nur eine Berichtigung dessen, was man vorher studiert hat.

Dass ich auch solche dem Thema scheinbar fremde Dinge wie Provinzstädte, Hotelrechnungen und Speisekarten streife, werde ich im folgenden zu rechtfertigen suchen. Frankreich hat nämlich nur eine Stadt, urbs, Paris; alles andere ist Provinz, und die Provinzstadt gehört dem Bauern; die Speisekarte der Table d'hôte wird vom Bauern bestimmt, bildet also eine Musterkarte von den Produkten des Ortes. Habe ich also mehr gegeben, als ich versprochen, so kann man mir nicht vorwerfen, dass ich zu wenig gegeben habe.

Wenn der Plan auch nicht in allen Stücken verwirklicht werden konnte, so ist die Reise jetzt doch vollendet. Dreitausendachthundert Kilometer sind zu-

rückgelegt von Belfort bis Lille, von Vannes bis Bordeaux, von Cette bis Puy de Dôme, von Morvan bis Pontarlier. Das schönste Land von Europa, das alle Klimate, alle Arten Natur, Berge, Alpen, Ebenen, Wälder, Flüsse, Meere und einige Seen umfasst, liegt in Momentaufnahme in der Kasette des ausgeruhten Auges; und nun will ich die Bilder hervorzurufen suchen mit allen zu Gebote stehenden Mitteln, und dabei die Negative retuschieren: mit Notizen von dieser und früheren Reisen, mit Photographien und Zeichnungen, mit Karten und Büchern; wo diese und das Gedächtnis nicht genügen, will ich vergleichen mit den berühmten Quellenschriften, dem landwirtschaftlichen Herbarium und der petrographischen Sammlung, die ich mir von Paris verschafft habe.

ERSTES KAPITEL

Franche-Comté

Am Nachmittage des 30. August (1886) passierten wir den Zoll in Basel und befanden uns gleich darauf in einem Kupee mit einer „eroberten“ Familie aus dem trauernden Elsass. Da wir für Deutsche gehalten wurden, begannen Mann und Frau sofort die Familienunterhaltung in schlechtem Französisch, und die Bonne antwortete in der Sprache des Landes, die wie deutsch klang. Man traktierte uns mit der letzten Anekdote vom Fürsten Bismarck und widmete uns eine Menge gut stilisierter Anzüglichkeiten, die gegen die deutsche Nation gerichtet waren.

Die Rolle des Märtyrers ist immer billig und gesucht gewesen, und das bisher uninteressante und unbedeutende Elsässer Volk hat die Konjunkturen wohl zu benutzen verstanden. Vor dem Kriege von 1870 galt der Elsässer in Paris für einen schlechten Patrioten, einen unzuverlässigen Grenzbewohner, der immer unzufrieden war und gern mit Deutschland drohte, wenn er seinen Willen nicht bekam; daneben war er ein lächerlicher Provinzler, mit dessen deutschem Akzent man in den Stücken der Boulevardtheater seinen Spass trieb. Das Unglück ist ihm günstig gewesen, und jetzt ist er ein Held in Paris, mag er sonst auch ein noch so grosser Feigling sein. Die

Eroberung des Elsass wird in Frankreich, jedoch nur von der Revanchepartei, für ein Verbrechen gehalten. Warum war es jetzt ein grösseres Verbrechen von Kaiser Wilhelm, ein altes deutsches Land zu annektieren, als damals, da der französische König Louis es von Deutschland nahm? Wollte Frankreich von Priorität sprechen, so hätte Deutschland noch mehr Recht dazu, und wollten alle, die das Elsass erobert haben, ältere Ansprüche geltend machen, so könnten die Schweden Forderungen auf Belfort präsentieren, das sie 1632 einnahmen, sofern nicht die Österreicher durch noch ältere Erbverträge ihr Recht nachweisen wollen. Von 1 050 000 Elsässern sollen 60 000 französisch sprechen. Was hat das zu bedeuten? In Preussen, Russland, Österreich, England und Italien gibt es Millionen, die französisch sprechen, da ja alle gebildeten Europäer glauben französisch lernen zu müssen; und die Sprache der ländlichen Bevölkerung im Elsass ist eine allemannische Mundart, recht ähnlich dem schweizer Deutsch. Hier spricht also wenigstens kein Sprachelement für die Ansprüche der Franzosen. Und die Kultur, die seit Ludwig XIV. das Land beglückt hat, ist nicht so französisch, wie die Kultur deutsch war, die einst zu Vertretern Otfrid (Evangelienharmonie), Johann Tauler, Edwin von Steinbach, Johann Gutenberg, Sebastian Brant hatte. Selbst Erckmann und Chatrian sind so germanisch wie möglich in ihren sentimentalen, in dürftigem Französisch abgefassten Revancheromanen; und ich habe Franzosen diese für den Ausgang des Krieges verantwortlich machen hören, als hätten sie durch ihre Schriften den Landsleuten die Lust verdorben, an Frankreichs Kriegstaten teilzunehmen.

In Mülhausen kauften wir eine Zeitung, genannt „L'Alsacien-Lorrain, organe de la revendication na-

tionale", herausgegeben in Paris. Wie alle Monomanen sieht die Redaktion nur einen Gegenstand: die Revanche. Dass die aus der Tribune de Genève geholte Anzeige, eine Standuhr ist zu verkaufen, „provenant du siège de Paris par les prussiens", nicht fehlte, war natürlich.

Eine Anzeige der „Französischen Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften" nennt als leitende Mitglieder die Herren Friedel, Bleicher, Schlagdenhaufen, Schmidt, Stoeber, Engel, Feltz, Bernheim, Schlumberger, Diez, Fuchs, Rothau, Molsheim. Nicht ein einziger französischer Name unter so vielen Franzosen.

Ein grosses Vergnügen für die Zeitung ist es, dass Preussen durch die Annektierung der Reichslande neutralisiert wird, und sie freut sich über die Demütigungen, die der Feind jetzt von russischer Seite zu erleiden hat. Preussen soll durch die Furcht vor der Revanche gelähmt sein und sich nicht rühren können. Etwas Wahrheit liegt darin, und vielleicht war die Eroberung unklug; wenn aber alles zusammen kommt, ist es nicht sicher, dass das Elsass, ein ackerbauendes und industrietreibendes Volk, geneigt wäre, das Land noch einmal zum Schlachtfelde herzugeben.

Indessen, das Land liegt offen vor uns, eben mit schönen Feldern und Wiesen, und die Bauern bauen ihre steinernen Häuser wie in der nördlichen Schweiz, von dem das Land eine Fortsetzung zu sein scheint. Trotzdem man weiter im Norden ist, steigt der Wein höher hinauf als in Baden. Zuckerrüben, blaue Luzerne wachsen noch auf der Wurzel in dem niedrigen Alluvialland, und die zweite Heuernte wird auf langen germanischen Wagen mit vier Rädern eingefahren.

Bei Petit-Croix ist der französische Zoll. Pickelhauben über gewaltigen braunen Vollbärten und blauen Uniformen mit roten Kragen wandern auf

dem einen Trottoir und wechseln Blicke mit schwarzen Augen über schwarzen Schnurr- und Spitzbärten unter niedrigen roten Käppis, so rot wie die Hosen, die sich hier treffen. Der kleine Franzose mit der weissen Haut und dem blauen Bartboden, der wohlgeformten, etwas gebogenen Nase, dem ovalen Gesicht mit der schmalen Stirn und dem starken Nacken, dem schwarz eingefassten grossen mandelförmigen südländischen Auge, der elastischen Muskulatur in Armen und Beinen, der weichen fetten weissen Hand, dem kleinen Fuss mit dem hohen Spann, der den Boden mit Zehe und Ferse klatscht — ist ein anderer ethnographischer Typus als der grosse breitschulterige Deutsche mit seinen langen Armen, grossen Füssen, die schwer treten; dem weiten Schädel mit der breiten gewölbten Stirn und der grossen Breite über den Schläfen; dem starken braunen buschigen Bart, der Mund und Wangen bedeckt und auf der Brust ruht; dem unbestimmt gezeichneten kleinen Auge, das von einer blasseren Sonne gebleicht ist, das eingebettet liegt in einer Senkung aus runzliger Haut und von den blonden Wimpern mehr ausgetilgt als hervorgehoben wird.

Es sind zwei Rassen, vielleicht Römer und Germanen, die mit den gebieterischen Forderungen des Blutes einander hassen; die beide glauben am höchsten in der Stufenfolge der Entwickelung zu stehen; worüber nicht einmal der unparteiische romanisierte Skandinave urteilen kann, da ein älterer Zweig leicht welken kann, um einem jüngeren Platz zu machen.

Der Zug ist auf französisches Gebiet gekommen, ohne dass sich das Germanische im Charakter der Landschaft verändert hat. Die Häuser sind aus Fachwerk, weiss geputzt, mit hohen steilen Strohdächern, wie so oft im nördlichen Deutschland. Die Flora ist auch nordisch, mit Eiche, Erle, Weide, Espe

und Birke, und die Felder werden von Wiesen ersetzt. Unsere Notizbücher haben sich bereits eine unangenehme Aufmerksamkeit zugezogen, und als ich die erste Feldschanze von Belfort erblickte, fordere ich meinen Reisegenossen auf, der für uns gefährlichen Nachbarschaft den Rücken zu kehren. Geschichten von Spionen sind nämlich in diesen Tagen wieder aufgetaucht und Künstler sind verhaftet worden.

Gleich nach Belfort tritt man in die Franche-Comté ein. Wir sind durch den Pass zwischen den Granitkuppenbergen der Vogesen und den Kalksteinruinen des Jura gefahren, denselben Pass, durch den die Ströme der Völkerwanderungen sich nach Gallien ergossen haben; denselben Pass, der die Wasserverbindung zwischen Rhein und Rhone durch den Rhonekanal bildet. Der ebene Teil der Franche-Comté liegt offen da und wird im Norden von den Monts Faucilles und im Westen von dem Plateau des Langres begrenzt. Das Land ist so eben, dass die Saône und ihre Nebenflüsse, die hier ihren Ursprung haben, den Boden unter Wasser setzen und die Erde unfruchtbar und das Klima ungesund machen. Rechts haben wir also Sumpf, der mit Ginster und Heidekraut mit Farn abwechselt. In einem kleinen See, der sich gebildet hat, patschen Enten, und Knaben baden in der Nähe von Wäscherinnen. Das Vieh sieht schlecht aus, und die Häuser sind mit dem Stroh des armen Mannes gedeckt.

Die Sonne senkt sich und die Landschaft hüllt sich in eine leichte Dämmerung, über die noch eine Weile die hellblaue Kette der Vogesen hervorragt. Dann schmilzt alles zusammen in ein undefinierbares Grau, und nur die Weissdornhecke längs der Bahnlinie ist noch vom Kupeefenster aus wahrzunehmen, das bald nur die schläfrige Flamme der Petroleumlampe zurückwirft, bis das Nachtquartier in Vesoul erreicht ist.

Nachdem wir in zu kurzen Betten geschlafen haben, wie alle Betten in Frankreich sind, seit Napoleon I. unter den langen Leuten aufräumte, rüsten wir uns, die Arbeit des ersten Tages zu beginnen. Zu diesem Zweck gehen wir aus, sehen uns die Stadt an und suchen den Markt auf, um die ländliche Bevölkerung des Ortes zu mustern. Unter Linden, die wie Regenschirme geschnitten sind, haben die Frauen ihre Tische aufgeschlagen. Hier sind Melonen, Blumenkohl, Salatpflanzen, Gurken zu haben, alles Waren zweiten oder dritten Ranges, und das Ganze sieht arm aus, trotzdem man sich in der Hauptstadt des Departements Haute-Saône befindet. Lässt man die Blicke über die hundert Frauen, die hier versammelt sind, schweifen und sucht einen Totaleindruck zu bekommen, so bleibt man bei einem Typus stehen, der mehr lang und mager ist als kurz und fett. Die Gesichter sind vertrocknet und eingefallen, eher germanisch unschön, und Zähne fehlen. Die Trachten sind recht dürftig, und nur die weisse Mütze oder die blaugraue Frauenhaube unterbricht das einförmige Grau. Welche gemischte Rasse hier existieren muss, kann man sich denken, wenn man sich daran erinnert, dass dieser Ort nach einander von Kelten, Römern, Allemannen, Burgunden, Hunnen (Attila), Arabern, Normannen, Ungarn, Deutschen, Schweden und Spaniern besetzt gewesen ist.

Die Marktpreise des Tages sind notiert:

Weizen 20,54; Hafer 13,80; Gerste 11,90; Kartoffel 8,68 fr. alles Zentner (quintal).

Heu 6,60 fr. 100 Kilo.

Hühner 2—3,50 fr.; Enten 2 fr ; Kaninchen 1,66–2 fr.

Forellen 4,50; Hechte 3,50 fr.

Rindfleisch 1,40–1,60; Kalbfleisch 1,60—1,80; Hammel 1,60—2 fr. das Kilo.

Butter vom Orte 1,60 fr., aber von den Bergen (Jura) 2,40 fr. das Kilo.

Nachdem wir so den Bauer auf dem Markte gemustert haben, schnüren wir unser Bündel und treten die erste Fusswanderung an, um das Reptil in seiner Höhle aufzusuchen.

Von Vesoul ziehen wir durch das Stadttor nach Westen und sind sofort draussen auf dem Lande. Zwischen Wiesen, die mit Weiden eingefasst sind, schlängelt sich der Pfad, bis er die grosse Landstrasse erreicht. Die Heuernte ist im Gange und der Mangel an Arbeitskräften zeigt sich schon hier, wenn man nach den Frauen urteilen darf, die in städtischer Art mit Hut und Kopftuch den Rechen führen, ohne auszusehen, als mache es ihnen Vergnügen, Hirtenleben zu spielen. Die grosse Landstrasse mit ihren jungen Pappeln setzt uns für eine Stunde der brennenden Sonne aus. Die Pappeln hören auf und wir spähen in der Ferne nach dem Schatten eines Baumes. Schliesslich sind zwei Linden am Rande der Strasse zu sehen, und als wir sie erreicht haben, beschatten sie ein Calvarium. Wir lassen uns neben dem Kreuz nieder. Gegenüber auf der andern Seite der Strasse ist eine Wiese, die von zwei Bauern bearbeitet wird, und hinter ihnen sind einige Magazine zu sehen.

Ich warte den Augenblick ab, da die Sensenmänner zu uns an den Zaun kommen werden. Sie kommen, sehr richtig, und bleiben stehen, um uns neugierig zu betrachten. Der Augenblick des Interviews ist da, und ich grüsse.

— Es ist warm heute! beginnt darauf der Bauer, ein schwarzbärtiger Mann von mittlerem Alter.

— Sehr warm, besonders wenn man zu tragen hat.

— Die Eisenbahn ist gleich hier unten.

— Ja, ich weiss, aber das Wandern macht uns Vergnügen.

Der Bauer betrachtet misstrauisch das Gepäck.

— Die Herren kommen aus Belfort.

— Ja, wir kommen aus der Schweiz.

Er klärt sich auf und fährt fort:

— So, aus der Schweiz. Die Herren handeln.

— Nein, wir sind nur Touristen. Nun, wie ist die Ernte ausgefallen?

— So, so! Der Wein ist vom Hagel vernichtet worden.

— Und der Weizen?

— Nicht so übel, aber er verkauft sich nicht.

— Nein, das höre ich. Man klagt über alles. Es ist das amerikanische Getreide, das die Preise drückt.

— Oh, furchtbar! Die Pächter können nicht bezahlen und Pachtung wie Grundbesitz fallen mit vielen Prozenten.

— Aber der Bauer, der steht sich gut, da er kein Getreide verkauft?

— Ja, aber er gewinnt auch nichts.

— Doch, er kann zu billigem Preise Land kaufen. Aber hier habt ihr ja meistens Viehzucht. Wie viele Heuernten habt ihr im Jahre?

— Zwei!

— Das ist wenig. Im Kanton Bern hat man bis sechs Ernten, weil man nach jeder Mahd mit Dungwasser begiesst.

— Ja, aber hier ist so oft Überschwemmung.

— Desto besser. Regelt den Wasserstand mit Kanälen und Rinnen, so erhaltet ihr Wiesenberieselung. Das ist sehr viel besser als Schutzzölle, die auch zuweilen nicht schlecht sind. Seid ihr Republikaner hier am Orte?

— Bah! Die Republik für uns, das ist der Weizen! Was geht es uns an, wer dort oben regiert, wenn es nur wächst.

— Aber ihr seid doch keine Monarchisten?

— Nein, wir sind wohl Republikaner, da die sich in der Mehrheit befinden.

— Besitzen Sie selbst Land?

— Nein, ich arbeite für andere. Hat es während des Sommers viel geregnet in der Schweiz?

— Furchtbar! Was ist das für ein Magazin dort hinten?

— Oh, da verwahrt man Brot, Kaffe und Zucker . .

In diesem Augenblick kommen zwei rote Hosen aus dem Magazin und ein Leutnant nähert sich. Wir sind auf ein Kriegsdepot gestossen, und wir haben den Bauern, um Zeit zu ersparen, glauben lassen, wir seien Schweizer. Ich werfe einen unruhigen Blick nach Osten und sehe die Feldschanze von Belfort; will mich entfernen, werde aber von dem Geschwätz des Bauern zurückgehalten. Die Situation ist unangenehm, zumal ich die Wahrheit über meine Nationalität verschwiegen habe, und ich fühle in der Brusttasche nach meinem Pass und meinen neugedruckten französischen Visitenkarten, die alle alten Titel und Würden, sowohl kaiserliche wie königliche, enthalten. Die roten Hosen wenden sich glücklicher Weise zur Seite und ich grüsse so abgerundet wie möglich, ergreife das Gepäck und setze mit dem Reisekameraden den Marsch nach dem Dorfe Vaivre fort, wo wir frühstücken wollen.

Bald ziehen wir in das Dorf ein, das aus grauem Kalkstein gebaut ist und aussieht, als sei es von älteren besseren Zeiten. Ein Haus scheint Schloss gewesen zu sein und trägt die Spuren einer feinen Kalksteinornamentik, ist wahrscheinlich eines von den vielen Seigneurgebäuden, welche die bei der französischen Revolution so tätigen Franche-Comtéser stürmten. Gänse und Enten plätschern in den Rinnsteinen und vor den Türen liegen die Dunghaufen. Ein Haus wird ins Album gezeichnet und hat dieses Aussehen. Ein langes einstöckiges Gebäude mit halbhohem schiefergedecktem Dache, das drei

Schornsteine hat; wird von zwei Familien bewohnt. Es hat darum zwei grosse Einfahrten nach den Höfen, in welchen Pferde- und Viehstall liegen. Der Nachbar links hat seinen Teil gelb geputzt, aber der rechte hat dem Jurakalk seine graue Farbe gelassen. Die Türen sind niedrig und schmal, und der Nachbar rechts hat eine Treppenstufe und an deren Seite eine kleine Steinbank. Der Mann links hat ein kleines Gärtchen vor seinen Fenstern angelegt und einen Weinstock sich über die Wand breiten lassen; aber der Mann rechts hat seinen Garten am Giebel. Im ersten Stock (eine Treppe hoch) sieht man die Heubodenlöcher. Die Läden vor den Fenstern sind geschlossen und die Bewohner scheinen draussen auf den Feldern zu sein.

Die Dorfstrasse ist breit und offen und die Gärten, die mit niedrigen Mauern umgeben sind, verleihen dem Ganzen ein ziemlich heiteres Aussehen, wie immer in den Gegenden, wo der Jurakalk herrscht und mit seiner warmen graugelben Farbe an Wänden und Mauern hinaufwächst, im Strassenpflaster und Bodenkies durchschimmert.

Am andern Ende des Dorfes liegt die Schenke mit ihrem von Weinlauben beschatteten Hof. Wir werden von Wirt und Wirtin mit einer auffallenden Kälte empfangen; schliesslich verstehen sie sich dazu, uns ein Déjeneur zu servieren. In dem nackten Saal mit seinen langen Tischen und vielen Rohrstühlen wird bald eine Suppe (paysanne) aufgetragen, die allerdings mit Wasser bereitet ist, aber auch mit Kohl, Karotten, Kartoffeln, Lauch, sowie mit etwas Butter; ein Gericht, das vortrefflich mundet. Wir machen der Wirtin ein Kompliment, und sie legt ihre Eckigkeit ab. Darauf bekommen wir ein gut gekochtes Schweinefleisch nebst Kohl, Käse und eine Birne, sowie vom einfachen Wein des Landes.

Wir gehen auf den Hof, um Kaffee zu trinken und Gäste abzuwarten. Nach einer Weile kommt auch ein kleiner Landwirt mit Flinte, Hund und Jagdtasche. Er ist in Hanfleinen gekleidet und sieht aus, als sei er zufrieden, mit seiner Welt: er ist von dem fetten grauhaarigen Père-noble-Typus. Ich werfe mich sofort auf das Opfer und biete ihm einen Platz neben uns an, den er unvorsichtiger Weise ohne Bedenken annimmt.

— Nun, die Jagd ist gut? beginne ich. (Die Jagd ist gerade heute eröffnet worden.)

— Nein, es ist zu warm, sagt er, seine schwitzende Stirn trocknend, und wirft die Jagdtasche hin.

— Nun, die Ernte ist unter Dach?

— Oh ja. Nicht übel!

— Aber verkauft sich nicht? Das amerikanische Getreide . . .

Er betrachtet mich misstrauisch und wechselt den Platz.

— Oh, es ist nicht nur Amerika, sagt er; es ist das ganze Ausland, das Frankreich auf allen Seiten ruiniert.

Darauf steht er auf und sieht böse aus, als ob ich ihn ruiniert hätte. Ein wirklicher Bauer tritt in diesem Augenblick in den Garten. Er ist jämmerlich mager, seine Beine sind durch die dünnen baumwollenen Hosen zu sehen und sein Gesicht ist Haut und Knochen; die Oberlippe ist eingefallen, wo die Vorderzähne gesessen haben. Aber er antwortet höflich und klar in gutem Französisch, als ich ihn frage.

— Ja, es sind schlechte Zeiten, und die Regierung tut nichts. Wir wollen nicht vom russischen (!) Weizen reden, aber kürzlich verlangte die landwirtschaftliche Synode von Poligny im Namen aller Landwirte des Ostens in einem Schreiben an den

Kriegsminister, er möge den Käse fürs Heer in der Franche-Comté kaufen, nicht im Auslande. Aber der Kriegsminister antwortete: nein! Und der Marineminister hat eben mit Holland einen grossen Vertrag über Käse abgeschlossen. Ist es da ein Wunder, dass das Land ruiniert wird?

Mehrere eintretende Personen und meine Eigenschaft als Ausländer (so nahe Belfort) hinderten mich, mit Jules Ferry zu antworten, der neulich in Senones bei einem landwirtschaftlichen Kongresse eine Rede in diesem Sinne gehalten hatte. Die Landwirtschaft hat dasselbe Recht, Schutzzölle gegen ausländische Konkurrenz zu verlangen; die Landwirtschaft soll ihre Kreditanstalten haben wie Handel und Industrie und kann unbedingt verlangen, dass eine landwirtschaftliche Kammer eingerichtet wird. (Hier hätte ich aus freier Hand hinzugefügt: und die Landwirte müssten nicht so lau sein, sondern ihr Recht, Bauern als Deputierte in die beiden grossen Kammern des Palais Bourbon und des Luxembourg zu senden, benutzen; dann könnten sie dort selbst ihre Rechte wahrnehmen und brauchten sie nicht uninteressierten Berufspolitikern zu überlassen.

Aber der Bauer (Ferry sagte Landwirt) soll nicht alles vom Staat erwarten (gut!). Er soll die Fortschritte mitmachen, die teueren Erfahrungen der bereits eingerichteten Versuchsfelder und landwirtschaftlichen Stationen benutzen, dem Boden mehr abzugewinnen suchen, nicht in Scharen in die Städte ziehen. „Die Erde ernährt alle, die sie zu bebauen verstehen."

Aber das sagte ich nicht, zumal die Ankommenden unfreundliche Gesinnung merken liessen. In einer maskierten Sprache wurden Stichelworte hingeworfen, die zu persönlichen Beschuldigungen übergin-

gen und als Beleidigungen endeten. Es begann heiss in der Luft zu werden, und die Nachmittagssonne kühlte ein zu Kopfe steigendes Blut nicht. Wir schüttelten darum den Staub von unseren Füssen und gingen nach der Station, um das Ausfragen in einem Kupee dritter Klasse fortzusetzen.

Es ist kein Vergnügen, dritter Klasse zu fahren, aber es ist ein ausgezeichneter Ort, die Mitglieder der Gesellschaft, mit denen man sonst nicht in Berührung kommt, zu treffen und mit ihnen zu plaudern. Sie sind sehr mitteilsam und sind leicht durch eine kleine Höflichkeit zu gewinnen, indem man ihr Bündel anhebt, den Kindern herein hilft, und sie sofort anspricht.

In unserm Kupee sassen jetzt Bauern, Arbeiter und Soldaten. Der Arbeiter reist wie ein Herr in Habit und Melonenhut, und der junge Bauer reist, wie der Arbeiter früher gekleidet war: in blauer Bluse, hoher schwarzer baumwollener Mütze mit einem Schirm, der preussischen Soldatenmütze gleich. Der alte Bauer bleibt bei seinem schwarzen runden Hut und seiner Jacke mit der Bluse darüber.

Ich griff sofort einen älteren Bauern mit meinen Fragen an. Der Ort war von Hagel verheert, der den Wein zerstört hatte, und die Landwirtschaft litt im Allgemeinen. Nun habe ich immer den Landwirt klagen hören, und seine Klage soll beständig sein, aber so hartnäckig wie jetzt noch nie. Der Bauer zeigte nach einem andern Abteil, wo ein Pächter sass; dem sollten auf seine Pacht von 1800 Franken 800 erlassen worden sein.

— Es geht abwärts mit dem Lande, versicherte er.

Ich will der Versuchung zu verallgemeinern widerstehen, aber nach der Ortszeitung „Le petit Comtois“ zu urteilen, in der Anzeigen auf Anzeigen über Gutsverkäufe stehen, scheinen die Preise hier in der

Gegend niedrig zu sein. Ich will einige von den neunundvierzig Grundstücken, die hier feilgeboten werden, auswählen, indem ich nebenbei bemerke, dass die Zahlen die Versteigerungssumme bei der Auktion angeben.

Ein Haus aus Stein mit sechs Zimmern, Pferde- und Viehstall, Wagenremise, Scheune, Heuboden, Keller, Garten, alles auf 20 ares und 50 centiares, wird auf 3000 Franken geschätzt.

Ein Ackerstück von 6 ares wird auf 5 Franken geschätzt, ein anderes von 12½ ares auf 10 Franken. Der mittlere Preis scheint ein Franken pro are zu sein, also 100 Franken pro Hektar.

Wie der Boden beschaffen ist, kann man natürlich nicht aus den Anzeigen ersehen, aber er scheint ziemlich gleichartig zu sein. Dagegen kann man sehen, wie die Zerstückelung des Bodens in infinitum vor sich geht: von den 49 Parzellen kostet die grösste 900 Franken, die meisten unter 100 Franken; 5 Parzellen zu 5 Franken 2 zu 10 und 1 zu 1 Frank. Weiter hinunter als bis zu einem Grundstück zu 1 Frank braucht man nicht zu gehen. Fügen wir hinzu, dass es das Erbe von Mündeln ist, das verteilt wird, und dass die Käufer Bauern sind, die schon Land besitzen, dieses aber „abrunden“ wollen.

Das Flachland der Franche-Comté rollt seine letzten Bilder auf, die im Vergleich zu den Berggegenden derselben Provinz einförmig und trist sind. Zahllose Viehherden, bald von der grauen Rasse, unter dem Namen „fémeline“ bekannt, bald von der rot und weissen, „tourage“ genannt, weiden auf den sumpfigen Wiesen, die so fruchtbar sein könnten, da sie auf den im allgemeinen so ergiebigen Mergel und Kalk des Jura ruhen. Trotz seiner allbekannten Trägheit hat doch der Flachlandbewohner hier einen, vom Kupeefenster aus bemerkbaren, Fortschritt ge-

macht. Er hat nämlich den amerikanischen Drahtzaun eingeführt und dadurch seine Erträge vermehrt: die Stelle des Viehhüters, eine höchst depravierende Beschäftigung in Beschäftigungslosigkeit, konnte er nun einziehen; die natürliche Wiese konnte er in Wechselwirtschaft setzen, so dass die Tiere nicht mehr niedertreten als sie auffressen; auch konnte er den Dünger besser ausbeuten.

Furcht vor Regen und Überschwemmung hat den Bauern genötigt, das Heu in eine unendliche Menge kleiner Haufen zu bringen, die schneller trocknen. Der Hafer steht in Hocken, und das herbstliche Pflügen geschieht mit Pferden und Räderpflug.

Die Dämmerung kommt, und es wird Abend am zweiten Tage, während wir den Pass zwischen dem Plateau de Langres und den Monts Faucilles passieren, um in die Champagne einzutreten. Aber ehe wir die Franche-Comté verlassen, will ich mit einigen Zügen das Bild vervollständigen, um nicht eine einseitige und unrichtige Vorstellung von der Natur dieser so abwechslungsreichen Provinz zu geben.

Es ist am 9. Mai dieses Jahres (1886), als ich an einem Sonntagmorgen Dijon mit den hellgrauen Weinbergen der Côte d'Or verlasse und auf die ebenen Getreidefelder und Wiesengründe von Burgund komme. Am Bahndamm ist die Akazie eben ausgeschlagen; trèfle incarnat mit seiner purpurroten Bürste und die Esparsette (sainfoin) mit ihren rosaroten Büscheln geben den Wiesen einen lieblichen Reiz. Die Saône wird bei Auxonne überschritten, und wir treten in die Franche-Comtè ein; steigen etwas hinan durch ein kleines Granitplateau mit Holzschlägen und Kohlenmeilern und treffen den Doubs bei Dôle.

Jetzt beginnen die Häuser den westschweizer Charakter anzunehmen. Grosse „Sambyggare“ aus Stein

mit steilen Dächern, einem abgestumpften Giebelfirst, grossen Einfahrten. Der Jura ist jetzt deutlich zu sehen, während wir unten auf den Anschwemmungen des Flusses fahren; bald aber beginnt der Zug hinan zu steigen zu la Forêt de Chaux, einem der schönsten Laubwälder von Frankreich. Das Maiglöckchen blüht am Waldrande und die Nachmittagssonne scheint herrlich durch das leichte Laub der frühlingsgrünen Buchen, Eichen und Hainbuchen. Und wenn der Zug nicht lärmte, würden wir den Kuckuck rufen hören, das Flyo-flio des Pirols, das den Signalen der Lehrlinge auf den Hinterstrassen gleicht; wir würden hören, wie das Graukelchen (fauvette) die vollendeten Kompositionen der Nachtigall und die immer populäre aber etwas kurzgefasste kleine Chansonette des Buchfinken nachahmt.

Der Wald lichtet sich, und wir senken uns wieder hinab ins Flusstal der Loue, aber nur um wirklich den Jura hinaufzusteigen, nachdem wir einige Minuten bei Mouchard gehalten haben, wo eine zweite Lokomotive vorgespannt wird. Hoch und steil wie eine Festung, mit den schwarzen, braunen, weissen Schichten in streng wissenschaftlicher Ordnung, steigen die Wände des Jura auf, als seien sie von vorhistorischen Maurern gebaut. Einer kolossalen Ruine gleicht er, auf der sich die Bäume des Waldes in klimatologischer Ordnung niedergelassen haben: Wind und Vögel haben dem Samen auf die Höhe hinaufgeholfen. Ganz unten am Fusse des Hanges steht der Wein frisch geputzt auf der braunen Erde (dogger), und seine jungen Triebe sind noch von Strohgarben gegen den Nachtfrost geschützt. Der Weizen ist sparsam in der Region der Obstbäume, wo sich noch Buche und Eiche finden. Die Lokomotiven pusten vor Anstrengung und es rasselt im Zug, der durch die Weinberge hinansteigt; bald lie-

gen diese unter uns mit ihren Millionen von Sonne und Regen gebleichten Stöcken, die einer Stabjalousie gleichen. Jetzt aber erweitert sich auch die Aussicht. Im Westen blaut die Côte d'Or wie eine Abendwolke, hinter welcher die Sonne sinkt. Die mit Pappeln bedeckten Flusstäler von Doubs und Saône, nach Mâcon, wie ein Nebel, aus dem in der Ferne ein weisser langer Strich auftaucht: das ist vielleicht der Rauch des Lyoner Zuges.

Wir sind oben auf dem Plateau und fahren in den Berg hinein, und damit ist der letzte Schimmer von La belle France verschwunden.

Die Eichen sind nicht ausgeschlagen, die Buchen stehen braungelb, es ist eine Frische in der Luft wie an einem Märztage; die Obstbäume und die Blumen des Tales verschwinden, nur eine Primel, ein Goldstern, eine Anemone deuten darauf, dass der Winter im Rückzuge ist; und bald ist die Region des Nadelwaldes erreicht.

Hier oben, etwa 800 Meter hoch, wohnt ein lebhafter energischer Franche-Comtéser, der Schweizer Frankreichs, der in einem gesunden Klima mit Nadelwaldluft es verstanden hat, seine landwirtschaftliche Kunst zu entwickeln, vielleicht von seinen fleissigen Nachbarn im Osten dazu angespornt. Die alten Triften sind jetzt wie Wiesen gepflegt und das Vieh wird im Hause gehalten; dadurch steigert sich die Milchproduktion und der Käse gewinnt an Gehalt. Moderne Sentimentalisten, die Tieren gegenüber krankhaft empfindlich sind, während sie sich um den Menschen weniger sorgen, haben gegen die angebliche Tierquälerei geschrieben, die darin bestehen soll, dass das Vieh das ganze Jahr über im Stalle gehalten wird. Darauf haben die gesunden Bergbewohner geantwortet: die Tiere leiden mehr darunter, schlechtes zertretenes Gras im Regen zu

fressen, nachts draussen auf feuchtem Boden zu liegen, von den Mücken des Waldes und den Bremsen der Wiese zerstochen zu werden, als darunter, in warmem trockenen Stalle unter Dach zu stehen und gut gepflegtes Heu zu fressen. Und die empfindlichen Gemüter, die zu hören glaubten, wie das Vieh nach Waldesluft und Vogelsang seufzt, sind in der Minderheit geblieben.

Hier oben hat man teils ein altes kommunistisches Regime, das heute gewissen Leuten grosse Furcht macht, beibehalten, teils es wieder aufgenommen. Man hat es nämlich vorteilhaft gefunden, sich zur Käsefabrikation zusammen zu tun: jeder Bauer liefert seine Ration Milch, die dann gemeinsam von einem Aufseher in Käse verwandelt wird. Wie man auch, wo das Weiden noch in Brauch ist, einen gemeinsamen Kommunalhirten hält. Da man weiss, dass zur Käsebereitung eine grosse Quantität Milch auf ein Mal erforderlich ist, kann man einsehen, wie notwendig eine solche Genossenschaft war, da ja der arme Bauer niemals soviel von der leicht sauer werdenden Milch sammeln kann. Hier ist man also auch der Gefahr entgangen, von einer unnötigen Zwischenhand ausgebeutet zu werden, die in anderen Gegenden als Meiereibesitzer oder der gefürchtete und gesuchte Kapitalist auftritt.

Aber die Sonne scheint mit den letzten schwachen Strahlen in den gewaltigen Fichtenwald La Foret de Joux. Hier ist nordische Natur, aber doch nicht ganz. Der Epheu kriecht nämlich auf die südliche Seite der grauschwarzen Fichtenstämme, und die Fichte selbst hat hier einen anderen Charakter als auf den Granitfelsen des Nordens. Sie ist nämlich von einer anderen Art, nicht so spitz, sondern mehr verdichtet im Astwerk und nackt bis zu einem Drittel des Stammes.

Geht man jedoch weiter, sieht die Landschaft so arm aus wie im hohen Norden. Nicht ein Laubbaum ist zu sehen und die Weidegründe sind kurzgrasig, haben keine Blumen, sind mit Riedgras durchwebt und mit Steinen besät. Sogar die Fichten werden dürftiger und spitz wie Weihnachtsbäume. So geht es fort bis gegen Pontarlier, das 1870 Meter über dem Meeresspiegel liegt. Hier in der Talsenkung, gegen nördliche Winde geschützt, wächst noch der Weizen, wenn er auch spät reif wird, aber hier, nur hier in Frankreich wird das kostbare Absinthkraut gebaut, das jetzt im Frühling wie kleine graugrüne Kissen auf den frischgegrabenen Beeten liegt. Die Giftspflanze, welche die spirituellen Kinder des Pariser Boulevards verdummt, wählt selbst den gesundesten Aufenthaltsort in Bergesluft und Fichtenduft, um ihre Laufbahn in einem Fussglase auf einem Asphalttrottoir zu beschliessen.

Wer glaubt, dass ganz Frankreich ein flaches waldloses Land ist, mit Kanälen und Pappeln, der soll über den Jura nach Verrières gehen: das ist vielleicht die schönste Bergstrasse von Europa, schöner als die Gotthard- und die Arlbergstrasse. Und wer sich nicht erinnert, dass Frankreich seinen Teil an dem schönsten See von Europa hat, kann die Reise bis Evian am Genfer See fortsetzen, um dann in Chamounix den höchsten Berg von Europa zu beschauen, den Mont Blanc, der auch in Frankreich liegt!

ZWEITES KAPITEL

Champagne

Nachdem wir in Chaumont beispiellos unfreundlich behandelt worden sind — was wohl seine Gründe haben mag, da die Preussen hier im Quartier gelegen und gebrandschatzt haben — treten wir in die untere Champagne ein und sind damit in das Flusstal der Marne gekommen, der wir dann bis Epernay folgen. Die Marne ist ein kleiner liebenswürdiger Fluss, der mit seinen grünen, von Erlen und Pappeln bekleideten Ufern viel von französischen Landschaftsmalern besucht worden ist. Sie verleiht hier auch der übel berüchtigten Champagne einen Reiz, der dem flachen, zum Teil unfruchtbaren Lande sonst nicht eigen ist.

Hier wird jetzt der Hafer auf einem zweiräderigen Karren eingefahren, welches Fuhrwerk andeutet, dass wir in das eigentliche Frankreich gekommen sind, für das es charakteristisch ist mit seinem bei Regenwetter übergespannten Schutztuch. Die Erde ist rot wie in Gâtinais, und daraus ist zu sehen, dass wir das grosse Juragebiet noch nicht verlassen haben.

Eine Erntemaschine auf dem Felde scheint auf grosse Landwirtschaft zu deuten; wenn man aber weiss, dass die Güterparzellierung in der Champagne fast am weitesten vorgeschritten ist, hütet man

sich vor einem Fehlschluss. Hier ist Futtermais und Buchweizen zu sehen, Süden und Norden, und gegen Joinville wird die Gegend lächelnd, bringt etwas Weinbau, wenn auch nicht von der rechten Art.

Noch sind wir in der Juraformation, aber bei Chevillon ungefähr beginnt die Kreide, die bezeichnend für die Champagne ist. Diese Erdart, die sonst, mit Lehm gemischt, eine der ergiebigsten ist, findet sich nämlich hier beinahe so rein, dass sie alle Billardspieler des Landes mit ihrem „blanc" versehen kann und allein für sich den hartnäckigsten Boden bildet. Sie raubt der Humuserde die Feuchtigkeit und lässt den Regen zu schnell durch; auch wirft sie das Sonnenlicht zurück, statt es zu absorbieren.

Nördlich von St. Dizier breitet sich die Ebene aus mit schwachen Erhöhungen und verstreuten Oasen von etwa fünfzig Bäumen: eine in ihrer Art einzige Landschaft. Man hat nämlich angefangen, die Kreidehügel mit Kiefern zu bepflanzen, und die Phisiognomie der Landschaft macht also eine Entwickelung durch.

Jetzt sind ein Priester und vier Frauen ins Kupee gekommen. Der Priester sieht recht weltlich aus und schlägt den Frauen gegenüber einen so munteren Ton an, dass diese laut auflachen. Mir gegenüber sitzt ein Arbeiter, der begierig dem Gespräche folgt; dann und wann wirft er einen listigen Blick hinter der blauen Brille, der den Steinmetz verrät.

Schliesslich beugt er sich zu mir und flüstert:

— Er hat keine Tonsur.

Der Priester hat den Hut abgenommen und zeigt wirklich eine zugewachsene schwarze Platte auf dem Kopfe; und als ich jetzt auf die Unterhaltung lausche, höre ich, dass sie sich um sehr intime Eheverhältnisse und die Kinderfrage dreht. Das erinnert mich an die traurige Stellung, die der katholische Geistliche einnimmt, weil er unverheiratet ist, und an ein

merkwürdiges Präjudiz, Anfang dieses Jahres vom Gericht in Amiens abgegeben. In dieser Stadt wurde nämlich eine Ehe, die der Ex-Abbé Sterlin eingegangen war, für gültig erklärt und seine Kinder für erbberechtigt, weil das Zivilgesetz die Priesterschaft nicht für ein Ehehindernis hält. Mit diesem Urteil ist das Konkordat vom Code-Civil besiegt und ein neuer Versuch gemacht worden, die Kirche vom Staat zu trennen. In der Schweiz gibt es bekanntlich unter den Katholiken eine Sekte, genannt Altkatholiken, die den Priestern erlaubt, sich zu verheiraten. Und in der griechisch-katholischen Kirche ist die Ehe des Priesters beinahe geboten.

Die Opposition gegen den Zwang der Kirche wächst in Frankreich, und nach einer kleinen Zeitung zu urteilen, die ich auf der nächsten Station kaufe, „La Semaine Anticléricale“, nimmt die Zahl der bürgerlichen Begräbnisse stündlich zu. Über diese wird getreulich in den Zeitungen berichtet, und die Reden werden in ihrer ganzen Heftigkeit wiedergegeben. So erdreistet sich ein Bürger von Epernon, an einem Grabe folgendermassen zu sprechen:

„Der Verstorbene hatte längst mit dem Klerikalismus gebrochen; er hatte den Scharfblick und den Mut gehabt, den dummen Aberglauben, der so lange die Menschen unglücklich gemacht hat, abzulegen. Er verabscheute die Priester, diese unverschämten Heuchler, die nur Lügen zu bieten haben, an die sie selbst nicht glauben . . .“

Traurig ist es, dass man oft von skandalösen Handlungen der Priester liest, von Priestergeschichten, denen ähnlich, von welchen die italienischen Zeitungen überfliessen: die deuten darauf, dass sich auch das Lager der Geistlichen in Auflösung befindet.

In Vitry-le-François stiegen wir aus, um uns einen Markt anzusehen, der dort gehalten werden sollte.

Die kleine Stadt mit ihren 7000 Einwohnern hat eine hübsche Lage an der Marne und ist wegen ihrer Baumschulen berühmt. Auf dem grossen Platze waren wirklich noch Spuren des Marktes zu sehen: Holzgefässe, Korbarbeiten, Vieh und Ferkel wurden feilgeboten. Aber der Handel war flau, und die Verkäufer sassen vorm Café im Schatten der Platanen und tranken Wein. Da sie nicht recht zugänglich zu sein schienen, ging ich in den Tabaksladen und kaufte die Zeitung „L'Echo de la Haute Marne“, um darin genauer formulierte Angaben über den Zustand der Landwirtschaft zu finden. Sehr richtig stand da auf der ersten Seite ein Artikel mit der jetzt ständigen Rubrik „La Crise Agricole“. Da ich bei dem Verfasser mehr Sachkenntnis finde als bei meinem Freunde, dem Bauern selbst, will ich seine Mitteilungen als ein Interview betrachten und mich auf einen Bericht beschränken.

„Die landwirtschaftliche Krisis ist bald der Anfang des Ruins. Wein, Wolle, Holz, Vieh, Getreide, alles ist angegriffen. Vor 50 Jahren wurden wir in der Welt als Meister in Landwirtschaft wie in Industrie anerkannt . . . Damals verkauften wir für 250 Millionen Franken Wein ans Ausland; England bestellte 100 000 Stück Vieh usw. In diesem Jahre haben wir 42 Millionen Hektoliter Weizen unverkauft liegen; im vorigen Jahre *kauften* wir vom Ausland für 230 260 000 (?) Franken *Wein*.“ (Wahrscheinlich, um ihn unter dem Namen Bordeaux und Burgunder wieder auszuführen.)

Die Krisis hat nach dem Verfasser zwei Hauptursachen. Die erste ist: fremde Produkte dringen mit Vorrecht auf den Markt. Der Ausländer bezahlt geringen Zoll, hat beinahe keine Abgaben; er benutzt gratis die Häfen, Strassen, Kanäle und Eisenbahnen Frankreichs. Ein Hektoliter Weizen kostet

dem Franzosen an Abgaben, wenn er ihn verkaufen will, 3 fr. 10; wenn aber der Ausländer einen Zentner Weizen in Frankreich verkauft, bezahlt er nur 3 fr. An Unkosten für einen Ochsen, den er verkauft, muss der Franzose 35 fr. zahlen, aber der Ausländer nur 25 fr. Durch die „Tarifs de pénétration" kommt es, dass der Ochse des Ausländers von Nancy nach Paris weniger bezahlt als der des Franzosen von Rouen nach Paris. (Schon früher erwähnt.)

Darauf kann man nur antworten: schützt euch! Freihandel ist eine sehr schöne Theorie, die in der Wirklichkeit nur schön wird, wenn man sie überall und auf ein Mal anwendet. Aus reiner Höflichkeit sich ruinieren, ist allzu ritterlich-romantisch in unseren realistischen Zeiten, und der Franzose hat zu viel von der feinen Erziehung des Mittelalters und ancien régime behalten, um den brutalen Kampf, der ausgekämpft wird, bestehen zu können. Aus lauter Artigkeit wird er sterben. Graf Tolstoi würde sagen: aus lauter Zivilisation. So starben Egypten, Griechenland, Rom an zu feiner Erziehung. Ist jetzt Frankreich an der Reihe, vor dem immer siegenden Barbaren zu fallen? Wer weiss? Aber etwas Verwilderung schadet dann und wann nicht, und in Handel und Politik taugt es nicht, Idealist zu sein, die Banknotentasche hinzureichen, wenn einem das Portemonnaie abgefordert wird.

Aber es ist konservativ, Schutzzöllner zu sein, und Freihändler klingt so liberal auf einem Wahlprogramm. Und wer will nicht liberal sein? Der Franzose ist mehr als liberal gewesen; er ist generös gewesen! Wehe ihm darum! Der freisinnige Amerikaner, der seine Künstler in der Ecole des Beaux-Arts in Paris umsonst erziehen darf, hat seine Künstler geschützt, indem er auf Kunstwerke 60 Prozent Zoll erhebt. Und Deutschland darf nach dem Frank-

furter Vertrage mit seinem „billig und schlecht“ in Frankreich einziehen, schliesst aber seine Türen für Gegenbesuche!

Dass der Freihandel die Preise für Esswaren nicht herabgesetzt hat, ist sicher; ob die Schutzzölle sie wieder erhöhen würden, ist mehr als ungewiss.

Um aber den Freihändlern eine gute Stütze zu geben, da ja auch sie von ihrem Gesichtspunkte Recht haben mögen, will ich eine Berechnung anführen, die neulich die Société nationale d'agriculture vorlegte: welchen Einfluss das Gesetz vom 28. März 1885 hatte, das den Einfuhrzoll auf ausländischen Weizen von 60 Centimes auf 3 Franken pro Zentner erhöhte.

Die Gemeinde Genillé (Indre-et-Loire), die vom Verfasser als Beispiel genommen wird, zählt 2275 Einwohner, auf 634 Haushalte verteilt. Von diesen ernten 80 Haushalte mehr Getreide als sie verzehren; 240 ernten, aber verkaufen nicht, sondern verzehren alles selbst; 314 Haushalte bauen nicht Getreide, verbrauchen aber jährlich 3800 Hektoliter.

Es ist klar, dass der erhöhte Einfuhrzoll nur den 80 Haushalten nützen kann, die Getreide verkaufen; der reichste von ihnen, der 1500 Hektoliter verkauft, würde 3600 Franken gewinnen; die 72 ärmeren nur 60—65 Franken pro Mann.

Die 240 Haushalte, die ihre Ernte verzehren, gewinnen weder noch verlieren sie, und die 314, die ihr Getreide verkaufen, müssen verlieren. Also: Schutzzölle nützen nur den Reichen, schaden aber den Armen und sind vollständig gleichgültig für den kleinen Landwirt oder den Bauern. Was zu beweisen war!

Fürst Bismarck, der ungern für konservativ gelten will, soll sich von dem Verdacht, er habe reaktionäre Ziele, durch folgende ausgezeichnete Äusserung befreit haben: „Ich bin weder Freihändler noch Schutz-

zöllner, sondern ich bin deutsch und will, was Deutschland nützlich ist."

Ich möchte auch, als Liberaler, Schutzzöllner sein, ohne darum aufzuhören, Freihändler zu sein, aber das wird wohl schwerlich gehen. Doch hat der Bauer nicht so unrecht, wenn er Paris und den andern Städten sagt: Ihr „schützt" euch gegen eigene Landsleute durch den Oktroi (Stadtzoll): 53 Franken nehmt ihr von dem Ochsen des Bauern, aber gegen den Fremdling wollt ihr euch nicht schützen. Mag der Freihandel angewendet werden, aber konsequent in seiner ganzen Ausdehnung, auch für Manufakturen und Industrie, dann kann der Bauer sein Zeug, sein Essen, seinen Dünger zu billigem Preise kaufen, denn man schützt sogar den Dünger! Getreide ist allerdings ein Nahrungsmittel, aber für den Bauern auch Handelsartikel. Zölle auf Lebensmittel sind nicht verwerflicher als Zölle auf Kleider und Schuhe, die ebenso unentbehrliche „Lebensmittel" wie Essen sind!

* * *

Nachdem wir unsere Arbeit in Vitry getan haben, steigen wir wieder in den Zug; passieren Châlons-sur-Marne und treten in die allbekannte unfruchtbare Champagne pouilleuse ein, die sich nach Norden bis an die Ardennen erstreckt. Zuweilen ist die weisse Kreide in der Ferne zu sehen, in einer von einem Steinbruch zerfleischten kleinen Hochebene, die eine Ähnlichkeit mit der englischen Küste bekommt. Erinnern wir uns, dass es hier war, wo Attila mit seinen Hunnen geschlagen wurde, denn dies sind die katalaunischen Felder. Links beginnen bereits die Weinberge, wenn auch nur sporadisch.

Nachdem wir in Epernay die Nacht verbracht haben, treten wir in der ersten Morgenstunde die

Reise an Ay vorbei nach dem kleinen Dorfe Avenay an, wo die berühmtesten Weinberge liegen. Hier ist dem unfruchtbarsten Boden, der sonst keine Ähre geben würde, die kostbare Champagnertraube abgerungen; und wenn man durch die endlosen Weinberge fährt, verliert man den Glauben an die Fabel, dass nur die Monarchen echten Wein trinken können. Wer soll all diesen Saft trinken, der jetzt in den blauen Schalen rinnt? Der scheint ja so gross zu sein, dass man, hyperbolisch gesprochen, eine Überschwemmung der Marne erwarten könnte, wenn er auf ein Mal ausflösse. Um Ay allein sind 19000 Hektar von den Weinstöcken bedeckt. Und im Jahre 1877 wurden in der Champagne 22 Millionen Flaschen geerntet, von denen 18 Millionen ausgeführt wurden.

In Avenay, einem kleinen reichen Dorfe, weiss wie Baumwolle, ist es öde auf Strassen und in Häusern, denn alle sind draussen auf den Feldern, um den Wein zu „entlauben", auf dass die Sonne so viel wie möglich die Traube trifft. Wir suchen im Restaurant vergeblich ein Glas Milch zu bekommen; das gibt es in Weingegenden gewöhnlich nicht. Keine Weide, keine Kühe. Die Ureinwohner trinken Wein am Morgen, trinken Wein den ganzen Tag. Ein Träger fürs Gepäck ist auch nicht zu haben: niemand will den Wein verlassen, der am meisten einbringt. Wir nehmen also selbst das Gepäck und beginnen die Wanderung. Eine afrikanische Hitze presst den Schweiss aus, bevor wir noch den letzten Baum hinter uns haben; und jetzt müssen wir auf die weisse Landstrasse hinaus, die in den Augen brennt, wenn man sie ansieht; aber sie soll uns durch diese reiche Wüste nach dem Walde von Reims führen, wo kühle Schatten warten. Die Wüstenwanderung beginnt in Begleitung eines Jun-

gen, der einen mit zwei ungeheuren Körben voll Dung beladenen Esel treibt.

— Die Ernte ist dieses Jahr gut hier am Orte? beginne ich.

— Mittelmässig hier, aber nach Reims zu ist sie vom Hagel zerschlagen.

— Besitzen nur grosse Herren die Weinberge, oder auch kleine?

— Sowohl grosse wie kleine.

— Aber die Weinfabrikanten besitzen nicht alles?

— O nein! Es gibt Bauern, die 10 acres ($^1/_{10}$ Hektar) besitzen.

— Nun, was kostet ein Hektar hier?

— Das weiss ich nicht.

— Ja, aber ich weiss, dass er bis 20 000 Franken steigen kann. Wie verkauft ihr den Wein? Keltert ihn ihn selbst?

— Nein, die Traube wird am Stock kiloweise verkauft, wenn der Händler in der Erntezeit kommt.

Auf beiden Seiten der Strasse kann man jetzt die berühmte Traube näher betrachten. Hier ist es ein niedriger Stock, der niedrigste, den ich gesehen habe, niedriger als die weisse Traube am Genfer See, vielleicht bloss ein Meter hoch. Die Traube ist hier klein und blau. Aber an andern Orten ist sie weiss. Der Champagnerwein wird jedoch von beiden Arten hergestellt: wenn man die blaue Traube nimmt, trennt man die Schale ab, so dass der Saft hell wird.

Man hat im Auslande geglaubt, der funkelnde Champagnerwein bekomme seine eigentümliche Natur ausschliesslich von dem trockenen Erdboden; das ist aber nicht der Fall. Etwas macht allerdings der Kreideboden aus, mehr aber eine lange Auslese der Pflanzen und am meisten die Herstellungsart. Der Champagnerwein, so wie er aus der Traube gekeltert wird, ist ein stiller weisser Wein, der durch-

aus nicht moussiert, sondern ganz harmlos wie andere weisse Weine ist. Erst der Fabrikant gibt ihm Farbe und Kohlensäure, ja auch Geschmack.

Jetzt beginnen die Weinstöcke auf der rechten Seite lichter zu werden, und Stoppelfelder treten auf. Die Seiten der Strasse sind verbrannt; nicht ein Grashalm in dem weissen Boden, nur einige verdorrte Disteln; aber die kleine ziegelrote Anagallis, die Ofenwärme zu vertragen scheint, lebt dort gesund, ebenso frisch, wie ich sie auf den glühendheissen Weinterrassen von Lavaux am Genfer See und auf den versengten Viehweiden der römischen Campagna gesehen habe. Auf dem Felde wachsen einige Kornblumen, sowie eine Euphorbia und eine Linaria. Der Landstrassenstaub wird buchstäblich begossen von den Schweisstropfen, die von unsern Stirnen rinnen, und die Brille des Reisegenossen rostet. Aber der Wald lockt, eine letzte Anstrengung zu machen, und bald sind wir im Schutze eines Wäldchens von Buchen, die mit Hasel gemischt sind, angelangt, dort werfen wir das Gepäck hin, legen einige Kleider ab und strecken uns ins weiche Gras.

Dieser Wald ist ein Ausläufer der Forêt de la Montagne de Reims, nicht mehr Kreideregion, sondern die östliche Grenzmauer des Tertiärbeckens von Paris, das bis hierher reicht und den Boden für einige der Hügel um Reims und Epernay bildet; woraus man schliessen kann, dass nicht alle Stöcke des berühmten Weines auf Kreide wachsen. Doch in den Eingeweiden der Kreideberge erhält der Wein seine so begehrten Eigenschaften, und wir eilen daher schneller, als wir damals taten, nach sechs Kilometer Waldwanderung und fünfzehn Kilometer Eisenbahn, zu den ungeheuern Kellern von Pommery in Reims, die allerdings nicht so gross sind wie der grösste in Châlons, denn der hat Galerien, die zusammen zehn Kilometer lang sind.

Wir zünden unsere Stearinfackeln an und steigen in den Berg hinunter, dessen grauweisse Wände schwache Lichtflammen zurückwerfen, die im Kampf mit der Dunkelheit ersterben. Hier geht man eine Stunde zwischen Reihen von Champagnerflaschen, die auf ihren Holzgestellen aufgestapelt sind, spazieren. Es ist ein stattlicher Anblick. War man aber über den Reichtum der Weinberge erstaunt, so wird man doch kleingläubig gegen die Echtheit der Ware, wenn man hier sechs Millionen Flaschen vom vorigen Jahre auf Lager liegen sieht und bedenkt, dass in Epernay und Châlons noch grössere Mengen lagern. Tatsächlich kann man guten Champagner aus jeder Traube machen, und macht ihn auch; ja, in Hamburg und Lübeck kann man ihn aus Wasser und Zucker machen.

Tief unten in einigen Grotten ist das Laboratorium selbst. Der Laborator sitzt vor einem Gefäss, das einen hellroten, träg fliessenden Likör enthält. Vom Handlanger empfängt er eine Flasche mit einer Flüssigkeit, die sehr blond und sehr friedlich aussieht. In die Flasche giesst nun der Chemiker ein *kleines* Mass von dem schönen Likör, wenn der Champagner „sec“ werden, ein *grosses* Mass, wenn er „süss“ werden soll. Das ist die ganze Kunst. Dann kommen die Korke, und das Letzte, aber nicht am wenigsten Wichtige: das Gold, das Silber und die Etiketten.

Wir kehren um und treten in einen „Dôme“, so gross wie eine kleine Kirche, in den das Licht durch eine Öffnung des Gewölbes fällt. Hier hat ein Bildhauer von bekanntem Namen riesige Skulpturen in die Felsenwand gehauen. Die eine stellt Silen mit seinem ganzen Hof vor, trinkend, wahrscheinlich aber nicht Pommery sec, sondern einen andern nicht so edlen Wein. Die andere Skulptur stellt eine Tisch-

gesellschaft von Herren und Damen in den Trachten des vorigen Jahrhunderts vor, die in voller Begeisterung hohe schmale Champagnergläser leeren, während sie auf die wahrscheinlich ausgelassene Rede eines animierten Herrn lauschen.

Ebenso nüchtern wie wir gekommen sind, verlassen wir den mit Sprengstoffen gefüllten Berg, der wahrscheinlich bersten würde, wenn all diese unter Kork und Draht bewahrte Lebensfreude auf einmal losbräche. Und damit nehmen wir Abschied vom Weinlande, um nach Norden zu ziehen, zu Hopfen und Malz.

DRITTES KAPITEL

Picardie, Flandern, Artois

Das Flusstal der Marne verliessen wir bei Epernay, bald treten wir, nördlich von Reims, in das der Aisne ein. Strohmieten, Windmühlen und Pachthöfe, viereckig, einer Festung ähnlich, ohne Fenster nach aussen, deuten darauf, dass sich ein Getreideland nähert. Kiefern, blonde Stationsvorsteher mit rotem Bart bringen einen nördlichen Zug hinein. Schon in Laon, obwohl noch im Gebiet von Ile-de-France, beginnen ungeputzte Ziegelgebäude, aus demselben reichen Lehm emporgewachsen, der das beste Getreide liefert.

In Laon kaufen wir einen Bericht über die Réunion agricole, die das Departement Aisne kürzlich gehalten hat. Da dieses Dokument für meine Untersuchung von grösserem Wert ist als flüchtige Gespräche mit dem ersten besten Bauern, will ich aus den Papieren einige Zahlen mitteilen.

Der Ertrag des Bodens wird hier am Orte auf 400 Kilo Weizen pro Hektar berechnet; das sind also 80 Franken pro Hektar, wenn 100 Kilo 20 Franken bringen. Ist es möglich, fragt man sich, dass diese Ernte die Unkosten bezahlen kann? Darauf antwortet auch die Réunion: nein; und man schlägt vor, den Preis durch wirksame Mittel (Zölle) um ein Viertel zu erhöhen.

Da es schwierig ist, das Getreide zu verkaufen, hat man einen besonderen Vertrag mit den Bäckern geschlossen; ein Landwirt zum Beispiel gibt dem Bäcker 150 Kilo Getreide und bekommt 128 Kilo Brot oder 85,33 Prozent zurück.

Über die landwirtschaftlichen Verhältnisse des Ortes äussert sich die Réunion also:

„Man scheint allgemein die Landwirtschaft als die schlechteste aller Laufbahnen zu betrachten, und selten trifft man junge Leute, die diese einschlagen wollen . . . Die allgemeine Notlage scheint das Ergebnis zu zeitigen, wenigstens in der Gegend von St. Quentin, dass sich die verschiedenen Klassen der Landwirtschaft einander nähern. Man beginnt also davon zu sprechen, dass man die Halbpacht einführen müsse, um die Frage zu lösen."

„Unzufriedenheit und Missmut herrschen überall. Aber ein Umschlag zu Gunsten des Landes ist eingetreten. Die Industrie und die allgemeinen Arbeiten ziehen nicht mehr so viel Kräfte an wie früher, und die Arbeitskräfte strömen wieder nach dem Lande zurück, nicht aus Neigung, sondern aus Not. So begnügt sich in der Gegend von Reims ein Arbeiter mit 1 fr. 75, der sich früher geweigert hat, für 3 fr. zu arbeiten. In der Nähe von Brie dagegen verdient ein Pflüger mehr, als der Hausherr verliert, denn er ist an den Boden gebunden. In Thierache dagegen strömen Scharen vom Lande zu den allgemeinen Arbeiten, die besser bezahlen als der Landwirt".

Nördlich von Laon wird in grösserem Umfange die Zuckerrübe gebaut, die wenigstens kein Südländer ist. Bei Tergnier passieren wir die Grenze der Picardie. Birke, Erle und Espe nehmen den Platz der Akazie am Bahndamm ein, und in den Gärten haben Kohl und Lauch, die warmen Gemüse der Germanen, die vielen kalten Salatgewächse der Gallier verdrängt.

Auf der Höhe von St. Quentin wird beim Bauen besonders Ziegel benutzt. Grosse Weidenplantagen erstrecken sich an den Flüssen entlang und holen aus dem Alluvialboden reiche Ernten für die Korbmachereien in der östlichen Picardie (Thierache). Der amerikanische Drahtzaun ist hier und dort auf den fetten Viehweiden zu sehen. Der Flachs liegt in Diemen, die von kleinen weissen Strohdächern geschützt werden, und alles zeigt, wie sorgfältig das Land bestellt wird, wie fleissig die Menschen unter einem kühleren Klima werden.

Bei Busigny sind wir im Departement Nord, in dem der Ackerbau am höchsten steht in ganz Frankreich. Es ist ein plattes Land, der tertiären Formation angehörend, und in dessen sandvermengtem Lehm auf Kalkgrund wächst der beste Weizen, wachsen die besten Zuckerrüben von ganz Frankreich. Im Jahre 1877 gab der bebaute Boden hier 450 Franken pro Hektar, das ist drei Mal mehr als der durchschnittliche Ertrag des Landes, und man zählte zwei Bewohner pro Hektar.

Die Ursachen zu dieser Fruchtbarkeit sind mehrere. Louis Grandeau, der Direktor der landwirtschaftlichen Station von Ostfrankreich, ist durch Beobachtungen dazu gekommen, die Fruchtbarkeit des Weizenbodens nach den geologischen Formationen einzuteilen: so hat er vier Klassen erhalten. Zuerst kommt die Kreideformation, sagt er, mit 15 Hektolitern 28 Litern pro Hektar; dann kommt die Tertiärformation mit 13 Hektolitern 8 Litern; an dritter Stelle die Übergangs- oder primitiven Formationen mit 13 Hektolitern 1 Liter; in vierter Reihe der Jura mit 12,3 und 12,8 Hektolitern. Das sieht sehr wissenschaftlich und schön aus, aber die Statistik ist ein gefährlicher Diener und kann leicht den Klügsten täuschen. Man kann sich ja denken, dass andere Ursachen, wie Klima, verbesserte Me-

thoden, Überfluss an Dünger und so weiter, grössere Erträge auf einem schlechteren Boden hervorrufen können. Das Departement Nord, das fruchtbarste Weizenland, zählt also zur zweiten Bodenklasse (Tertiär), aber die sterile Champagne zur ersten Klasse (Kreide). Die äusserst fruchtbare Ebene um Caen liegt in der vierten Klasse (Jura), ist aber berühmt wegen ihres schönen und üppigen Weizens, während die Granithochebenen der Bretagne und Auvergne (dritte Klasse) keinen Ruf haben als Weizenboden.

Ich hüte mich daher zu klassifizieren und will die Statistik behutsam anfassen, indem ich mich damit begnüge, die wichtigsten Ursachen anzugeben, aus denen die Fruchtbarkeit des Departements Nord kommt.

Ausser der Güte des Bodens muss man wohl alte Tradition vom Mutterland Flandern in Betracht ziehen. Hier war es, wo man die Wechselwirtschaft erfand; dadurch wurde der Ertrag verdoppelt, ohne dass die Kosten sich besonders erhöhten. Ferner kommt dazu die Sitte, einen Dünger zu benutzen, vielleicht den reichsten, der anderswo aus Scham verschleudert wird. (Nach der Berechnung eines Professors der Landwirtschaft könnte jeder Verbraucher jährlich seinen Weizenbedarf hervorbringen, ohne ihn auszubeuten.) Darum ist der Reisende etwas erstaunt, wenn er an den Bahnstationen die Besucher der kleinen offenen Kioske in so naiven Situationen sieht, die in nördlicheren Ländern von der Polizei belangt würden.

Die letzte und nicht am wenigsten wirksame Ursache des reichen Ertrages ist, dass der „kleine Ackerbau" vorherrscht, der mehr einbringen soll als der grosse. Aber das ist eine Frage, die ich später gründlich erörtern will: zur Zeit begnüge ich mich damit, festzustellen, dass ich auf der ganzen Strecke

bis Lille und von Lille bis Rouen keine einzige Erntemaschine noch einen Dampfpflug gesehen habe. Das beweist jedoch nicht, dass man sie nicht benutzt, sondern deutet nur an, dass sie hier nicht gewöhnlich sind.

Bei Cambray ist die Hopfenernte im Gange. Wie eine Truppe, bereit mit ihren Lanzen anzugreifen. stehen Männer und Frauen mit den langen Stangen da, senken sie allmählich und pflücken die duftenden Zapfen ab. Endlos erstrecken sich hinter ihnen die Reihen von Flachsdiemen, die mit ihren weissen spitzen Strohdächern einem ungeheueren Feldlager gleichen. Der Mohn steht in Garben von etwas violetten Tönen, die einen Maler entzücken würden, wenn er sie gegen den roten, gelben und grauen Boden sieht. Unschuldiger als im Orient ist hier die Aufgabe des narkotischen Krautes, nämlich mit seinem Samen ein weisses gutes Speiseöl zu liefern, das dem Olivenöl nicht viel nachsteht. Luzernen- und Kleefelder tanzen vorbei, daran erinnernd, dass hier auch Viehzucht getrieben wird, und ein amerikanischer Drahtzaun deutet auf Fortschritt. Mitten in diesen nordischen Gegenden erhebt sich ein hellgrünes saftiges Wäldchen von Futtermais, das mit seinen südländischen Formen und Farben das Gemälde einen Augenblick belebt; gleich darauf wird es wieder schwarz, schwarz von der traurigen Pferdebohne, deren mit Trauerflor behängte schwarze Stengel und Hülsen aussehen, als hätten sie ihre Wurzeln in den Steinkohlenflözen gehabt, die sich unten in den Eingeweiden der Erde ausbreiten. Hier wird der Hafer mit der Sichel geschnitten: ein gesunder Rückschritt von der zivilisierten aber verschwenderischen Sense. Hier steht der Roggen in Hocken; hier pflügt man im Herbst mit einem Pferde; hier eggt man mit Radegge und drei Pferden. Am Hori-

zont steht Windmühle neben Windmühle hinter kilometerlangen Feldern mit Zuckerrüben. Jetzt fahren wir an einem Tabaksfeld vorbei, das in diesem Klima fette und grosse Blätter trägt, wenn sie auch nicht sehr wohlriechend sind.

Auf der nächsten Station steigen aufgedunsene blonde Herren mit roten Backen und hellen Bärten, flachsblauen Augen und dicken Nasen in den Zug. Es ist die Heimat des Biers, und wir machen bald im Hauptort Lille Halt, nachdem wir eine Allee von Schornsteinen passiert haben.

Lille ist eine schwarze Stadt; aus dunklem Ziegel aufgebaut, verdunkelt von Steinkohlenstaub, Schornsteinrauch, Feuchtigkeit. Trotzdem sie nordisch, flandrisch, englisch ist, trägt sie Spuren der spanischen Herrschaft. Eine Strasse heisst noch Rue de Puéblo. und viele spanische Erinnerungen hängen an öffentlichen Plätzen und Gebäuden. Als Nation ist Frankreich recht alt, als Staat ziemlich jung. Vor dem Jahre 1000 bestand es nur aus Ile de France. Bis 1300 vergrösserte es sich mit Normandie, Champagne, Berry und Languedoc. Bis zum Ende des Mittelalters kamen Picardie, Anjou, Burgund, Orléanais, Poitou, Aunis und Saintonge, Angoumois, Guyenne, Lyonnais, Dauphiné, Provence hinzu. Von der Renaissance bis 1600: Maine, Bretagne, Touraine, Bourbonnais, Marche, Limousin, Béarn, Comté de Foix. Erst während des 17. Jahrhunderts wurden Flandern, Artois, Elsass, Franche-Comté, Nivernais, Auvergne, Roussillon erworben; während des 18. Jahrhunderts: Lorraine, Corsica, Comtat d'Avignon und Venaissin; während des 19. Jahrhunderts: Savoyen und Nizza. Frankreich hat also sein Land zusammenerobert von Spaniern, Engländern, Flandern, Deutschen und Italienern. Darum fehlt Einheit und Eintracht, und das eigentlich Französisch-französische ist nur in Paris zu finden.

Hier glaubt man in Belgien, England oder Schweden zu sein. Vom Rassenhass ist sehr wenig zu merken, und man trifft gemütliche, fette, hellhäutige Menschen, sieht Pferde mit dicken Hälsen, groben Lenden und haarigen Gelenken, als seien sie aus Rubens' Gemälden geschnitten.

Nachdem wir einen Tag in der Stadt ausgeruht haben, steigen wir an einem Sonntagmorgen wieder in den Zug und fahren aufs Land hinaus nach Seclin, von wo wir nach Phalempin zu Fusse gehen.

Die Landstrasse ist gepflastert und schlängelt sich durch Felder von Zuckerrüben. Zuweilen sieht man nichts weiter als Zuckerrüben und Himmel. Wir machen einige photographische Aufnahmen von der Landschaft: wenn ich sie jetzt in Ruhe betrachte, finde ich, wie hässlich als Landschaft betrachtet dieses Flandern ist. Eine Photographie sieht so aus: Erde und Luft getrennt durch einen geraden Strich; die Erde ist dunkel, die Luft ist hell. Auf dem geraden Strich sind zu sehen: drei Strohmieten, ein Baum, zwei Windmühlen. Das ist die Momentphotographie, welche die Sache summarisch nimmt. Ich habe auch eine Handzeichnung gemacht. Die weist eine Menge feiner Einzelheiten im Terrain auf, das nach meiner Erinnerung auch in viele Ebenen eingeteilt war. In der ersten stehen die Zuckerrüben, blaugrün; in der zweiten die graugelben Strohmieten; in der dritten die pittoresken Windmühlen und eine Ulme; weiter hin einige Dörfer mit Kirchtürmen, und in der Ferne eine neue Reihe leicht gezählter Bäume; und ganz hinten Schornsteine, noch mehr Windmühlen, aber kleinere, und schliesslich die schläfrige, fein hellgraue Morgenluft.

Wir gehen an einem Ziegelofen vorbei und treffen einen Bauern. Es ist ein langer blonder Mann, dessen Gesicht einem Bekannten aus meiner Heimat

so ähnlich ist, dass ich ihn auf schwedisch ansprechen will. Er ist festlich gekleidet, trägt aber die blaue Bluse über der schwarzen Jacke.

Ich spreche ihn an und frage ihn, wie es mit den Zuckerrüben in diesem Jahre steht. Ich bin ziemlich sicher, dass er sich beklagen wird, und das tut er auch.

— Der Rübenzucker ist auf 28 Franken gefallen, sagt er; nichts macht sich mehr bezahlt. Die Dürre hat die Wurzeln gespalten, und damit ist jede Aussicht vorbei. Aber dort stehen noch schöne Rüben. Sehen Sie sich die an! Das ist die rosenrote Sorte. Im vorigen Jahre drang die Wurzel in die Tiefe und kam hinunter in die Feuchtigkeit, und da gedieh sie besser. Jetzt haben wir endlich Regen bekommen, aber zuviel: jetzt setzt die Rübe an und wird grob, aber sie muss das Gewicht innen haben, um etwas zu taugen. Ja, mein Herr, so ist es bestellt!

Und damit ging er in die Kirche!

Recht klug werden konnte man daraus nicht, aber es war jedenfalls eine Stimme von unten.

Die Zuckerrübe ist eine Preussin, die nach den napoleonischen Kriegen, als Zuckermangel herrschte, in Frankreich eindrang. Sie wurde neulich zu den Pflanzen gezählt, die am meisten lohnen, da sie bis 3000 Franken Brutto pro Hektar bringen kann. Und wenn sie auch die Erde aussaugt, so liefern doch Kraut und Mark nach der ersten Zuckerprozedur ein ausgezeichnetes Futter; auch kommen die Nebenprodukte als vortreffliche Düngemittel wieder aufs Feld hinaus.

Heimgekehrt, nachdem die Zuckerrüben abgeerntet sind, ersehe ich aus den Handelsberichten, dass die Ernte im ganzen der des vorigen Jahres etwas nachsteht, im allgemeinen aber recht gut ist.

Wir wandern weiter und treten in die Getreideregion ein. Hier liegt noch ein grosser Teil Weizen

ungedroschen in Hocken draussen auf freiem Felde. Man wartet nämlich, bis der Preis steigt oder von neuem fällt, ehe man sich entschliesst, das Getreide dem Mastvieh zu geben.

Wir ziehen in das Dorf Phalempin ein, das schwarz wie Russ von lauter Steinkohle und aus Ziegeln aufgebaut ist. Hier wird jetzt eine Ladung Camelina eingefahren, eine mir bisher unbekannte Industriepflanze. Es ist eine Kruzifere, deren Samen ein gutes Lampenöl liefert. Die Frauen, die in die Kirche gehen, tragen schwarze gefalbelte Mäntel und weisse Mützen, jedoch nur die älteren.

In der Schenke bekommen wir gekochtes Schweinefleisch und schlechtes Bier. Ein Bauer, wahrscheinlich der Familienvater, sitzt an einem andern Tische und isst Suppe. Ich zeichne sein Porträt, weil er typisch ist, nicht für Nordfrankreich, denn er ist von der schwarzen Rasse, sondern typisch für den französischen Bauern, weil ich später viel ähnliche Gesichter gesehen habe. Der Schädel ist niedrig und mit kurzgeschnittenem schwarzen Haar bedeckt, das in einem Zwickel bis auf die schmale Stirn hinuntergeht. Die Schläfen sind tief gesenkt; die Backenknochen stehen hervor. Die Wangen sind ausgehöhlt, als seien die Backenzähne fort, und alle Muskeln und Bänder sind verdorrt. Das Kinn ist stark entwickelt, und der Abstand zwischen Nasenwurzel und Kinnspitze scheint dreimal so gross zu sein wie zwischen Nasenwurzel und Scheitel. Die Ohrmuscheln sind kolossal und stehen vom Kopfe ab. Die Augen liegen horizontal; die Nase tritt sehr hervor, und der Mund ist scharf geschnitten. Wenn der Mann den Löffel in den Mund steckt, ist ein schwarzer Schlund zu sehen. Alle Vorderzähne fehlen bis zu den scharfen Augenzähnen, die den Eingang zu bewachen scheinen.

Diese Zahnlosigkeit ist so gewöhnlich bei fran-

zösischen Bauern, dass ich mich oft nach der Ursache gefragt habe. Ist es Mangel an Benutzung, dass sie ausfallen? Der Bauer isst nämlich meistens Suppe, dreimal am Tage, in der er das Brot aufweicht.

Die Haut des Halses liegt in Falten, so ausgetrocknet, dass die grossen Adern wie Stricke durchscheinen, und die Bewegungen der Schlagadern sind beim Kauen deutlich zu sehen.

Sind es Sonne, Wind, Regen, die das Gesicht des Landmannes so ausdörren, dass er diese verwüstete verheerte Physiognomie bekommt? Oder ist es die dürftige Nahrung, die fast ganz vegetarisch ist, und ein überflüssiges Schwitzen, welches das feine Fett, das unter der Gesichtshaut die menschliche Schönheit bildet, fortnimmt? Zu bemerken ist, dass in den Provinzen, wo die Leute das Gesicht mit breitrandigen Hüten und weissen Kopftüchern schützen, die Gesichter fetter und schöner sind; das fiel besonders in der sonst nicht reichen Bretagne auf.

Das Departement Nord, das in Frankreich das ertragreichste ist, soll eine ungeheuer grosse Anzahl Arme haben. Das klingt verdächtig, aber man spricht von Überbevölkerung auf dem Lande und von der Zerstückelung des Bodens. Das Land ist reich, aber die Bewohner sind arm! Dass in der reichen Stadt Lille ein Drittel der Bevölkerung in den Armenlisten steht, darüber erstaunt man weniger, da man weiss, wie es im Allgemeinen in grossen Städten zugeht; aber auf dem Lande! Doch es sind wahrscheinlich nicht Bauern, sondern Fabrikarbeiter und Grubenleute.

Mit dem nächsten Zuge verlassen wir Phalempin und befinden uns bald an der Grenze von Artois. Das Land behält seinen ebenen Charakter und die Ziegelgebäude begleiten die Bahn, aber jetzt sind sie weissgeputzt, nur das Fundament ist schwarz geteert. Nachdem wir ein neues Getreidemeer passiert haben,

langen wir in Arras an. Nun werden die Hütten weiss. Wiesen wechseln mit Feldern ab, und einige Waldparks unterbrechen die Einförmigkeit der Ebene. Die Jagd ist im vollen Gange, und Herren mit Flinten und Hunden steigen bei jeder Station ins Coupé.

Und so sind wir wieder in der Picardie und können bei Amiens einen schnellen Blick auf einen von Holland eingeführten Gartenbau werfen. Ein Sumpfboden, der die Stadt umgibt, ist nämlich durch Gräben, vom Fluss Somme abgeleitet, in kleine Felder geteilt, die nach Belieben unter Wasser gesetzt werden können. Daher sieht man hier alle Gemüse, von der Artischocke bis zur Tomate, und alle Prachtblumen der modernen Gartenkunst.

Die Lokalzeitung von Amiens wird auf der Station gekauft; sie enthält die ärgerliche Mitteilung, dass der radikale Generalrat des Departements Somme die Unterstützung für die Comices agricoles eingezogen hat, „um sie einer sogenannten Société agricole zu überlassen, die sich zur Aufgabe gemacht hat, in allen Tonarten auszuposaunen, dass sich die Landwirtschaft in höchster Blüte befindet."

Der Zug fährt weiter. Ein Arbeiter mit seiner Frau und zwei Kindern steigt ins Coupé. Ein älterer Mann spricht ihn an, und ich fange diesen bezeichnenden Satz auf:

— Vous êtes arrivé, Monsieur; vous avez *vos deux* enfants!

— Ihre beiden Kinder!

Kiefernpflanzungen treten am Bahndamm auf. Die Dörfer sind wieder weiss geworden, mit Ziegeldächern. Bei Bacouel sind Spuren von Weingärten zu sehen, aber die Apfelbäume werden üppiger — ein Zeichen, dass wir uns dem gelobten Lande des Ziders nähern, der fruchtbaren und hellen Normandie, deren Grenze bei der nächsten Station überschritten ist.

VIERTES KAPITEL

Normandie

An einem der ersten Tage im Oktober 1877 kam ich auf einem Dampfer von Christiania auf der Reede vor Havre an. Zum ersten Male sah ich den französischen Boden. In Stockholm hatten wir bereits einen Monat Herbst gehabt, und ein mit Schnee gemischter Regen war gefallen. Je südlicher wir auf der Nordsee gekommen waren, desto mehr hatte die Wärme zugenommen, und jetzt wehte ein warmer südlicher Wind vom Lande und brachte uns Düfte aus einem feuchten Walde, die unsere von einer mehrtägigen Seereise erfrischten Nasen auffangen konnten.

Es war ein Sonnabendnachmittag. Der französische Lotse war an Bord gekommen. Ein dunkelhäutiger, eleganter Herr in blauem Anzug aus echtem Tuch von Elbeuf, mit niedrigen Schuhen aus bester Qualität und feinen gestreiften Strümpfen aus Baumwolle. Wenn ich ihn mit unseren norwegischen Seeleuten verglich, sah er aus wie ein Seeoffizier. Aber der Ruderer, der ihn herausgebracht hatte, sass barhäuptig im Boot und zeigte einen Kopf und einen Hals, wie einer der fetten römischen Kaiser in Marmor. Also keine Reminiscenzen an meine blonden Landsleute, dachte ich, diese Normannen von heute.

Wir ankerten auf der Reede, als die Sonne gerade unterging, und ich sah zum ersten Male das helle Land, zu dem meine Gedanken so oft gewandert waren. Der hohe Kreidestrand, den das Meer von den tertiären Schichten abgespielt hatte, lagerte sich in Horizontallinien, fein in der Zeichnung, wie von Ziegel aufgebaut, schön hellgrau mit rotgelben Färbungen, wie sie photographisches Papier nach dem Goldbad annehmen kann. Wie anders war diese Küste als die rauhen Granit- und Gneisschären des schwedischen Inselmeers mit ihren stacheligen Fichten! Feiner war sie, aber auch schöner? Wahrscheinlich ebenso schön, wenn auch auf andere Art, aber heiterer jedenfalls. Der Eichenwald bei Touques gibt eine weiche Kontur mit Rundbogenformen, und auf den Klippen oberhalb von Harfleur hat der Nordwind die Bäume in südländische pittoreske Formen geweht. Noch ist die grosse gelbe Wasserstrasse zu sehen, welche die Seine auf dem grünblauen Felde des Meeres malt: eine Strasse aus den Abspülungen der Juraformation der Franche-Comté, der Kreide der Champagne, dem Granit von Morvan und den Gipsen der Normandie. Hier gibt der grosse Polyp alles von sich, was er mit seinen vielen Armen aufgesogen, vielleicht nicht am wenigsten aus den Rinnsteinen und Kloaken von Paris.

Aber die Sonne sinkt; die Leuchtfeuer werden auf den Falaises entzündet; kleine Lichter zittern in der weichen Abendluft von den Vortopps der Fischerboote; und bald funkeln Abendlampen von den Fenstern in Harfleur, Honfleur und Trouville; und in Havre bekleidet sich der Strand mit einer Perlenreihe von Gaslaternen, während der Mond, gross und rotgelb, über dem Lande aufsteigt, mit einem warmen feuerroten Schein leuchtend: so warm hat die bleiche Diana nie über den Ländern des Nordens geschienen.

Wir lagen die Nacht über auf der Reede, um die Flut abzuwarten. Am Morgen stiegen wir in Havre ans Land und nahmen den Schnellzug nach Paris.

Das war also Frankreich, das an den Coupéfenstern vorbeizog. Der erste Eindruck war etwas sehr Lichtes, Offenes, Sonniges, aber vor allem Weisses. Dörfer und Städte waren weiss, die Landstrassen, die Felder, die Berge, die langen Gartenmauern, ja, die Stationshäuser, die sonst so trist sind, waren hell; und ein Chaos von grünen Wiesen mit Apfelbäumen, kleinen Eichen- und Buchenwäldern, Villen, Fabriken, Hütten mit Weinreben und Kletterrosen; flache Landschaften mit Ulmen, Seezeichen gleich, Gärten mit frisiertem Salat und krausem Kohl, Felder mit Spargel und Wein eilen vorbei — bis wir schliesslich in den Wald von St. Germain einfahren, der meine Befürchtungen, keinen ordentlichen Baum in diesem überkultivierten Lande zu finden, zerstreut.

Das war mein erster und unklarer Eindruck von Frankreich, nein, von der Normandie.

* * *

Im vorigen Jahre (1885), als ich den Sommer an der Küste unterhalb von Caen zubrachte, hatte ich Gelegenheit, mein erstes Bild zu vervollständigen und die Landschaft aus nächster Nähe zu sehen. Dieses Mal trat ich mit dem Zuge von Paris nach Evreux in die Normandie ein, passierte Lieuvin und eine Ecke des berühmten Weizenlandes vom Augetal bei Lisieux. Der Weg ging durch schwach kupierte Gelände, bald zwischen Getreideebenen, bald zwischen kleinen Wäldern hindurch, bald durch lauter grüne Weidegründe mit Apfelbäumen. Schliesslich öffnete sich das grosse Juraplateau um Caen, eins von Frankreichs reichsten Getreide- und Rapsländern; und wo die Ebene aufhörte, fing das Meer an.

Das Dorf war dunkel, mit engen Strassen und Häusern, gebaut aus ungeputztem braunen Dogger. Auf den Höfen wühlten Schweine; Enten und Hühner plätscherten in Pfützen zwischen den Dunghaufen. Vor den Türen sassen Frauen und klöppelten Spitzen. Gärten waren nicht zu sehen, und das ganze Dorf schien gebaut zu sein, um sich gegen Seeräuber zu verteidigen.

Ging ich auf die Felder hinaus, so war nicht ein Baum zu sehen, denn hier hat der Kornbauer mit den Traditionen vom Apfelbaum gebrochen: den hält er für ein Unkraut im Acker. Aber der gelbbraune Weizen erstreckte sich über ganze Gemeinden, und die Landschaft zeichnete ich so: Weizenfelder (von dem berühmten Chicot de Caen und Barbu d'hiver) mit Mohn und Kornblume (im Norden ist es Gänseblume und Kornblume), Weizenfelder und ein Dorf, Weizenfelder und ein Kirchturm, Weizenfelder und eine Ulme, die wie ein Korkzieher gewunden war und einem bekleideten Maibaum glich.

Wandte ich mich zur Küste, sah ich nur einen ebenen Vordergrund von gelbem Weizen, einen blauen Hintergrund vom Meer und darüber blaue Luft. Gelb und blau. Wanderte ich aber an der Küste entlang, kam ich in die Rapsregion. Schmächtig und noch gelber als der Weizen, erhoben sich die mannshohen Stengel mit gilbendem Laub, gilbenden Schoten auf den hohen Dämmen, und in den Furchen zwischen den Rapsstauden standen rote Mohnblumen in der gelben Beleuchtung. Näherte ich mich dem Dorfe, lagen die Rapsstengel in Bündeln und Stössen aufgestapelt, um als Brennholz zu dienen. Das war die Colza, der Raps, der im 18. Jahrhundert von der Blüte der Industrie hervorgerufen wurde. Jetzt sind es die Dampfmaschinen, die 100 000 Hektar fette Erde auffressen, nur um Schmieröl zu er-

halten, und jetzt fressen sie sich in die Erde hinunter nach der Kohle, nachdem sie die Wälder oben schon aufgefressen haben!

Ging ich eines Tages im Juni auf die Falaise hinaus, wo der Küstenwächter auf seinem Gewehrkolben schlief, fand ich eine Flora, als sei sie vom Winde aus allen Ecken der Welt zusammengeweht. Als blühend notierte ich: wilde, geruchlose Reseda, Bellis, Rumex, Borago, Lotus, Holchus; dort wehte die feine französische Tamariske mit ihren hellroten Blütenknospen, von Convolvulus umschlungen; am Rande des Weges riss mich die schöne Rolanddistel (Eryngium) mit ihren stacheligen Kraut- und Deckblättern an den Hosennähten. Blickte ich hinunter auf den Strand, lagen ganze Strecken von Fucus da, der zum Düngen, zu Kinderpfeifen und vielem andern benutzt wird (auf den Shetlandinseln salzt man Käse damit); da war Laminaria, dem Schwert des eisernen Zeitalters ähnlich, von den Chirurgen gebraucht, um Schusswunden zu erweitern; da lag Callithamnion, das aussieht, als komme es aus der Steinkohlenflora; ferner die blumenkohlähnliche Rhodymenia, das federartige Corda filum. Und jetzt bei der Ebbe plätschern barbeinige Arbeiter des Meeres im Wasser herum, um Krabben zu fangen.

Ich kehre auf meinen Spuren um und finde am offenen Strande einen steinernen Tisch unter einem Dache. Man läutet eine Glocke und Käufer sammeln sich um den Altermann, der die eben aus dem Meere geholten Fische versteigert. Der leckere Meeraal, die delikate Seezunge (sole), vielleicht der feinste Fisch von allen, kommen hier unter den Hammer. Ferner Steinbutte (turbot), Goldbutt, Saibling, Scholle, und, ganz unten, der Rochen des armen Mannes, ein hässlicher Fisch, der mit beurre noir den Schrecken aller Pensionäre bildet; kolossale

Hummern kosten bis fünf Franken, und die noch feineren Langouster steigen noch höher.

Wandere ich einen halben Vormittag an der Küste entlang, komme ich an die Austernparks von Courseulles, wo die glücklichen Weichtiere in kleinen schlammigen Wassergruben schlafen, während eine brennende Sonne auf ihre Hausdächer scheint.

Wenn aber Ebene, Meer, Weizen und Raps mein Auge ermüdet haben, gehe ich auf den Hof, wo ich wohne und setze mich in den Schatten eines Walnussbaumes. Dort, von den Hauswänden geschützt, grünen Kirschlorbeer und Evonymus; dort setzt der Feigenbaum Früchte an, die im August reifen; dort gedeihen Birnen und Trauben am Spalier.

* * *

Dies war die Normandie bei Caen in Calvados. Aber heute, am 5. September 1886, unternehme ich den dritten Einfall in die annektierte Provinz meiner zweifelhaften Vorväter, dieses Mal von der östlichen Landseite. Jenseits von Formerie, dicht hinter der Grenze, wenn man aus der Picardie kommt, fährt man in ein schönes Land hinein, das nicht den nordischen Ziegel- und Flachregionen gleicht, die man verlassen hat. Die Dörfer sind in Grün gebettet und sehen nicht städtisch aus. Vereinzelte kleine Pachthöfe mit Gärten beginnen, Gruppen von Laubwäldern wechseln mit Wiesen und Apfelbäumen ab, und bald sind wir in der entzückendsten Gegend der Normandie und vielleicht des ganzen Frankreich. Das ist Pays de Bray. Ein schwach kupiertes Gelände, mit kleinen Talsenkungen, von Bächen berieselt, welche die frischesten Grasmatten hervorrufen. Diese Grasmatten sind in Felder eingeteilt von lebenden Hecken, gebildet aus Eichen, Hain-

buchen, Pappeln als Kette, von Hagedorn, wilden Rosen, Frangula als Einschlag, und das Ganze ist von Brombeerranken durchzogen. Auf dem grünen Felde, das nicht grösser als ein Hausgärtchen ist, oft nur so gross wie ein geräumiger Saal, stehen Apfelbäume, und unter diesen weiden schöne Kühe von der normannischen üppigen Rasse. Man kann nichts Idyllischeres sehen, und hierher möchte man Watteaus Hirtengedichte verlegen. Da öffnet sich die Hecke, und man kann einen schnellen Blick in die Ferme werfen. Grosse isolierte Fachwerkhäuser mit hohen steilen Strohdächern schliessen den Hof ein. Dort sonnen sich enorme Schweine, dort werden jetzt in der Abendstunde die fetten Kühe gemolken, Gänse und Enten baggern im Teich, Puter, Hühner und Perlhühner hacken im Spreu; und rings ums Taubenhaus flattern Tauben, schwarze, stahlblaue, weisse. Dieses Gemälde zieht vorbei, aber im Garten, der vorbei eilt, spielen gut gekleidete Kinder unter Apfelbäumen, die (ich sehe das Bild noch vor mir) weisse Goldäpfel, fleischrote Rosenäpfel und den kleinen Apfel Api tragen, der rot ist, glänzend rot auf der Sonnenseite wie ein gesundes Kindergesicht. Dann kommen wieder Hecken, grüne Wiesen, rote Kühe, und dann noch ein Mal.

Die Normandie soll Frankreich im Auszuge sein, die schönste, reichste und am meisten französische Landschaft. Sie ist gut studiert und viel geschildert worden. Es ist darum nur eine Ährenlese auf Baudrillarts wohl geerntetem Felde, die ich bieten kann.

Hier wird also vortrefflicher Weizen gebaut auf den Hochebenen bei Caen und im Pays de Caux; Wenn er aber so niedrig wie 18, 16, ja bis hinunter zu 10 Franken pro Hektoliter notiert wird, so versteht man, dass auch die Unzufriedenheit in dem reichen Lande blühen kann. Im Auge-Tal dagegen

wird Schlachtvieh in ungeheuerer Menge gezüchtet, und eine ganze Klasse Aufkäufer ist entstanden, die jetzt jedoch wieder untergeht, weil die australische und amerikanische Konkurrenz zu stark ist.

Die Colza (Raps), die früher 350000 Hektar des Landes bedeckte, beschränkt sich jetzt auf 100000. Ist es ein Gewinn oder ein Verlust, dass man weniger Maschinenöl und mehr Essen baut? Natürlich ein Verlust für den Landmann, da die Colza die Pflanze war, die auf dem Hektar am meisten einbrachte; aber für die nicht Esswaren produzierende Allgemeinheit, das heisst für den Städter, war es ein Gewinn, dass sich der Vorrat von Esswaren steigerte; aber gerade dieser reiche Vorrat war es, der den Bauer ruinierte. Welches Knäuel von Widersprüchen, von streitenden Interessen, in dieser armen menschlichen Gesellschaft, die nun auch ihre wohlverdienten Vorwürfe bekommt, dass es zu hören ist. Land und Stadt gegeneinander wie zwei feindliche Lager mitten in Friedenszeit!

Hier in der Normandie ist indessen seit älteren Zeiten die Spannung geringer gewesen, und die Industrie ist zum Teil einen Bund mit dem Lande eingegangen. Die Stadt ist hier und dort aufs Land hinausgezogen. In der Gegend um Elbeuf und anderswo hat man den Webstuhl in die Bauernhütte gestellt; um Bayeux nimmt man das Klöppelkissen mit in den Viehstall; bei Conches betreiben Bauern Handschmieden, verfertigen Bomben und andere feuergefährliche Dinge, während sie gleichzeitig Ackerbau treiben. Aber dieser Landarbeiter behält des Bauern Groll gegen die Stadt aus Gründen, die auffallend sind. Will er nämlich mit einer Bombe in die Stadt fahren, so wird die zollfrei eingelassen, weil sie eine Industrieware ist, also Vorrechte geniesst, kommt er aber mit einem Pfund Butter, so

muss er Zoll bezahlen. Butter als Lebensmittel ist Contrebande! Diese Stadtzölle unterhalten nicht die Freundschaft zwischen den beiden Feinden, und ein Bauer hat auch vorgeschlagen, die Grosskaufleute müssten Ausfuhrzoll an die ländlichen Gemeinden zahlen, wenn sie aus der Stadt ihre Ausschusswaren schlechtester Qualität in die Dörfer exportieren.

Ernstere Angriffe auf diese Schutzzölle sind auch unternommen worden. Man hat nämlich ungebührlich hohe Zölle. In Lyon soll der Zoll (er wird Octroi genannt, um nicht so schlimm zu klingen) auf die Weine von Languedoc den ersten Wert der Ware erreichen. Im Departement Aisne ist selbst eine Stadtgemeinde vor der teueren Zolleinrichtung zurück gefahren. Die Stadt muss nämlich eine Anleihe aufnehmen, um ein Zollhaus zu bauen. Die Zolleinnahmen reichen nicht zu den Zinsen, und die Beamten müssen mit einer neuen Anleihe entlohnt werden.

Der Normanne wird von angesehenen Verallgemeinern für einen fleissigen, klugen und bedächtigen Mann gehalten. Er antwortet niemals ja oder nein, sondern verlangt Bedenkzeit, bis er die Frage überlegt hat. Seine Bedächtigkeit äussert sich auch darin, dass er das Wachstum der Bevölkerung begrenzt. Wirklich ist dadurch der Wohlstand grösser geworden, wenn auch Patrioten und Volkswirte eine traurige Aussicht für das aktive Heer darin sehen.

Aber, der kluge und bedächtige Normanne hat ein bekanntes Laster, das beweist, dass er auch weniger bedächtig sein kann: er trinkt. Das unschuldige saure Wassergetränk, das Reisende gratis im Hotel bekommen und das Cider genannt wird, ist nämlich ein ganz anderes Getränk als das, das der Bauer aus den Äpfeln keltert. Dieser Cider ist berauschend; wenn er ein Jahr alt ist, wird er weiss und stark wie der hitzige weisse Wein, mit dem die

Waadtländer in der Schweiz sich demoralisieren. Und wenn der Cider keine Wirkung mehr tut, so greift man zu „trois-six“, einem starken Branntwein, der am meisten in Calvados grassiert.

Ich habe in der Hand eine Nummer von „Le Bonhomme Normand“, eine Zeitung aus Calvados. Ich habe sie auf gut Glück gekauft, ohne irgendeine boshafte Nebenabsicht, aber diese einzige Nummer ist wirklich kompromittierend. Auf der zweiten Seite des Blattes steht eine Rubrik: „An Trunksucht gestorben.“ Drei Fälle werden berichtet. „Freitag Nacht hatte sich ein Arbeiter in berauschtem Zustande auf die Schienen der Eisenbahn schlafen gelegt. . .“ — „Dienstag Morgen nahm der Zeitungsträger Piquot ein betrübendes Ende. Er hatte nämlich, wie es seine Gewohnheit war, viele Gläschen an Stelle des Morgenkaffees zu sich genommen. . .“ „Samstag Abend fiel der Landwirt Henri Grandiot, 33 Jahre alt, vom Wagen und starb. Der Mann war betrunken!“

Das war genug für eine Nummer. Dann aber kommt gleich darunter eine Rubrik: „Unglücksfälle“. Da wird von einem Müller berichtet, der sich und zwei Pferde an einem Baume zu Schanden fuhr. Der Mann war „von starken Getränken erhitzt“, wird hinzugefügt. Aber damit ist die Reihe noch nicht zu Ende, denn auf derselben Seite unter der Rubrik „Chronik“ kommen noch zwei Geschichten vor, deren Verlauf von der Flasche beschleunigt wurde.

Wenn man den eigenen Aussagen der Landsleute glauben darf, muss in der Normandie stark getrunken werden. Aber wo wird nicht getrunken?

Nirgends in Frankreich lebt der Bauer und der Feldarbeiter so gut wie in der Normandie. Schweinefleisch und auch anderes Fleisch gibt es täglich, und die Arbeitslöhne sind recht hoch. Gegen Ende

der 70er Jahre erhielt eine Bauernmagd 150 bis 200, ein Pflüger und ein Hirt 350 bis 400 Franken. Tagelöhner erhielten bis 2 Franken für kurze und 5 Franken für lange Tage. Schnitter arbeiteten nicht unter 6 Franken.

Manches hat sich wohl seitdem verändert, und wenn jemand dabei Schaden erlitten hat, so ist es der Grossgrundbesitzer, der seine Pacht nicht erhält, weniger der Pächter, der nichts zu verlieren hat, und am wenigsten der Bauer, der weder gewinnt noch verliert, weil er sich vom Wetter und Wind der Konjunkturen unabhängig gemacht hat.

FÜNFTES KAPITEL

Bretagne

(Durch Orléanais und Touraine)

Wir verlassen Rouen und ziehen weiter hinunter nach Orléans zu. Südlich von Elbeuf beginnt der Wein wieder, wenn auch sehr sparsam und mit kleinen Trauben, und unterhalb Dreux sind einige echte Kastanien in Buschform zu sehen. Noch herrscht die Tertiärregion des Pariser Beckens, aber die Flusstäler zeigen wie gewöhnlich die Kreide. Es ist Abend, als wir Chartres verlassen, und die Dämmerung breitet sich über das grosse Getreideland Beauce, die Getreidekammer von Paris, wie sie früher hiess. Dasselbe einförmige Flachland wie Flandern und Brie. Getreideschober und Windmühlen begrenzen den Horizont, und in der Ferne ist ein langer Lokomotivenrauch zu sehen, der sich gegen die graue Luft über ein halbes Departement ausbreitet und an die schwarze Spur erinnert, die der unsichtbare Dampfer draussen auf dem Meere hinterlässt. Der Mond geht auf und scheint auf die feuchten Geleise, Lichter werden in den Dörfern entzündet, welche die Strohdächer tabakbraun färben.

Glücklicher Weise habe ich schon früher dieses berühmte Weizenland bei Tageslicht durchreist, kenne es also etwas. Seine Fruchtbarkeit, die früher

grösser war als jetzt, beruht auf einem Diluvium von Sand, Kalk und Lehm, während der Untergrund aus Mergel besteht. Dieses Land war für Weizen geeignet, aber der Mangel an Wasser und die lockere Beschaffenheit des Bodens hinderten das Anlegen von Weidegründen, und ohne Viehzucht keine Landwirtschaft. Die künstlichen Düngemittel, die sich früher bei höheren Getreidepreisen lohnten, ruinieren jetzt den Gutsbesitzer, und die Klagen werden laut. Man hat neulich einen Kanal verlangt, der dem Lande Wasser zuführen soll, aber die Kammern haben an so viel anderes zu denken, dass Beauce noch immer dürstet; das geht so weit, dass die Polizei die Schlüssel zu den Dorfbrunnen verwahrt.

Ein Landwirt im Coupé gibt die Auskunft, dass die Zeiten schlecht sind und dass das Getreide unverkauft in den grossen Schobern liegt.

Nachdem wir in Orléans Nachtquartier genommen haben, dampfen wir weiter, südwärts, westwärts. Wir stossen gleich auf die Loire, den grössten Fluss des Landes, der aber hier nicht der schönste ist. Sein ungleicher Wasserstand hat die Ufer rein gespült und mitten im Strombett Sandbänke aufgeworfen.

Im Süden sind die Konturen der neu gepflanzten Kiefernwälder der zu trauriger Berühmtheit gelangten Sologne zu sehen. Dieses Land war früher wegen seines ungesunden, unfruchtbaren, wasserkranken Bodens bekannt, hat jetzt aber seinen schlechten Ruf überlebt und befindet sich auf dem Wege der Besserung, nachdem die Rigakiefer den Boden trainiert hat und Kanäle gegraben sind; auch hat die neue Bahn Orléans—Toulouse den für Lehm und Kiesel nötigen Kalkmergel bringen können.

Jetzt beginnt der Wein im Ernst am Strandbett der Loire, aber er sieht traurig aus. Mildew (Mehl-

tau) heisst hier der Zerstörer, und die Stöcke neigen sich blattlos zu Boden.

Bei Blois treten südlichere Pflanzenformen auf wie Zeder, Ailanthus, Mimose, Chamaerops; und als wir uns Tours nähern, sind die ersten Symptome einer Vegetation zu sehen, die Touraine den Namen von Frankreichs Garten gegeben hat. In dem kleinen gemütlichen Tours mache ich einen Besuch im botanischen Garten, um in der Flora des Südens sicher zu sein, wenn wir erst dahin gekommen sind.

Und dann beginnt die Lustfahrt durch das lieblichste Land, lieblich wie der Normandie Pays de Bray, aber in anderer Art. Das Ganze hat als Totaleindruck in meinem Auge die Erinnerung an ein einziges grosses Fruchtstück zurückgelassen, auf eine fünfzig Kilometer lange Leinwand gemalt, die sich von Westen nach Osten abrollt. Ich referiere aus dem Notizbuche, so wie es damals aussah.

Weissglänzende Häuschen, wie aus Zucker, mit feinen grauen Schieferdächern; alte Schlösser mit runden Türmen, neue Schlösser mit spitzen, und Loire-Villen mit Dachgeschossen und Turmspitzen. Auf dem fetten Sand des Loire-Alluviums, „Varennes“ genannt, der ohne Düngung Ernten gibt, fahren wir dahin, nicht auf einem Damm, sondern im Niveau mit dem Gartenland, in einer Allee gewaltiger kanadischer (oder virginischer) Pappeln. Hier ziehen Mais, Hirse, Mohn und Kürbis vorbei. Echte Kastanien und Apfelbäume wachsen am Bahndamm. Die Gärten folgen aufeinander wie eine einzige Kette und umgeben die berühmten Bäume, welche die Pflaume von Tours tragen, und die nicht weniger berühmten Melonen. Der Wein wächst hoch und lang in Hecken und wechselt ab mit Pfirsichen, Aprikosen und Pflaumen. Dann kommen die hohen grünblauen Kohlköpfe und die Kürbisse. Da sind

ganze Strecken Land mit Kürbissen besät: cadmiumgelbe, grüngraue, strohgelbe, ockerrote, braune und schwarze; moirierte, gescheckte, gestreifte Kürbisse. Dann beginnt die Hanfregion. Die zurückgelassenen gelichteten Samenstauden stehen hoch und dünn wie Palmen, mit nackten gelben Stengeln und hellgrünen blätterigen Spitzen. Sie haben etwas Orientalisches in der Struktur und gleichen Porzellantürmen oder Pagoden, und man denkt unwillkürlich an Haschisch.

Bei Langeais wohnen Menschen in Klippen aus Molasse, aus der sie ihre Wohnstätten geschnitten haben. Die Bahnstationen sehen aus wie Sommervillen und der Zug fährt noch immer in einer Pappelallee.*)

Die Lustfahrt ist noch nicht zu Ende, als die Dämmerung kommt; als aber der Mond zwischen den italienischen Pappeln der Loire aufgeht, haben wir die warmen Erdarten des Pariser Beckens verlassen und treten in die kalte Granitregion der Bretagne ein, um in Nantes zu schlafen.

Als ich am nächsten Morgen auf den Balkon des Hotels hinaustrete, sehe ich eine grauschwarze Stadt mit dunklen Schornsteinen, Schiffstakeln und Fabrikfenstern. Unter dem Balkon, der zufällig auf den Bauernmarkt schaut, sehe ich einige hundert Frauen in Trauer, die Gemüse verkaufen. Schwarz und weiss. Das ist die alte Nationaltracht der Bretagne. Sie ist natürlich einst Festkleid gewesen und ist dann,

---

* Hier wurde bei voller Fahrt eine Momentphotographie vom Coupéfenster aufgenommen. Für Amateure will ich mitteilen, dass die Bauernhäuser, die visiert wurden, deutlich herauskamen, aber der Vordergrund aus Gartenland trat nicht hervor. Dagegen wurden alle Telegraphendrähte mitgenommen, welche die Luft quer über die Platte stricheln, und in der rechten Ebene steht ein grosser schwarzer Pappelstamm.

als sich die Mode veränderte oder der Wohlstand stieg, Alltagsanzug geworden. Aber warum die Farben der Trauer? Ist es Ludwig XVI., den man betrauert? Oder hat die religiöse Betragne die Uniform der Nonnen angenommen? Wie es sich auch verhalten mag, es ist trist; hat sich aber das Auge daran gewöhnt, erscheint es fein und schön. Die Frauen sehen nicht so mitgenommen aus wie in anderen Provinzen: hier sieht man unter der Menge einige herrliche Gesichter von alten Frauen mit grossen prächtigen Zügen, scharfgeschnittenen Nasen, die für aristokratisch gelten. Sie haben eine gelbe Haut, wie alter Firnis, und die Augen sehen grösser aus als sie sind, da sie von braunen Schatten umrahmt werden.

Dass nur Frauen auf dem Markte zu sehen sind, kommt daher, dass die Gärtner streiken. Nicht genug, dass die Stadt Schutzzoll erhebt, sie hat auch für den Karren des Bauern die Miete des Strassenpflasters erhöht, und ausserdem will sie sich noch besonders bezahlen lassen, dass die Karre auch wirklich dasteht.

Aber grösseres Aufsehen hat die Notiz gemacht, dass eine amerikanische Weizenladung in St. Nazaire angelangt ist und so gross sein soll, dass der Agent bei der Bahn 200 Güterwagen bestellt hat. Die Zeitungen schreien über Invasion, und es klingt, als sei der Feind ins Land gefallen. Der Weizen wird daher auch in „L'avenir du Morbihan“ mit 15,75 fr. pro Hektoliter prima Ware notiert. Also: Baisse. Und gerade eine beginnende Hausse hat die verwünschte amerikanische Schiffsladung herbeigelockt.

Unter anderem Unglück, das ebenfalls das hart geprüfte Land bedrohen soll, muss erwähnt werden, dass die Sardinen an der Küste der Bretagne abnehmen. Die Ursache musste irgendwo gesucht wer-

den und man fand sie sofort — beim Ausländer. Die Portugiesen, sagt man, setzen Netze von mehreren Kilometern Länge in den Golfstrom und fangen den Bretonen die Fische fort. Mir klang die Sache etwas unglaubhaft; ein Symptom von Krankheit lag darin, alle Schuld auf den Ausländer zu schieben. Sehr richtig fand ich später meinen Verdacht in einer Zeitung bestätigt: da war zu lesen, dass die Portugiesen ihre Netze nicht in den Golfstrom setzen, sondern auf ihre gewöhnlichen Bänke, und dass die Netze nur einige Meter lang sind.

Als wir dann nordwärts gen Morbihan ziehen, merken wir, dass wir in einem Lande sind, das keinem von denen gleicht, die wir schon gesehen haben. Es liegt etwas Disharmonisches auf dieser Landschaft, und es sind auch sich widersprechende Elemente, die ihr das eigentümlich triste Gepräge geben. Der kalte Untergrund von kristallinischen Bergarten kämpft mit den warmen Winden des atlantischen Ozeans. Esche und Weide, Triften mit gelben Butterblumen, Kiefern geben nordischen Charakter; Walnuss, Akazie, echte Kastanie südlichen. Birken mit weissen Stämmen ringen in demselben Granitgeröll mit der behäbigen Kastanie; die Felder sind braunrot vom Buchweizen, der die Pflanze des armen Mannes ist, aber die Kälte nicht recht vertragen kann.

Die Dörfer sind dunkel von ungeputztem Schiefer, aber die Windmühlen sind weiss gekalkt und gleichen mit ihren schwarzen Dächern im Kostüm den weiblichen Bewohnern des Landes. Wenn man durch eine „Lande“ von lauter Heide, Ulex und Ginster gefahren ist und an einer Station Halt macht, erblickt man eine Gruppe Magnolia und Pampasgras.

Man passiert eine sumpfige Wiese mit lauter Riedgras und kommt gleich darauf in eine Pappelallee,

unter Linden und Ulmen, und ein altes Schloss blickt aus einem gut gepflegten Park hervor.

Ins Coupé steigt jetzt ein junger Mann von den Kindern des Landes. Er hat schwarze Augen und schwarzes Haar, ist eine lebhafte Natur. Ich frage ihn aus und erhalte einige Auskünfte. Er ist Bauernbursche gewesen, aber er wollte die Erde nicht bearbeiten für 75 Centimes und Essen oder für 1 fr. 25 ohne Essen, und ist darum in die Stadt gegangen. Jetzt aber war er ohne Arbeit und musste wieder nach Hause reisen. Es wurde ihm jedoch sauer, seine „soupe au lard" und sein Buchweizenbrot (crêpe) wieder essen und Cider statt Wein trinken zu müssen. In einem Bündel hatte er seine Nationaltracht, und auf mein Verlangen kostümierte er sich im Coupé. Und da stand er nun in seiner netten, von einem Sammetband eingefassten schwarzen Jacke, mit seiner schwarzen Weste, dem schwarzen Filzhut mit langen hängenden Bändern, der blauen Schärpe um den Leib, und sah viel vornehmer aus als in der schlecht sitzenden Konfektion, die er abgelegt hatte. Als ich näher nachfragte, ergab es sich, dass er einer sehr radikalen politischen Partei angehörte, die, wie er behauptete, auch in der Bretagne Vertreter und Zeitungen habe; und er glaubte mir ein Vergnügen zu machen, indem er mir ein äusserst antiklerikales Lied in Handschrift zeigte.

Der letzte Teil der Reise geht über einen Ausläufer der Landes de Lanvaux, die 50 Kilometer lang sind. Bieten sie sonst im Jahre einen traurigen Anblick, so sind sie prachtvoll jetzt im Herbst, wo alle mageren Heidepflanzen blühen. Nicht ein Baum ist zu sehen, nur der blaue Himmel über einem Blumenteppich, der unglaublich ist. An den Boden gedrückt, leuchten Zwergulex mit schreienden gelben Blüten und Glockenheide mit hellroten und violetten,

verwebt mit Thymian, Farnkraut und Ginster. Die Blüten stehen so dicht, dass man nur eine Matte von Rot und Gelb auf braungrünem Boden sieht. Und auf diesem prunkenden Teppich geht jetzt eine einsame, kohlschwarze und kalkweisse Frauenfigur und hütet eine weisse Ziege.

In Vannes setzen wir uns ins Wartezimmer, bis die Post nach Sarzeau abgeht, denn eine Fahrt in die Bretagne ohne Diligence und Fusswanderung würde nicht zählen. Draussen gehen Frauen in schwarzen Kleidern und weissen Mützen und fegen die Strasse. Die Kinder, die auf dem Pflaster spielen, zeigen Spuren der altmodischen einfachen Sitten aus den ersten Zeiten des Hirtenlebens. Die Häuser haben wie im Mittelalter hervortretende Stockwerke und behalten die älteste Art des Firmenschildes bei, indem sie nämlich Warenproben heraushängen, was der Strasse ein lebhaftes Aussehen gibt. In der Schenke vermissen wir zum ersten Mal Gambettas Porträt, bemerken aber an dessen Stelle Karl X. und einige Heilige. Alles ist also in Ordnung, so wie die Bretagne nach älteren Beschreibungen sein soll.

In der Diligence, einem viersitzigen Wagen mit einem Pferde, werden wir mit zwei älteren Bauerfrauen verstaut, die viel Körbe haben und natürlich schwarz gekleidet sind. Der Kutscher, ein Kind des Landes, scheint mir nach schon angestellten Vergleichen einen bretonischen Kopf zu haben, und ich referiere ihn. Sein Schädel ist flach, sein Gesicht ist länglich, das Kinn abfallend, der Unterkiefer stark. Die Nase ist nicht von der eingedrückten Art, sondern lang, etwas gebogen und hat scharf geschnittene Nasenlöcher. Die Augen dunkel, verschleiert, mit nicht so offenen Blicken, wie der blonde Mann sie hat. Er trägt ein Backenbartfragment, das auf der halben Backe aufhört, von der Art, wie es

die Marschälle Napoleons I. trugen. Dieser Bart ist allgemein bei den älteren Männern, die wir auf dem Wege treffen, und verfälscht den ethnographischen Typus etwas mit seinem historischen. Im allgemeinen scheint jedoch der Bretone in Morbihan ein langer hagerer Mann zu sein, und zu erwähnen ist, dass wir hier am Orte Betten fanden, in denen wir ausgestreckt liegen konnten: sonst äusserst selten in Frankreich.

Ich fragte den Kutscher aus, da ich glaubte, als Unparteiischer könne er die Lage besser beurteilen als die interessierten Parteien. Schlechte Zeiten, so lautete seine Klage. Der Tagelöhner muss zwölf Stunden arbeiten für 1 fr. bis 1 fr. 50 ohne Essen, und wenn es schlechtes Wetter ist, kann er nicht arbeiten.

— Und die Pacht? fragte ich.

— Die Pächter können nicht bezahlen, denn der Weizen, der in meiner Jugend bis 40 Franken stieg, sinkt jetzt auf 20.

— Und der Bauer?

— Der kleine Landwirt hält sich zo ziemlich, denn er verkauft nicht. Er füttert ein Schwein, säet seinen Buchweizen und hat sein Auskommen, wenn er nicht zu viel Kinder ernähren muss.

— Ja, ich weiss, dass ihr viel Kinder hier in der Bretagne habt.

— Ja, das will ich meinen. Man sagt: „Wer dumm ist, kriegt viel Kinder."

Die Sache ist die, dass die Volksmenge der Bretagne sich vermehrt, während der Reichtum sich nicht vermehrt; dagegen vermindert sich die Volksmenge der Normandie, während der Wohlstand zunimmt. Was auf einer sehr einfachen Rechnung beruht.

Wir treffen jetzt als Illustration Bettler auf dem Wege, die stehen bleiben und die Hände ausstrecken. Neuere Forschungen haben den Verdacht geweckt,

dass Bettelei nicht immer ein Beweis von Armut ist, und dass es eine relative und eine absolute Armut gibt. Bettelei kann der Rest einer alten Sitte sein, und ist oft in Gegenden zu finden, wo geistliche Stiftungen blühen, deren Mitglieder den Brauch durch ihr Beispiel erhalten. Ein Psychologe möchte auch glauben, dass ein zu weit getriebenes Interesse für den Himmel der Anlass sein kann, dass man sich um das irdische Leben nicht genug kümmert. Daraus entsteht Unterbilanz. Die Vögel unter dem Himmel anzusehen, die vom Felde des Bauern stehlen, ist wirklich nicht dem armen Manne zu empfehlen, der gern ernten möchte, ohne säen zu brauchen.

Der Reisegenosse und ich hatten inzwischen ein volkswirtschaftliches Gespräch begonnen, und die Alten hinter uns, die eben im Patois des Landes geplaudert haben, begannen zu lauschen. Als wir bei der ersten Schenke Halt machten (die Pferde in der Bretagne machen bei allen Schenken Halt), sagte die eine Alte in reinem Französisch zu meinem Kameraden:

— Aha, Sie sprechen bretonisch, mein Herr. Sie haben auf uns gehört!

Ich beteuerte, dass er nicht bretonisch könne und nur wenig französisch. Aber es half nicht; die Alte war fest überzeugt.

— Oh, ich weiss wohl, dass er es kann. Er sieht so hinterlistig aus!

Ich fragte, ob seine Sprache wie bretonisch klinge. Ja gewiss! Von reisenden Landsleuten hatte ich schon gehört, dass man in Quimper schwedisch spreche, aber ich wusste, dass es nicht der Fall ist, da nicht mehr als einige Worte von tausend im Bretonischen (einer keltischen Mundart) und im Schwedischen (einer indo-germanischen) an einander erinnern. Eben hatte ich gelesen, dass die Bewohner

von Bourg de Batz skandinavischen Ursprungs sein wollten. Um nicht in neue Irrtümer zu verfallen, liess ich den Kutscher einige gewöhnliche Worte wie Vater, Mutter und andere wiedergeben, aber da war nichts von Lautähnlichkeit zu spüren; auch soll diese, so weit ist die Forschung gekommen, gerade ein Zeichen sein, dass die Sprachen nicht mit einander verwandt sind. Von dem Patois der Alten behielt ich nur ein starkes Rollen auf dem Konsonanten r im Gedächtnis.

In der Schenke tranken wir Cider aus Kaffeetassen. Es war neuer von der Ernte des Jahres. Gelb wie Ambra, dick fliessend, mit einem herrlichen Fruchtgeschmack. Er berauschte nicht wie der alte Cider, der dann und wann mit trois-six versetzt wird, um sich zu halten.

Eine junge Frau servierte. Ihr Gesicht war schön wie so viele von den bretonischen Frauen, die wir sahen. Es war voll und hatte eine gesunde feine Farbe, die ich teils dem vor der Sonne schützenden weissen Kopftuch, teils den hier herrschenden scharfen Meereswinden zuschreiben möchte; teils einer dritten Ursache, die im Zusammenhang mit der hier in gesetzlichen Verbindungen nicht angewandten Entsagungslehre steht. Nach meiner Ansicht machen nicht immer die Armut und die vielen Kinder die magersten Gesichter, und die Frage ist, ob nicht die angestrebte Sparsamkeit Verschwendung sein kann. Damit ist wohl genug gesagt!

Die Landschaft, welche die ganze Zeit arm und einförmig gewesen ist, wird jetzt lebendiger, weil das Meer nahe ist; in einer grossen sumpfähnlichen Bucht, Mor-bihan (kleines Meer) genannt, dringt es ins Land ein. Hier liegt eine Mühle, die von Ebbe und Flut getrieben wird: da werden die Gratiskräfte der Natur verständig ausgebeutet. Hier sieht man

die grossen Teiche bei St. Armel, wo man Salz erntet, und die vielen Segel auf der Bucht geben ein lebhaftes Küstenbild.

Wir nähern uns Sarzeau. Nachdem die Diligence und ein Karriol um die Wette gefahren sind, kommen wir in den kleinen Ort, wo der Dichter des Gil Blas geboren ist.

Ich wählte Sarzeau zum Ausgangspunkt für eine Wanderung, teils weil diese Gegend der Bretagne am meisten bretonisch sein soll, teils weil die Halbinsel Rhuis zwischen dem Atlantischen Ozean und der Bucht Morbihan wegen ihres südlichen Klimas und ihrer wunderbaren Flora berühmt ist. Da sollten Steineiche und Maulbeere, Myrte und Lorbeer, Kamelie und Aloë wachsen.

Also mit recht schönen Hoffnungen traten wir am nächsten Morgen mit dem photographischen Apparat unsere Wanderung nach St. Gildas an. Als wir aus dem Ort herauskamen, lag eine waldlose baumlose ebene Landschaft vor uns mit Stoppelfeldern, so weit das Auge reichte. Die Landstrasse war schwarz von Schiefer und auf beiden Seiten von dem für die Bretagne charakteristischen Erdwall eingeschlossen, auf dem Ulex, Brombeere und Ginster die Palissade bildeten. Übrigens waren auch Felder und Wiesen von solchen Wällen eingeteilt. Dieser Ulex wird in dem waldlosen Lande als Brennholz benutzt, wie der Ginster, und in jüngerem Zustande auch als Futter und Streu fürs Vieh. Auf dem Felde wuchsen Kamille, Tymian, wilde Möhre, Rolanddistel, Anagallis, Polygonum, Potentilla, Stachys, Epilobium; aber eine Myrte oder Aloë war nicht zu sehen. Indessen ist dieses scheinbar sterile Land äusserst fruchtbar, und sein von Tang und Schnecken-

sand gedüngter Boden bringt einen ausgezeichneten Weizen hervor.

Da unsere Hoffnung, im Schatten von Lorbeeren ruhen zu können, getäuscht war, trösteten wir uns an dem Anblick des Meeres, das über die Hecke schimmerte. Wir lüfteten die Hüte vor dem Weltmeere, das wir jetzt zum ersten Male grüssten.

Nachdem wir einige Aufnahmen gemacht hatten, zogen wir weiter.

Da die Antiquitäten von St. Gildas uns nichts angingen, schlugen wir einen Seitenweg ein, der zu einem Dorfe am Rande des Meeres führte. Dort, hinter einer hohen Gartenmauer, erhob sich ein Feigenbaum von grosser Höhe mit halbreifen Früchten. Sobald wir aber das Dorf verliessen und in einen Hohlweg kamen, begannen wieder Ulex und die echte Klette nebst mehreren andern weniger südlichen Disteln. Und dann standen wir auf den Strandklippen und hatten den offenen atlantischen Ozean vor uns, der sich bei der Utopsie als apfelgrün erwies, augenblicklich in halbklarer Morgenbeleuchtung. Wir nahmen das Weltwasser in die Hände und kühlten unsere heissen Stirnen und stellten einen grossen Salzgehalt fest. Zerrissen waren die Klippen aus braungelbem Glimmerschiefer, und auf einigen wuchsen magere Sedum- und Alliumpflanzen. Aber am Wasserrande waren Massen von Fucus (serratus), Laminaria, Callithamnium, Griffithia und andere unbekannte Grössen aus dem durchsichtigen Geschlecht der Algen aufgeworfen.

Wir rasteten einige Minuten. Weit draussen im Meer segelte im Morgennebel ein Schiff mit Steuerbordhalsen nach St. Nazaire. Sonst war der Meereshorizont klar, öde und regte zu einsamen Betrachtungen an. — Dort liegt Amerika! sagte ich zu meinem Kameraden und zeigte nach dem unsichtbaren Lande. Er antwortete nichts, sondern schien

in die Betrachtung des Schiffes vertieft zu sein. An was dachte er? Glaubte er, es sei eine amerikanische Bark, die mit 200 Güterwagen Weizen anlangte?

Karl der Grosse soll geweint haben, als er von seinem Schlosse an der normannischen Küste die Schiffe der Skandinaven kommen sah, die das Land mit plündernden Scharen überschwemmen sollten. Und jetzt weint Monsieur Freycinet, wenn er die friedlichen Schiffe der Vereinigten Staaten von Westen kommen sieht, die das Land mit herrlichem und billigem Brot überschwemmen werden! So viele verschiedene Tränen in diesem Jammertale! Das waren meine kurzen Betrachtungen an dem glimmerschiefrigen tangbekleideten Strande des Ozeans!

Wir ziehen weiter und kommen an ein einsames kleines Dorf. Es besteht aus zwei Reihen Häuser, die eine einzige Strasse bilden. Die Häuser sind dunkel und haben Schiefer- und Strohdächer. Die Eingangstür ist niedrig, schmal, im Spitzbogenstil, und die Fenster sind von Rahmen aus Stein eingefasst. Der Typus für ein Bauernhaus in Morbihan scheint eine Hütte mit ziemlich steilem Dache zu sein; ein Schornstein auf jedem Ende des Hauses; ein Zimmer und eine Küche zu ebener Erde und der Heuboden eine Treppe hoch. Auf der Strasse liegen kolossale Dung- und Tanghaufen. Vor den Türen stehen Frauen und schwingen Weizen. Gerade als wir eine Aufnahme machen, kommt ein alter Mann aus der Hütte auf uns zu. Es ist ein grosser schöner Kopf mit gut erhaltenen ausdrucksvollen Zügen. Er sieht intelligent aus und hat nicht den misstrauischen oder feigen Ausdruck des Bauern; und die stattliche Figur ist würdig und voller Selbstgefühl.

Soll ich ihn nach dem amerikanischen Weizen oder den Arbeitslöhnen oder seiner Speisekarte fragen, denke ich. Da ich aber ebenso gut weiss wie er, entschliesse ich mich, nach dem Wege zu fragen. Der letzte Eindruck, den das Dorf macht, ist der einer vergangenen Zeit, und der Feldstein mit den spitzbogigen Türen wird Befestigung. Es sieht streng aus, aber nicht arm.

Als wir nach Sarzeau zurückgehen, kommen wir an einer Gartenmauer vorbei, über die Lorbeer und Magnolie ragen. Hinter den Mauern also herrschte das südliche Klima.

Nachdem wir 15 Kilometer gegangen sind, befinden wir uns wieder in Sarzeau. Hier erhalten wir ein ethnographisches Frühstück, das beste, das wir in Frankreich gegessen haben. Es bestand aus: Garnelen, Austern, Butter und Brot, Schweinefleisch und Kartoffeln, Kalbsbraten, Meerbarbe (mulet, lateinisch mullus), einem ausgezeichneten Seefisch, und einer ganzen Flasche Bier. Alles war vortrefflich und kostete nur 1 fr. 50.

Darauf bekommen wir ein Pferd und einen Wagen, sowie einen selbständigen Kutscher, der uns gegen unsern Wunsch nach einer Schlossruine führt. Wir lehnen ein weiteres Anerbieten ab, uns Dolmens und Menhirs zu zeigen, da diese nicht zu unserem Programm gehören. Wir verlassen also die Bretagne, ohne einen einzigen von den vielbeschriebenen Steinblöcken gesehen zu haben, die gar nicht aktuell sind. Dagegen sind wir nicht der druidischen Mistel entgangen, die an jeder Schenke hing.

Ich benutzte jetzt die Gelegenheit, die Angabe des ersten Kutschers nachzuprüfen, und erhielt als Zugabe die Auskunft, dass die Weizenbauern aus dem Felde Weingärten zu machen anfangen, um aus den Trauben trois-six zu brennen. Der Bauer dagegen

bleibt bei seinem Buchweizen, der von keiner Invasion bedroht wird, bei seiner Schweinezucht, die ihm Fleisch ohne Trichinen gibt, bei seinen Apfelbäumen, die noch nicht von der Reblaus angegriffen sind. Der weise Mann!

Als wir nach Vannes zurückkommen, lassen wir unsern Dampfwagen vorspannen und nehmen Abschied von Granit, Buchweizen und Cider, um in die sonnigen Gefilde des Mais und des Weins nach Süden zu fahren!

SECHSTES KAPITEL

Guyenne

(Durch Poitou, Aunis und Saintonge)

Südlich von Nantes beginnt gleich eine neue Landschaft, wenn sie auch noch zur Bretagne gehört. Ein schwach kupiertes Gelände mit Mais, Kohl von der hochgewachsenen Art und Wein. Die steilen Hausdächer werden flacher und sind mit Ziegel gedeckt; die Wände sind weissberappt und das Ganze hat das strenge asketische Aussehen der Bretagne verloren, wenn auch noch hier und dort eine schwarze Tracht auf dem Felde zu sehen ist.

Bei Clisson sind wir in der Vendée. Weisse Dörfer mit roten Ziegeldächern und von italienischem Aussehen beleben das Bild. Das Heckensystem ist hier mit reichen Baumpflanzungen verbunden; man begreift sofort, welch ausgezeichnetes Gelände für Franktireurs und Guerillakrieg sich hier bietet. Obstbäume in Zwergkordon bilden den Zaun am Bahndamm, wie ich sie schon zwischen Malesherbes und Orléans gesehen habe. Ein kurzgewachsenes Vieh von eleganter Form mit Antilopenfarbe weidet auf den Wiesen. Die römischen Brunnen mit der runden Wanne aus Stein und der Winde treten von neuem auf. Die berühmten Gänse der Vendée lesen Korn auf dem Stoppelfelde. Topinambour und der ausgezeichnete Kohl von Poitou zeigen sich.

Durch ein Interview, das ich im Coupé beginne, erfahre ich, dass die Arbeitslöhne für den Tagelöhner gestiegen sind von dem Minimum der Bretagne bis zu 3 Franken mit Essen während der Erntezeit und bis zu 1,75 während des übrigen Teils des Jahres. Das Gesinde des Pächters bezieht bis 500 Franken jährlich. Der grosse Grundbesitz nimmt ein Viertel des Bodens ein, und der mittelgrosse ist vorherrschend. Der mittlere Preis des Bodens ist 1500 Franken pro Hektar. Der Bauer baut Roggen und Hafer, zieht Kapaune und Gänse auf und legt seine Ersparnisse in Land an.

Bei La Rochelle suchen wir in den weissen und roten Gebäuden englischen Einfluss zu spüren, und als wir einen rothaarigen Bahnhofsvorsteher sehen, bilden wir uns ein, einen Nachkommen der Briten vor uns zu haben, aber das ist wohl nur Einbildung.

Die italienischen Bauernhäuser begleiten uns weiter, und die Steineiche, die immergrüne, tritt zum ersten Male auf. Wir fahren jetzt am Strande des atlantischen Ozeans, wo die Kultur Niederungen für eine Vegetation von recht wechselndem Charakter erobert hat. So verzeichnet das Notizbuch durcheinander: Wein in Buschform, Spargel, Kartoffel, Tamarisken, Buschkiefern, Convolvulus, Cocquelicot, Zuckerrüben, Schilf, Hopfen usw.

Salzwerke sind wieder zu sehen, und die Kühe sind schwarz und weiss.

Wir dampfen weiter durch Charente-Inférieure, berühmt noch durch die besten Austern (Marennes vertes) und früher noch mehr durch seinen Kognak. Die Stadt selbst, die dem hitzigen Getränk ihren Namen gegeben hat, liegt jedoch im nächsten Departement, aber der meiste Kognak wurde hier erzeugt, bevor die Weinberge von der Reblaus vernichtet wurden. Das war ein Reichsunglück, das in

seiner vollen Wirklichkeit mehr Eindruck macht als der nur in Börsennotierungen sichtbar werdende amerikanische Weizen. In diesem einzigen Departement waren nämlich 1882 72000 Hektar verwüstet worden, und die Ware, die jetzt am meisten als Kognak verkauft wird, ist Getreide- und Kartoffelbranntwein. Hier, wo früher der Hektar bis auf 10000 Franken stieg, sind nur Klagen zu hören, die jedoch zunehmen, je weiter wir nach Süden kommen. Darum habe ich auch die Reblaus-Autopsie für Midi aufgespart, und in Bordeaux allein haben die Verhandlungen des grossen Weinbaukongresses ganz neues Material geliefert.

Bei Libourne, wo wir die Dordogne überschreiten, sind bereits die Verwüstungen der sogenannten Côte-Weine zu merken. Als wir uns der Garonne nähern, sehen wir von dem hohen Viadukt die grossen Weinfelder, die auf den Anschwemmungen die zweite Art des Bordeauxweines ergeben, genannt Palud. Hier wachsen hohe Reben an langen Stangen, niedrige Reben, Kordons, aber alle gut gepflegt, ohne ein Unkraut und, von unserem Gesichtspunkt gesehen, mit grossen blauen Trauben beladen. Dieser Teil ist dadurch, dass er unter Wasser gesetzt werden kann, vor der Landplage geschützt, aber dessen „cru" wird nicht besonders geschätzt, und der Wein der Weinberge kann nicht unter Wasser gesetzt werden. Auf dem sandhaltigen Lehm zwischen Garonne und Dordogne wachsen die weissen Graves-Weine, und ganz unten am linken Ufer der Garonne die feinsten Medoc-Weine.

Wir sind in Bordeaux und, wie gesagt, studieren die Verhandlungen des Kongresses in mehreren Versionen.

Es ist schwer, die Wahrheit aus diesen sich widersprechenden Berichten herauszufinden, denn die

menschlichen Interessen gebieten, dass die Wahrheit sorgfältig verborgen wird. In Bordeaux gibt es nämlich ungeheure Exporthäuser, die nicht eine Flasche echter Ware besitzen, denn diese kann nur vom Eigentümer des Weinberges gekauft werden, und im Hotel begannen wir ohne jede Illusion einen schlechten roten Wein zu trinken, der wahrscheinlich aus spanischen Trauben gebraut war.

Der Kongress war denn auch recht stürmisch gewesen, und die Ansichten über die Grösse des Unglücks gingen so weit auseinander, dass ich von jeder Autopsie abgeschreckt wurde, wo die Parteien selbst die Sache so verschieden auffassten und ich niemals in meinem Leben eine Reblaus erblickt hatte.

Ein Mitglied des Kongresses hatte nämlich am Anfange der Sitzungen die Ansicht ausgesprochen, es gäbe ganz einfach keinen Bordeauxwein mehr. Zu dieser Ansicht war er gekommen, als er den Wein an Ort und Stelle untersuchte. Ein Sturm der Entrüstung brach gegen den kühnen Gewährsmann los, und der Präsident des Kongresses ordnete eine Besichtigungsreise an. Leider ging die Fahrt zu den am besten geschützten Orten und die Untersuchung fiel zum Vorteil für die Opposition aus. So wurde Chateau-Laffitte besucht, das ein kleiner Fleck von 80 Hektar ist. Ferner scheint das Frühstück in Pauillac selbst eine grosse Rolle gespielt zu haben, und der Referent zählt die getrunkenen Weine auf: Clos-Laborie, Saint Estèphe 1875, Milou-Duhard 1869, Mouton-Rothschild 1878 usw. Aber Pauillac 1886 erwähnt er nicht. Dass man nach einem solchen Frühstück den verheerten Chateau-Laffitte selbst in etwas rosigem Lichte sah, ist wahrscheinlich. Im vorigen Jahre waren dessen Weine am meisten angegriffen, und die Ernte war unter dem Durchschnitt. In diesem Jahre aber hatte man, dank dem Kohlen-

schwefel gegen die Reblaus und „La bouillie bordelaise“ gegen den Meltau, die beste Hoffnung auf eine normale Ernte. Ich habe kein Recht, die Angaben zu bezweifeln, aber eine Besichtigungsreise mit Frühstück flösst wenig Vertrauen ein.

Aus den Papieren eines andern (nicht frühstückenden) Referenten will ich, um meinen Verdacht zu unterstützen, anführen: „Das Vordringen der Reblaus hat nicht abgenommen, sondern das Insekt verheert weiter.“

Mein Gewährsmann ist der Sekretär im ersten Ausschuss, der untersuchen sollte, welche Fortschritte die Reblaus seit dem Kongress von 1881 gemacht hatte. Sein Bericht ist das wichtigste Dokument des Kongresses, und bei dem mache ich Halt.

Leider gibt er nicht viel Ziffern, dagegen was besser ist, Vorschläge, wie der Schaden zu heilen sei. Der wichtigste Vorschlag ist, das Gelände unter Wasser zu setzen. Neupflanzungen sollen in sandigem Boden geschehen, mit amerikanischen Wurzeln. Die für das Insekt empfänglichsten Boden sind die kalkhaltigen.

Ich benutze summarisch das Wort Reblaus, wie es auch die Weinbauern populär tun, um die Krankheit des Weins anzugeben, aber das Übel ist vielerlei und hat viele Namen, wie Meltau, Schwarzwurzel usw., und die Heilmittel sind Legion wie die Drogen des Apothekers.

Im Kapitel Languedoc komme ich auf das Thema zurück; dann will ich die Ätiologie der Reblaus und vielleicht auch deren Philosophie aufzustellen suchen.

Mehr um meine Sammlung von Bildern französischer Landschaften zu vermehren, als um Bauern zu studieren, unternahm ich einen Ausflug in die viel besprochenen „Grandes Landes“. Der Ackerbau spielt nämlich hier keine Rolle, und Frankreich würde

nicht untergehen, wenn die Landeser auch Not litten. Da sie weder Weizen noch Wein bauen, brauchen sie auch das amerikanische Getreide und die Reblaus nicht zu fürchten; ja sie haben sogar ihren Vorteil von beiden, weil sie den Weizen aus Amerika und den Wein aus Spanien kaufen müssen. Genug, nur um Les Landes, die Harzfabrikation, die Korkeiche, die Hirten auf ihren Stelzen zu sehen, machte ich draussen auf den Heiden einen Vormittagsbesuch.

Um sechs Uhr an einem klaren und frischen Septembermorgen sitzen wir im Zuge, der nach Bayonne fährt. Die Sterne sind eben erblichen, aber einer von den grössten Planeten, den wir ziemlich unbegründet Jupiter nennen, ist noch deutlich zu sehen und kämpft mit der Morgenröte seinen Kampf um das sichtbare Dasein. Einige Badegäste, die jetzt am Sonnabendmorgen nach Arcachon wollen, lärmen im Coupé, froh, die grosse Stadt verlassen und zwei Tage am Meere verbringen zu können. Der Tau liegt noch auf den Akazien, welche die Bahn begleiten, und Bordeauxreben kommen bis dicht an den Damm. Darauf beginnt bald das Defilé, das sich einige Stunden lang folgendermassen wiederholt: Ein Wald von mittelgrossen Meerkiefern mit baumartiger und niedriger Heide, Farnkräutern, einigen Birken, einigen Steineichen. Darauf eine offene Heide mit Heidekraut, Zwergulex, einem ganzen Lager von Kohlenmeilern, die den Hütten der Lappen gleichen, einige Köhlerhütten aus Stangen, Reisig, Erde und Torf, einem auf den Boden gestellten Torfdache ähnlich. Draussen im Heidemeer ragen wie Wellenbrecher einige Streifen Kiefernpflanzungen auf, und die Hütte des Hirten ist ein hoher quadratischer Bau mit hohem Torfdache ohne sichtbaren Schornstein, sehr ähnlich der Behausung, wie sie die Strandbewohner in der Umgegend von Venedig ha-

ben. Darauf das Bahnhofsgebäude mit Magnolien und Lorbeeren von kolossalen Dimensionen. Das Gebäude selbst ist aus Fachwerk und rotgeputzt.

Zwei Minuten Aufenthalt und von der kleinen südländischen Oase der Station rollen wir wieder hinaus auf die Heide und in den Wald. Die Kiefern zeigen jetzt deutliche Spuren der Axt, welche die Rinde bis Manneshöhe abgeschält hat, und in der Mitte dieses Ausschnitts hängt eine Tonschale in der Form des Blumentopfes, um das Herz aufzufangen. Gärtchen mit schlechtem Mais, einigen Apfelbäumen, einigen Hirsestauden treten dann und wann auf, aber nicht oft.

Nachdem wir in Lamothe abgestiegen sind, fragen wir einen Reisenden, nach welcher Richtung wir gehen sollen, um auf Les Landes hinaus zu kommen.

— Aber, meine Herren, Sie sind ja auf den Landes, antwortet er.

— Ist das ganze Land so wie hier?

— Ja, gewiss!

Und wir hatten uns nach den Büchern die Landes als eine endlose Ebene mit Sümpfen und wilden Pferden und Hirten, die auf Stelzen umherplätschern, vorgestellt.

— Ja, im Winter!

Da wir uns hier nicht niederlassen konnten, um den Winter abzuwarten, nahmen wir den nächsten Zug und dampften weiter nach Spanien hinunter. Jetzt begannen die halbgeschundenen Korkeichen wenigstens eine Lokalfarbe zu geben, wenn sie auch allzusehr der Steineiche glichen, die wir uns schon über gesehen hatten. Mein Reisegenosse signalisiert auch einen Hirten auf Stelzen, aber ich kann das Phänomen nicht konstatieren. Die Landschaft wiederholt sich wie früher; und da wir die Hoffnung, etwas anderes zu sehen, als was da ist, aufgegeben haben,

steigen wir in Ychoux aus, mitten in den wirklichen Landes, nachdem wir 70 Kilometer durch die Landes gefahren sind, denn die beginnen schon nördlich von Bordeaux, zwischen dem Meere und der Garonne.

Wir verlassen den Bahnhof und dringen in einen Kiefernwald ein. Hier stossen wir sofort auf eine Harzfabrik, wo der Harz gekocht und zu einer Menge Handelsartikel verarbeitet wird: Kolophonium, Terpentin, Brauharz, brennbare Öle, Maschinenöl usw. Im Walde treffen wir einen Mann, der seine Tontöpfe nachsieht. Wir riechen und schmecken das Harz und glauben es festgestellt zu haben. Darauf gehen wir weiter. Es knackt in den Büschen, es prasselt in den Zweigen, und über Heide und Farnkräuter tauchen bewegliche Schafrücken auf. Da sind die Schafe, aber wo ist der Hirte mit den Stelzen? Beim ersten Kiefernast, über Büsche und Gestrüpp kommt er wirklich angesetzt, und, wir haben Glück, er strickt auch. Der photographische Apparat arbeitet fünf Male, und das Notizbuch referiert einen jungen mageren Mann von gelbbrauner Haut, langem Gesicht und schwarzen Augen. Er trägt einen japanischen Hut (der jetzt zur französischen Nationaltracht gehört) mit einem roten Band darum. Er hat auch eine blaue baumwollene Jacke (nicht Bluse) mit vielen Taschen. Um den Hals trägt er ein rotes baumwollenes Schnupftuch. Die Hosen sind aus blauer Baumwolle und die Füsse bloss. Dann kommen die Stelzen, die nicht denen gleichen, die unsere Jugend benutzt. Schwarzgestrichene starke Stangen mit einem Bocksfuss unten, von Manneshöhe, reichen bis ans Knie und bilden mit ihrem oberen breiten Teile eine Stütze für die Wade. Der Fuss ruht auf einem Klotz und wird von einem Riemen festgehalten. In der Hand trägt der Hirte einen langen Pfahl, den er bald als Stock bald als Stütze benutzt. Er

strickt an etwas, das wenigstens kein Strumpf ist, während sein Hund die Schafe hütet; er selbst hütet nur den Hund.

Ich spreche ihn an. Er antwortet auf französisch, wenn auch mit einem Akzent, den ich spanisch nennen möchte, obwohl er gaskognisch ist, was wohl dasselbe bedeutet. Er ist wortkarg, und da wir einander nicht viel mitzuteilen haben, kürzen wir das Gespräch ab.

Darauf kehren wir zum Dorfe zurück. Als ich diese niedrigen Fachwerkhäuser mit flachen Dächern unter diesen Kiefern sehe, die nicht schwedisch sind, erwachen in mir dunkle Erinnerungen an die Jugendlektüre von den Indianerlagern in Nordamerika. Warum, kann ich nicht sagen, aber es ist wahrscheinlich die Erinnerung an Menschen, die im Walde wohnen und Saft aus Bäumen (alias Zuckerahorn) zapfen.

Ich blicke in eine niedrige Fachwerkhütte, die aus einer in der Mitte liegenden Küche und je einer Kammer auf jeder Seite besteht. Der Fussboden ist aus Erde, die Wände sind weissgekalkt, einige Rohrstühle, ein Tisch, ein Bett mit weisser Decke — ist alles, was im Gedächtnis haftet. Der Besitzer kommt heraus. Auch ein magerer dunkler Mann. Er schnallt sich die Stelzen an und seine Füsse erreichen bald die Höhe meiner Augen.

— Warum benutzen Sie Stelzen hier? frage ich. Des Wassers wegen?

— Nein, um schneller vorwärts zu kommen. Wir machen acht Kilometer in der Stunde und halten mit einem laufenden Pferde Schritt.

— Was bauen Sie hier in der Gegend?

— Wir bauen nichts. Das Harz, das ist alles!

— Und das verkauft sich gut?

— O nein, das fällt auch, dank der ausländischen Konkurrenz . . . .

— Was? Welche Ausländer konkurrieren mit Harz?

— Ja, was weiss ich!

Also auch hier im Ödland die ausländische Konkurrenz! Ist das möglich, oder kann eine Einbildung, von Zeitungen verbreitet, eine ganze Nation blenden? Oder sollte die Trägheit, eine wachsende Indolenz ein ganzes altes Kulturland ergriffen haben, so dass seine Produktion abnimmt, weil die Kraft fehlt, den Wettstreit durchzukämpfen? Oder ist es nur ein Ausdruck von Mutlosigkeit nach den Verlusten des Krieges, all dieses Klagen? Die Antwort hierauf, wenn eine Antwort möglich ist, werde ich am Ende dieser Arbeit zu geben versuchen; natürlich unter dem Vorbehalt, dass sie bloss subjektiv ist, das heisst noch nicht anerkannt von denen, welche dieselbe Untersuchung geführt haben wie ich.

Indessen geben die öffentlichen Berichte an die Hand, dass Les Landes seit 1834 Fortschritte im Wohlstand gemacht haben, und zwar am meisten dadurch, dass eine Menge Sümpfe ausgetrocknet (eben die, welche wir vergebens suchten) und Wald gepflanzt wurde. So hat man von der halben Million Ödland, die früher (1834) vorhanden war, 170 000 Hektar veredelt. Dass sich das Land zum Ackerbau nicht besonders eignet, kommt von dem eigentümlichen Untergrund, „Alios" genannt, ein durch organische Stoffe agglutinierter Sand, der das Wasser nicht durchlässt.

Les Landes, das Departement, kennt jedoch Ackerbau und ist nicht überall eine Heide. Da wird Mais, Hirse, Roggen und Hafer gebaut. Der Tabak bedeckt Hunderte von Hektaren, und 33 000 Hektar versehen das ganze Departement mit Weizen.

Unsere Besuchsstunde ist zu Ende, und wir steigen in den Zug nach Bordeaux. Das Coupé ist voll

Spaniern, Basken mit roten und blauen „Bérets“, und Gaskognern, die das Gespräch nicht stocken lassen. Ich lasse mich mit einem von den Landeskindern in eine Unterhaltung ein, und es gibt mir Auskunft über alles, was ich nachprüfen will. Als ich schliesslich mit meiner Katechismusfrage herausrücke, ob der Bauer hier unter ausländischer Konkurrenz zu leiden habe, antwortet er, davon habe er nichts gehört.

SIEBENTES KAPITEL

Languedoc und Provence

Das Tal der Garonne hat von seinen Bewunderern den Namen „Frankreichs Garten“ erhalten, wie das Tal der Loire von seinen. Aber das erste scheint mir allzu offen und zu wenig baumbewachsen zu sein, um meine subjektiven Forderungen an einen Garten zufrieden zu stellen. Dagegen hat seine italienische Bauart, seine südliche Vegetation etwas Exotischeres, und der Nordländer ist hier in ein neues Land gekommen. Die farbigen, seidenen Taschentücher, welche die Frauen ums Haar knüpfen, rotundblauen Schärpen, welche die Männer um den Leib binden, sowie der runde „Béret“ — mit einem Worte, die lebhaften Farben, die in der täglichen Tracht leuchten, wecken den Gedanken, dass man nach Süden geht.

In Toulouse stossen wir auf Erinnerungen an Spanien und Rom. Der Hotelhof ist viereckig, hat Peristil und Springbrunnen, und eine längs des ersten Stockwerks laufende Veranda ist mit rot- und weissgestreiften Gardinen versehen. Die Häuser sind oft rotgeputzt, und die Menschen tragen an den Füssen Espadrilles, weisse Leinwandsandalen mit Bastsohlen und farbigen Bändern. Die Speisekarte enthält Wachteln und Sellerie, und auf dem Tische steht ein steinernes Gefäss von maurischem Schnitt mit Teer-

wasser; ob als eine Warnung vor der Cholera oder vor dem berüchtigten Trinkwasser von Toulouse, weiss ich nicht.

Zwischen Toulouse und Cette gibt das Notizbuch diesen Bericht über die Entwickelung, welche die Landschaft vom Klima des atlantischen Ozeans bis zu dem des Mittelmeeres durchmacht.

Die Häuser aus Ziegel, aber mit immer flacheren Dächern mit römischen Stirnen, das heisst, zwei flache Dächer mit einem konvexen, über die Fuge gelegt. Die Weinberge, von der Reblaus verheert, sind verlassen, und die Stöcke wachsen elend in niedriger Buschform in dichtem Rasen. Pappeln, Walnussbäume, Ulmen, Weiden und zottige Linden wechseln mit Zypressen ab, die jetzt gewöhnlicher werden. Mais, die Hauptkultur der Gegend, hat bereits den Weizen zurückgedrängt. Der Tabak gedeiht gut und das Provencerohr (Arundo Donax) steht dicht wie ein Urwald, gepflanzt für die Stock- und Spinnrockenindustrie. Die Pachthöfe sind lange Einhäuser aus Stein, haben grosse Tore zum Schuppen, an dem einen Ende einen Turm und erinnern an die kriegerischen Schicksale während der Sarazenenzeit und an andere Fehden. Sieht man ein Schloss am linken Ufer, gleicht es einer Festung. Die Kirchen nehmen einen spanischen Charakter an, mit ihren offenen durchbrochenen Turmfassaden, welche die Glocken sehen lassen. Die Ochsen pflügen mit einem Tuch vor den Augen und sind hellgrau. Die Schafe haben die Wolle noch auf dem Kreuz. Die Sorghofelder, die herrlichsten von allen, erfreuen das Auge mit ihren hohen maisähnlichen hellgrünen Pflanzen, und die Mandelbäume sind ebenso üppig wie die Apfelbäume in der Normandie.

Nach Alzonne begrenzen blauende Berge den Horizont. Im Norden ist es der Mont Noire, ein Aus-

läufer der Cevennen, im Süden sind es die Corbieères Occidentales und Orientales, die Verzweigungen der Pyrenäen.

Bei Carcassonne füllt sich das Coupé mit dunkeln krummnasigen Bauern, die freier blicken, sich sicherer halten. Die Landstrasse wird sehr bald kreideweiss. Ein grosser zweiräderiger Wagen, von drei weissen Pferden mit kolossalen Kummethölzern gezogen, schleppt etwa zwanzig Männer und Frauen, welch letztere grell gefärbte Regenschirme im Sonnenschein aufspannen.

Bei Capendu tritt die erste Olive auf, und damit sind wir in der Mittelmeerregion. Der Boden verliert sein Grün, die Feigenbäume werden hoch und stehen frei mitten auf den sonnigen Feldern. Der Boden wird grau wie getrockneter Lehm. Tamarisken und Zypressen kommen immer dichter und das einzige Grün, bei dem das Auge verweilt, ist das der Platane. Die Oliven bedecken jetzt ganz Felder, und ihre graugrünen runden Kronen zeichnen sich schwach gegen den farblosen Boden ab. Verheerte Weinfelder liegen öde da; es wird immer öder; die Hagedornhecke am Bahndamm, die uns treu von der Nordsee her begleitet hat, besitzt keine Widerstandskraft mehr gegen die Sonne des Südens; sie sieht aus wie ein Reisigzaun und ist staubig. Sie schwindet immer mehr dahin, bis sie schliesslich abgelöst wird von einer allerdings grauen, aber doch mit Laub bekleideten anderen Hecke, die Lawendel (oder Rosmarin) sein mag.

Die Dächer in Städten und Dörfern sind jetzt ganz flach und die Schornsteine, die zusammenschrumpfen, je weiter wir uns vom Norden entfernen, sind jetzt kaum noch sichtbar. Was sollte man auch mit Feuerstätten hier im Lande der Sonne?

Wir eilen jetzt mit dem Schnellzug in die Wüste

hinein und haben uns den blauenden Bergen genähert. Aber sie sind nicht blau, wenn man näher kommt, sie sind grau, steril, und sehen aus, wie der Lehm in einem Backofen. Keine lebendigen Pflanzen, nur Kämme von toten Disteln, eine knorrige Steineiche in Buschform, grosse rote Flecken wie von herausgesickertem Eisenoxydul, Steinhaufen. Aber auf den Hängen dieser Hügel sind Spuren von Menschenhand zu sehen, denn die Natur hat diese Terrassen nicht gebaut, die jetzt verlassen sind. Ich frage einen Nachbar im Coupé, was dies für eine Wüste ist. Er antwortet niedergeschlagen:

— Das ist die Reblaus. Früher grünten diese Berge von Wein, jetzt — Sie sehen selbst.

— Es ist also Ernst!

— Wie ernst!

Das war das Land der Verwüstung und des Todes! Wir haben nie Afrika gesehen, glauben aber hier eine schwache Vorstellung von Afrika bekommen zu haben, wie es in seiner schlimmsten Form ist.

Über einer Heide mit spanischem Ginster und baumhohen Tamarisken ist endlich das Mittelmeer zu sehen, wie ein blauer Streifen. Einige Pinien bestätigen die Identität, und als wir an den Salzwerken bei Onglous mit ihren weissen Salzpyramiden vorbeikommen, liegt das blaue Meer mit unzähligen Segeln ganz offen da vor dem Zuge, der auf einer schmalen Nehrung bis nach Cette fährt.

Es ist ein sonniger Sonntagnachmittag, als wir aus dem Zuge steigen und direkt in eine bunte Volksmenge geraten, die sich am Ufer des Kanals bewegt: man lacht, klatscht in die Hände, schreit und versperrt uns den Weg nach der Stadt. Hals über Kopf werden wir in ein Volksfest geworfen. Auf dem Wasser wird nämlich ein Wettstreit ausgekämpft, ein Tournier zwischen den Besatzungen zweier grell ge-

strichenen Boote. Trommeln und Pfeifen klingen von den Musikkorps in den Vordersteven, und von Springbrettern im Heck suchen weissgekleidete Kämpfer mit hölzernen Schilden und Lanzen einander ins Wasser zu stossen. Es ist eine lebhafte Szene, und wenn ein Held ins Wasser plumpst, jauchzt die Volksmenge auf den Ufern.

Nachdem wir ein Hotel gefunden und einen Träger, der uns mit südlicher Lebhaftigkeit und Spitzbüberei zu prellen versuchte, hinausgeworfen haben, gehen wir direkt in die Badeanstalt. Der Meeresstrand ist natürlich bis auf den letzten Fleck ausgenutzt und abgesperrt, so dass alle erträumten Strandpromenaden im Freien eingestellt werden. Aber das Bad im Mittelmeer hat etwas Lokalfarbe gegeben, und bald liege ich bei offenem Fenster auf einem Sofa, neben einem ausgezeichnet frappierten Absinth, fest entschlossen, mich im Süden heimisch zu fühlen. Die Sonne geht unter; und jetzt lebt das Volk auf den Strassen auf. Da nur wenige Wagen in Bewegung sind, wird der Fahrweg ohne Umstände von Taschenspielern und Gauklern eingenommen; Tische und Stühle werden auf die Strasse gesetzt, und die Absinthstunde ist da.

Nach einem ethnographischen Essen mit Hummer und Tintenfischen, Cep, dem ausgezeichneten Pilz vom Geschlecht Boletus, Tomaten usw., setzen wir uns auf die Strasse, um Kaffee zu trinken. Es ist dunkel geworden, und der Mond geht auf, Lichter werden angezündet und die Menschen versammeln sich, um zu spielen. Zu uns kommen jetzt zwei Mandolinen und zwei Gitarren, und die Stimmung wird jetzt wirklich südländisch. Tische und Stühle nehmen den halben Fahrweg ein, und wenn jetzt ein Wagen käme, müsste er wahrscheinlich wieder umkehren.

Welche „Gemütlichkeit“ liegt für uns Nordländer in diesem ungenierten Zusammenleben! Wie würde ein solches Verbrechen, sich mit einem Stuhl aufs Trottoir zu setzen, in dem strengen Norden geahndet werden! Vergebens spähen wir nach einem Schutzmann.

Die Kinder sind den Eltern in die bei uns so übel angeschriebene „Kneipe“ gefolgt und spielen ringsherum, froh, nicht in den warmen engen Stuben hocken zu müssen. Sie finden hier keine schlechteren Beispiele als die, welche arbeitsmüde Menschen geben, wenn sie Karten oder Domino spielen und Musik hören.

So vergeht der Abend, und wir schlafen ein bei Chorgesang, der auf einem in eine Tribüne verwandelten Prahm gesungen wird. Es ist wahrscheinlich ein Gesangverein, aber er singt grosse Kompositionen aus Opern, mit einem Ausdruck von Lebensfreude, die nur eine stärkere Neigung der Erde gegen die Ekliptik hervorrufen kann.

Am Montagmorgen wandern wir aus der Stadt hinaus und steigen auf den Mont St. Clair, der die Lehne gegen die Landseite bildet. Der Berg ist von kleinen Villen mit Weingärten und Lusthäusern besetzt, die Mauern mit Glasscherben einhegen. Aber über eine Mauer streckt prahlend ein Granatbaum den Kopf und zeigt mir zum ersten Male seine wachsenden Früchte von der dunkelbraunen Farbe der Bergamotte, die eine leichte Nuance von rot haben, nicht unähnlich der gebräunten Haut des Südländers. Die Mauern führen uns lange durch ein Labyrinth, ohne uns an ein Ziel zu bringen, bis wir schliesslich auf den Scheitel des Berges kommen und einen Blick über die Landschaft werfen können. Sie ist rot wie Rost und steril. Aber wie sollen wir aus diesen Gassen herauskommen, um die Ver-

wüstung in der Nähe zu sehen, fragen wir uns, als wir den Abstieg beginnen. Eine offene Tür in einer Mauer gibt in einem glücklichen Augenblik die Antwort. Wir bleiben stehen und blicken in ein Weingärtchen. Auf einer Terrasse im Hintergrunde steht ein weissgerapptes Miniaturhaus mit zwei Glastüren und ohne Fenster, und davor sind ein Bauer und seine Frau nebst einem Kinde (dem einzigen!) im Gespräch begriffen.

— Wen suchen Sie? fragt der Bauer uns.

— Niemand! Wir wollen uns nur die Aussicht ansehen!

— Bitte, treten Sie näher, meine Herren!

Wir treten näher. Im Garten wächst ein Feigenbaum, ein Mandelbaum und ein Azorolier (eine Hagedornart mit roten und gelben essbaren Früchten). Spuren von Weinstöcken sind auf dem roten Boden zu sehen. Wir werden ins Haus geführt, das aus einer Küche und einem Zimmer besteht.

— Das ist nur das Sommerhäuschen, erklärt der Bauer, wir haben die Weinfelder dort unten.

Es sieht nett drinnen aus. Ein Bücherbrett hängt in der Küche und viele kolorierte Bilder von Robespierre und Victor Hugo schmücken die Wände. Ein Sofa und einige Rohrstühle bilden die Einrichtung. Unter dem Sofa ist eine Klappe im Boden; die führt zu einer Zisterne, in der Regenwasser gesammelt wird.

— Es hat sechs Monate lang nicht geregnet, sagte der Bauer.

— Wie geht es denn mit dem Wein? frage ich.

— O der Wein!

Jetzt ist die Schleuse geöffnet. Der Mann führt uns auf die Terrasse und zeigt auf das rote verheerte Land.

— Das ist die Reblaus, sagt er.

— Und es gibt kein Heilmittel?

— Ach, Herr, wir haben es mit so vielen Mitteln versucht, aber nur eines hilft. Das ist die amerikanische Pflanze.

Also: das verhasste Amerika, das den Weizenbauer tötet, richtet den gefallenen Winzer wieder auf, denke ich. Nicht so übel, dieses Amerika.

Und dann kratzt er die Erde um einen kleinen Weinstock auf und zeigt mir unter der Erdfläche einen Lehmkloss, der das französische Propfreis auf der amerikanischen Wurzel befestigt.

— Aber es dauert mehrere Jahre, ehe eine Ernte zu erwarten ist, sagt der Mann.

— Ja, das glaube ich, aber Sie haben früher zu viel geerntet. Sie haben den Boden ausgesogen, statt ihn zu düngen, hätten Sie ihm neue Humuserde zuführen sollen.

— Ach nein, Herr! Ich habe Weinpflanzen in frisch gegrabenen Grasboden gesetzt, und sie sind doch ausgegangen. Das ist es nicht!

— Was ist es denn?

— Ja, sehen Sie, es ist wie eine Schwindsucht, welche die Pflanze angreift; die saugt und saugt, bis die Pflanze stirbt.

— Ja, das will ich wohl glauben! Aber sagen Sie mir, wie steht es jetzt mit dem Weinbau?

Chorus von Mann und Frau:

— O Herr, es steht schlecht, sehr schlecht. Die Winzer sind ruiniert. Für uns kleine Leute geht es noch, aber die grossen! Hier am Orte haben die Frauen, feine Frauen, die eine Erziehung genossen haben, Stellen als Ammen und Bonnen annehmen müssen. Und das Volk wandert in Scharen nach Algier aus.

— Was macht es in Algier?

— Es baut Wein! Wir werden es schon spüren, denn Algier fängt an, Wein zu exportieren!

— Ihr habt also auch im Wein Konkurrenten?

— Ob wir sie haben! Haben nicht die Spanier schon lange ihre Trauben hierher nach Cette geschickt, damit sie gekeltert und verschnitten werden! O Herr, es ist aus mit uns, es ist aus mit Frankreich!

— Nun, aber Amerika hat euch doch noch nicht geschadet?

— Amerika kommt auch bald mit seinem Wein, nachdem es Europa mit seinen Südfrüchten in Blechdosen überschwemmt hat!

Das war eine neue Konkurrenz, an die ich bisher nicht gedacht hatte.

— Hören Sie, sagte ich, ich las im Frühling in einer Zeitung, die Regierung habe dem, der ein Mittel gegen die Reblaus findet, eine grosse Belohnung versprochen. Dem Komitee oder der Akademie wurde der Bericht eines kleinen Winzers vorgelegt, der die Reblaus bei sich auf die einfache Art ausgerodet hatte, dass er seine Hühner in den Weinberg liess, wo sie das Viehzeug aufpickten.

Der Bauer war zu ernst, um die Geschichte anhören zu wollen, die doch kein Scherz war, wenn ich auch nicht glaube, dass der Erfinder die Belohnung bekommen hat: er konnte die Hühner ja nicht wissenschaftlich benennen.

— Haben Sie es denn mit Wasser versucht? fragte ich.

— Berge kann man nicht unter Wasser setzen.

— Nein, das ist wahr!

Da ich weiter keine Mittel wusste, verliess ich den betrübten Mann, indem ich ihn beklagte, ohne ihm helfen zu können.

Dass der Wein untergeht, ist für Frankreich ein ernsterer Verlust als der, den die fremde Getreidekonkurrenz (amerikanische, indische, russische) vielleicht veranlasst. Früher brachte der Weinexport des Landes 225 Millionen Franken, und jetzt importiert man. Von 1875 bis 1880 sank die Produktion von 78 Millionen Hektoliter auf 29 Millionen. 1 492 617 Hektar sind von verschiedenen Krankheiten angegriffen, die summarisch unter dem Namen „Reblaus" gehen. Am schlimmsten mitgenommen sind gerade Hérault, das wir eben passiert haben, und Charente Inférieure (mit Cognac). In Hérault ist die Produktion während der Jahre 1875—85 von 9 Millionen Hektoliter auf 2 Millionen heruntergegangen; in Charente Inférieure von 8 600 000 auf 600 000. In Gironde (Bordeaux) hat sie sich in derselben Zeit um 4 Millionen Hektoliter (von 5) vermindert, und in Côte d'Or (Burgund) um eine Million (von 2). Resumé: ¾ des Weinbaues sind angegriffen. Vor 20 Jahren gab es 2½ Millionen Hektar Wein, die jährlich 3 Milliarden Franken einbrachten und dem Staate 300 Millionen Steuern gaben. Jetzt sind nur noch 800 000 Hektar übrig, Erémitage ist fertig, Champertin beinahe, Clous-Vougeot nicht viel besser. Im Jahre 1884 exportierte Frankreich 2 400 000 Hektoliter Wein, *importierte* aber 8 115 000 Hektoliter. Das Land soll 20 Milliarden Franken verloren haben, also viermal soviel wie die letzte Kriegssteuer, seit die Reblaus 1866 in Gard anfing. (Diese letzten Angaben stammen aus dem Figaro vom November dieses Jahres 1886.) Man sieht also, die Gefahr ist ernst, denn das weinbauende Frankreich ist grösser als das nicht wein-weinbauende und reicht von der Loiremündung bis nach Meuse in den Ardennen.

Was ist nun Reblaus (Meltau, Schwarzwurzel usw.

mitgerechnet) und wo ist sie hergekommen? Die Reblaus ist bekanntlich ein 8 Millimeter langes Insekt aus der Familie der Blattläuse, das sich teils parthenogenetisch vermehrt (ohne Männchen durch Conception immaculée), teils auf gewöhnliche Art in aller Form. Man behauptet, sie stamme aus Nordamerika. In dem Punkt ist man aber nicht einig. Erst 1863 soll sie sich in Frankreich und England gezeigt haben. Aber jetzt ist sie an vielen Orten in Deutschland, Ungarn, Schweiz, Portugal, Korsika, Madeira, Sardinien zu finden; doch am schlimmsten haust sie in Frankreich. Warum? Damit ein Schadentier oder eine Krankheit blühen oder gedeihen kann, ist zuerst Same oder Anlage nötig und dann günstige Umstände oder Empfänglichkeit. Frankreich möchte gern beides auf Amerika schieben: wenn aber auch Amerika den Samen gegeben hat, die Empfänglichkeit hat es nicht geben können, denn dann wäre das Insekt am besten zu Hause gediehen. Nein, es verhält sich wohl so, dass Frankreich durch uralte Kultur seinen Weinboden und seine Weinpflanzen verdorben hat: in vielen Weinbergen stehen die Pflanzen seit dem Mittelalter. Der Boden ist ausgesogen, der Weinstock hat ausgelebt! Ausgelebt, das ist das harte Wort. Der Erdboden kann leicht verbessert werden, man hat ihn aber nicht verbessert, sondern nur Dung hineingetan, der nicht den Vorrat von Mineralien erneuert. Jetzt müsste man mit den neu errungenen Erfahrungen den Boden erneuern, und das hat man getan, aber zu spät, denn jetzt ist die Pflanze selbst tot. Man hatte nämlich, besonders in den letzten zwanzig Jahren, als ein heftiges Verlangen aufkam, schnelle Resultate zu erzielen, für den Augenblick genossen, ohne an den morgenden Tag zu denken, hatte durch zu starkes Düngen dem Boden reichere Ernten ab-

gerungen: was für eine traurige Folge das hatte, ist bekannt. Ein alter französischer Winzer hat mir gesagt, es habe früher (in den 30er und 40er Jahren) nicht für „honett“ gegolten, die Weinberge zu düngen. Die Traube ist nämlich eine Kletterpflanze, die, wild, Hügel und magere steinige Erde sucht. (Ein altes landwirtschaftliches Handbuch gebietet dem Winzer, nicht öfter als jedes zwölfte Jahr zu düngen.) Wird gedüngt, so gibt der Weinberg grössere Trauben und mehr Trauben, aber schlechtere. Er wird zu einer übertriebenen Fruchtentwickelung gezwungen, und solche Ausschweifungen strafen sich selbst. Darum hat ein französischer Autor sagen können, dass sich der Weinstock in Frankreich durch die letzten zwanzig Schwindeljahre die Rückenmarksleiden zugezogen habe.

Ein anderer Faktor, der meines Wissens nicht in Betracht gezogen wird, wenn man die Entartung des französischen Weinstockes untersucht, ist die starke Beschneidung. In der Champagne war die Rebe nur ein Meter hoch, in der Gegend von Bordeaux entweder einige Meter oder in Kordon gezogen; in Midi wird sie jedes Jahr an der Erdfläche beschnitten und legt sich dann ohne Stütze frei über das Land, das dadurch einem Kartoffelfelde ähnlich wird. Wenn man bedenkt, welche furchtbare Zwangsarbeit dadurch dem Rankengewächs auferlegt wird, abgesehen davon, dass es Frucht ansetzen muss, kann man sich nicht wundern, dass es abgehetzt ist. Aber gerade diese Vergewaltigung fördert die Fruchtentwickelung, sagt man. Ja, eine Zeit lang, aber die nicht beschnittenen Apfelbäume tragen am besten und meisten im Alter, und die an Wänden in Frankreich und anderswo gezogenen hohen Weinreben tragen sowohl üppig wie besonders schöne Frucht. In Italien, wo die Rebe frei zwischen den Bäumen

klettern darf, hat die Reblaus sich noch nicht gezeigt, nicht einmal auf dem ebenen Alluvialland der Lombardei, das sonst kein Weinboden ist. In Frankreich, wenigstens dem mittleren und nördlichen, hält man es für nötig, den Weinstock tief zu beschneiden, damit er von der Erde gewärmt wird und die Ausstrahlung des Bodens das Reifen beschleunigt; auch noch aus einer anderen Ursache: um zu verhindern, dass die Blüte zu früh aufbricht und bei den Frühlingsfrösten erfriert. Aber, kann man einwenden, man könnte den Wein doch schön beschneiden, wie die hohen Spalierreben, und den Stock höher lassen! Auch dagegen dürfte der Winzer wohl genug einzuwenden haben, und so bleibt die Ursache mit ihren traurigen Wirkungen bestehen.

Aber ist es nur diese letzte Überanstrengung, die den vorzeitigen Tod beschleunigt hat? Ist nicht die alte Kulturpflanze in dem alten Kulturlande ein Bild, meinetwegen ein poetisches Bild, von einer Rasse, die ihre Zeit gelebt hat und nach dem Gesetz der Natur einer andern Platz machen muss? Man sucht ja die Transfusion von dem neuen Lande, pfropft den alten Stamm auf neue Wurzeln, aber der Wein bleibt nicht derselbe. Feinschmecker lieben den „amerikanischen“ Bordeauxwein nicht; ob das nur Vorurteil ist, weiss ich nicht. Die Gärtner behaupten, dass Pomeranzen, auf die Myrte gepfropft, deren Geschmack annehmen; das ist aber nicht so seltsam, da es sich um zwei so wenig verwandte Bäume handelt. Zeitungen und landwirtschaftliche Kongresse singen das Lob der neuen Traube, aber „es ist doch nicht dieselbe“, wenn ich auch für meinen Teil glaube, dass sie besser als die alte ist. Es fehlt ihr nur die Tradition!

Auch ein anderer Umstand hat dazu beigetragen, dass die französische Weinkultur untergeht. Man

nahm nämlich, wenn ein „cru“ berühmt geworden war und hohe Preise brachte, allen verfügbaren Getreideboden der Nachbarschaft und zog darauf Wein. Das war Schwindel, denn die Traube auf dem Hügel, die den Namen hergegeben, musste ihren Ruf der schlechteren im Tal leihen, wo der Boden nicht passte.

Ob Frankreich Kraft genug besitzt, sich aus der Weinkrisis wieder zu erheben, muss die Zukunft lehren. Es ist doch nicht gesagt, dass Neupflanzung hilft, denn bis die 1½ Millionen Hektar neu bepflanzt sind, hat vielleicht Amerika eine Weinproduktion in Kalifornien entwickeln können; auf jungfräulicher Erde entwickelt die sich ausserordentlich schnell; haben sich dann französische Gaumen an den Geschmack amerikanischer Weine gewöhnt, so ist es vielleicht zu spät für Frankreich geworden, denn die Nation, die sich schon oft noch dicht am Abgrunde wieder erhoben hat, die kann wohl ihre Zeit aushalten!

Von Cette beginnt wieder die Eilfahrt gen Norden, zuerst an der Meeresküste, dann hinter l’étang de Vic. Auf dem Felde weiden Schafe, die auf dem Rücken rot und grün sind, wahrscheinlich um in den hohen Gebüschen besser erkannt zu werden. Auf dem Acker dreschen Pferde mit einer Walze auf blossem Felde. Blaue Luzerne und die Hagedornhecke zeigen bereits den Weg nach Norden; gurkenähnliche Bryonia kriecht am Bahndamm entlang, mit Verbenne und wilder Fenchel abwechselnd. Hinter Montpellier kommt das Grün wieder mit lombardischen Pappeln und Kiefernwäldchen von der verfeinerten Rasse der Aleppokiefer. Die verheerten Weinberge von Frontignan und Lunel sehen traurig aus. Aber in Lunel kaufe ich zwei Trauben, die grössten, die ich gesehen habe, die eine blau, die

andere goldgelb, für zwei Sous das Stück. Das sind Souvenirs, vielleicht die letzten, an die früher so berühmten Trauben.

Das Vieh ist schwarz, und die Pferde auf der Landstrasse fallen durch ihre elegante Haltung auf.

Die Sonne sinkt, als wir an dem grenzenlosen Sumpfe von Camargue vorbei kommen. Während er früher unfruchtbar war, ist er jetzt ein Zufluchtsort der verfolgten Weinrebe geworden, die dort sehr leicht unter Wasser gesetzt werden kann. Der Mond geht auf über einem Hügel, der mit wohl beschnittenen Oliven eingefasst ist, und sein bleicher Schein fällt bald auf ein weisses Dorf, bald auf die Wasserflecken des Sumpfes, über denen der Schein von offenen Feuern zu sehen ist. Aber es ist zu dunkel, um die wilden Pferde, die Millionen Schafe, die halbwilden Büffel sehen zu können, die hier draussen ihr unregelmässiges Leben führen.

Hinter St. Gilles überschreiten wir die kleine Rhone; und in einer Allee von Zypressen eilt der Zug bei vollem Mondschein in die Provence hinein. Zypressen und Mondschein auf dem Grabe der alten Kultur, das ist, wie es sein soll.

Der Abend wird auf dem Forum von Arles zugebracht; das ist ein Platz mit Platanen, so gross, dass er in Paris ein Square heissen würde. Während wir bei einer Tasse Kaffee und einigen Zigaretten auf dem Trottoir sitzen, lassen wir die schönen Arlesierinnen defilieren. Sie sind weiss im Gesicht, schwarz und weiss gekleidet, und scheinen ihre Schönheit wohl zu kennen. Sie gehen die Strasse hinunter wie Schauspielerinnen, nehmen Posen ein und sehen nach, ob man sie bewundert. Eine von ihnen trug Haarwickel und fegte ihr Trottoir. Warum nicht? Schön zu sein, hat jede das Recht, so weit sie es vermag.

Am Morgen beschuhen wir unsere Füsse und wandern zur Stadt hinaus, um aufs Land zu kommen. Das erste Stück ist eine staubige Landstrasse mit grossen braunen Ulmen, die durchaus nichts Charakteristisches für die Provence bietet. Zwischen Weizenfeldern biegen wir in einen Seitenweg ein, um tiefer ins Land zu kommen, so weit von Landstrasse und Eisenbahn wie nur möglich. Der Niederwald beginnt, aber Oliven oder Maulbeerbäume sind nicht zu sehen, bloss Pappel, Ulme, Weide, Brombeere, Koloquinte, Solanum dulcamara, Prunelle, Cichorie, Fenchel und Klette geben der Landschaft ein mehr nordisches Gepräge. Wir dringen vor und stossen auf einen Kanal, der auf der einen Seite mit alten Weiden, auf der andern mit Maulbeerbäumen bestanden ist. Wir folgen ihm und kommen an eine Brücke. Dort treffen wir eine Maulbeerpflanzung und daneben ein Haus aus Quadersteinen, vor dem ein kleiner Mandelbaum steht. Der Maulbeerbaum, der von den Nordländern wegen seiner besenähnlichen Form so gehechelt wird, machte uns grosse Freude, denn er hatte wenigstens grünes Laub und leuchtete in der grauen Landschaft; darum verewigten wir ein halbes Kilometer solcher Besen auf einer Bromsilberplatte.

Jetzt aber macht der Weg eine Biegung; er wird weiss, und bald öffnet sich die weisse Landschaft in all ihrer Unfruchtbarkeit. Rechts vom Wege erhebt sich eine steinige Höhe, ohne einen grünen Grashalm, aber mit einer verbrannten Matte, als sei das Gras in einem Ofen gedörrt worden; die schöne gelbe Distel Cnicus Benedictus und die blaue Distel Echinops Ritro wachsen darin. Uns unbekannte Arten von Filago, Borago, Malve, ganz trocken und von kleinen Schnecken aus der Familie Helix übersäet, drängen sich zwischen den weissen

Kalksteinen vor. Und der Horizont der Höhe wird von kleinen knorrigen grünen Steineichen gekrönt, der immergrünen Eiche des Südens, welche die Landschaft so verschieden von allen anderen macht. Um sich gegen die Winterkälte zu schützen, sind die Blätter lederartig geworden, undurchsichtig, und die Nerven treten aus der Haut wie beginnende Dornen. Auf den knorrigen, nach Süden geneigten Stämmen, denen der Mistral (der Nordwest) die Richtung gegeben hat, sitzt die dunkle Krone, die gegen den weissen Boden ganz schwarz aussieht. Das ist die Provence: schwarz und weiss wie die Tracht der Arlesierinnen. Es ist nicht heiter, aber es ist für uns ganz neu und wirkt sehr südländisch. Die Bodenformation ist der obere Jura, oder, wie er auch genannt wird, der neocomische; wird gebildet von einem Kalkstein, der in den Bergketten, in den Steinhöhen, in Baumaterial der Häuser, im Strassenpflaster spukt; noch als weissen Staub auf den Blättern der Kräuter, die ich an Ort und Stelle gepflückt habe, um sie zu pressen, finde ich ihn wieder.

Noch ein Mal krümmt sich der Weg; die Sonne steigt und gibt es uns eine fühlbare Vorstellung von dem fliehenden Sommer, in dem es Monate lang nicht regnet. Mit gebeugten Nacken streben wir vorwärts; keine Dörfer, keine Fermes, keine Menschen: es ist öde, die Luft steht unbeweglich still, die Bäume rauschen nicht mit ihrem dünnen Laub, kein Vogel singt. Die Stiefel sind weiss von Staub, und wir fühlen nur unser durch Hitze unangenehm gewordenes Dasein, als sich plötzlich von rechts ein grosser Schatten auf uns wirft. Wir kriechen in das Dunkel hinein und sehen jetzt auf dem Hügel eine Riesenruine. Sie würde keinen so gewaltigen Eindruck machen, wenn sie sich als eine mit Zinnen

versehene Ruine des Mittelalters aus der Rheingegend gezeigt hätte. Auf die ist man lange vorbereitet, erwartet sie beinahe. Hier oben aber steht eine Renaissancefassade mit viereckigen Fensteröffnungen, die Scheiben der blauen Luft durchlassen. Hat eine Feuersbrunst hier gehaust? Oder was ist das? Wir gehen näher heran, und hervor treten gotische Spitzbogen, römische Rundbogen! Das ist eine ganz historische Geschichte in Kalkstein, diese Leiche eines Klosters, die noch Montmajor heisst. Die Geschichte von so vielen toten Perioden der Kultur, so vielen Stadien der Illusion: mit dem Glauben an das tausendjährige Reich, dem Glauben an die Wiedereroberung des Grabes Christi, dem Glauben an die Päpste von Avignon, dem Glauben an das Weib und die Troubadoure, dem Glauben an die Albingenser und die Reformation, dem Glauben an die französische Revolution und die Aufklärung, und schliesslich dem allgemeinen Unglauben mit schwachem Glauben an die verweltlichten Schulen und Brotstellen. Ein schöner Kreis, den man durchlaufen hat, vom Atheismus — zum Atheismus. Nirgendwo, wenn nicht in Rom, kann man wie in der Provenec in die Versuchung kommen, in all seinem Unglauben an die Lehren des pessimistischen Philosophen zu glauben, ohne darum Hypochonder zu werden. Hier kann man Knochen lesen nach phönizischer Kultur, der Kreuzzüge, der Reformation, der Revolution. Die Provence scheint, wie die Stammväter und der Orient, in das „letzte Stadium der Illusion“ eingetreten zu sein; nachdem sie alles durchschaut und aufgegeben hat, ist sie schliesslich dabei stehen geblieben, dass man das Leben, bis man stirbt, auf möglichst angenehme Art erhalten muss. Ist es nicht eigentümlich, dass uns der Süden zwei von seinen desillusionierenden Söhnen, Daudet

und Zola, gesandt hat, aus der Heimat der Troubadoure, damit sie in dem grossen Mittelpunkt der Kultur das Durchschauen predigen? Die grossen Entlarver mussten erst vom Süden kommen, wo ein stärkeres Sonnenlicht die Wirklichkeit in voller Tagesbeleuchtung zeigte, während im Norden noch Nebel, Beschränktheit und Glaube herrschten. Um zu glauben, ist ein gewisser Grad von dem nötig, was man Dummheit nennt, aber mit dem Glauben kommt Tatkraft; darum werden die Dummen immer siegen auf Erden, während die Durchschauenden die Lust verloren haben, im Kampfe um eine neue Illusion zu siegen.

Das ungefähr dachte ich, als ich im Schatten von Montmajor sass, wurde aber zu meiner Pflicht gerufen, die ich mir selber auferlegt, nämlich die eigentümliche Menschenklasse zu durchschauen, die unter dem Namen Bauer sich am meisten von allen Stadien der Illusion frei gehalten zu haben scheint und sich damit begnügt hat, in dem für den Tier-Menschen am wenigsten unangenehmen Milieu zu bleiben. Darum erhoben wir uns und zogen weiter. Von einem Kalkhügel aus zeichneten wir eine Ferme, die auf altem Festungsboden lag und mit ihren Zypressen vollständig einer römischen Villa glich. Wir streiften an einer Olivenpflanzung vorbei und fanden sie sowohl schön wie eigentümlich. Die Stämme waren pittoresk gesprungen und in allen möglichen Formen gewunden; das blaugrüne Licht, das durch die Kronen auf den roten sorgfältig gehackten Boden fiel, glich einem stillen Mondschein. Darauf kamen neue Eichenwäldchen auf verbranntem Boden, jetzt aber mit einem Hintergrund der Alpinen, die in der Luftperspektive blauten, jedoch in Wirklichkeit scharfrandige, grauweisse und gelbe, horizontal gelagerte und unfruchtbare Felsen sind. Ein Sachver-

ständiger behauptet, diese Landschaft gleiche der von Griechenland. Eine Ähnlichkeit also zwischen zwei Ländern, die gelebt haben.

Die Einsamkeit hört auf, und das Dorf schimmert durch die Bäume. Es sieht aus, als habe man eine Festung, ein Schloss und eine Kirche geschleift und dann mit den Stücken kleine Wohnhäuser gebaut. Wir zeichnen ein Haus, ein wirkliches Bauernhaus, das über der Tür einen ausgezeichnet feinbehauenen steinernen Balkon in gotischer Form hat, der sicher nicht für dieses Haus gemacht wurde. Die Tür fehlt, und die Öffnung ist mit einer gestreiften Gardine verdeckt. Eine Laube mit Strohdach (Pergola), wie in Italien, ist draussen errichtet. Die Fenster des Hauses sitzen, wo sie sitzen können, und das Ganze sieht aus wie die Studie eines Zeichners, also pittoresk mit vielen abgebrochenen Linien.

Wir suchen das Restaurant des Dorfes auf und lassen uns Essen vorsetzen. Es gibt sowohl Wein wie Bier. Das Bier scheint auf gutem Wege zu sein, den Wein in Frankreich zu verdrängen, und ein Pariser Journalist hat neulich seinen Verdruss darüber ausgedrückt: er sieht darin die Ursache, weshalb der französische Esprit abnimmt.

Die Hitze ist drückend, und die Fliegen werden zudringlich; darauf scheint man hier am Orte Rücksicht genommen zu haben, denn die Gläser sind mit Deckeln versehen.

Bald kommen Bauern herein. Sie scheinen energisch und lebendig zu sein und sehen kriegerisch aus. Ohne abzuwarten, bis sie sich uns nähern, gehe ich sofort ans Werk, indem ich mich an ihrem Tische niederlasse.

— Was baut ihr hier in der Gegend? beginne ich.

— Oliven, mein Herr!

— Nun, geht es gut?

— O nein! Wachsen tun sie wohl, aber sie verkaufen sich nicht gut.

— Warum denn nicht?

— Weil die Deutschen alles Provence-Oel aufkaufen; und dann verkaufen sie es wieder an Frankreich, verdünnt, unter dem Preise!

Eine neue Art Konkurrenz, die bedenklich war.

— Baut ihr nicht auch Krapp hier unten?

— Nicht hier, aber in Vaucluse und Drôme. Doch auch mit dem Krapp ist es aus, seit die Gaswerke Anilinfarben herstellen!

So verhält es sich in der Tat: der Krappbau, der früher in grossem Umfange im Rhonetal getrieben wurde, ist jetzt an seinem Ende angelangt.

— Nun, und die Reblaus?

— Die Reblaus hat den Wein verheert, aber man baut jetzt an gewissen Stellen „la Ramie“ dafür.

Ramie ist eine chinesische Nessel, die einen Faden gibt, „schöner als Baumwolle, stärker als Flachs, glänzender als Seide“.

— Da bekommt ihr einen Konkurrenten auch für die Seide!

— Den haben wir schon! Die Seidenwürmer sind vor einigen Jahren gestorben, deshalb muss man jetzt japanische Eier von den Händlern kaufen; ausserdem ist die Seide von Baumwolle und Wolle aus der Mode verdrängt worden; auch haben die Arbeiter in Lyon durch Ausstände die Preise aufgetrieben, so dass der Fabrikant die Rohware drückt.

So verhält es sich leider in der Tat. Eine Laune in der Mode kann eine ganze Klasse ruinieren. Als vor einigen Jahren die Blumen in den Hüten und Frisuren der Damen abkamen, wurden 20000 Pariser Fleuristen auf die Strasse gesetzt. Wie viele Holzschneider sind nicht untergegangen, als die Heliogravüre aufkam. Es ist also gefährlich, auf eine

Karte zu spielen, wie der Handwerker und der Industrielle tun.

So wird der Seidenbau hier im Süden nur als eine Nebenbeschäftigung während des Monats Mai getrieben; wenn der Kokon verkauft ist, geht der Bauer wieder an sein Kartoffelland, sein Getreidefeld, seinen Viehstall.

— Was bekommt ein Tagelöhner hier auf dem Lande? frage ich weiter.

— Drei Franken fünfzig im Sommer und bei der Ernte fünf.

— Und die Frauen?

— Einen Franken fünfzig bis zwei Franken.

— Warum werden die schlechter bezahlt?

— Weil sie die leichtere Arbeit verrichten, wie Oliven und Maulbeerblätter pflücken.

— Nun, die Olive gibt ihre Ernte für nichts! Die wächst doch von selbst.

— Ja schön. Sie muss jedes zweite Jahr beschnitten und gedüngt, und die Erde muss das ganze Jahr über gehackt und gereinigt werden! Aber ich glaube, ein Gewitter zieht auf! Adieu, meine Herren!

Der Himmel hatte sich wirklich bewölkt, und in die Gardinen vor der Tür kam Leben. Die Wirtin und ihr Sohn beeilten sich, alles Lose zu bergen, und die Läden wurden an ihren Haken befestigt. Dann brach es los. Ein Windstoss stürzt die Strasse hinunter und rüttelt Schilder und Dachpfannen; Türen und Fenster schlagen, und eine Wolke von Kalkstaub rollt heran, mit Laub und Strohhalmen vermengt. Darauf geht ein Regenschauer von fünf Minuten nieder. Der Wind legt sich, es wird wieder still und die Sonne kommt wieder hervor. Das Ganze war ein hysterischer Anfall, die letzte Kraftanstrengung eines Sterbenden, wie die der Feliber, welche die mausetote Troubadourpoesie zu neuem

Leben erwecken wollen. Der Boden, der viele Monate nach Regen geseufzt hatte, erwartete die Rettung, aber selbst der Himmel schien ausgelebt zu haben und keinen ordentlichen Regenschauer mehr von sich geben zu können.

ACHTES KAPITEL

Auvergne und Morvan

Von Arles, wo der Reisegefährte Urlaub erhielt, um nach Hause zu reisen, geht die Fahrt direkt nach Norden.

In Nîmes fallen Anzeigen auf, dass der Abfall der Stadt zu verkaufen ist. Die Landwirtschaft in Gard hat nämlich längst das kostbarste Düngemittel in den Kreislauf der Materie eingeführt, dazu genötigt aus Mangel an Weiden und Vieh; und der Bauer benutzt hier noch die primitive Hacke, die mehr lohnt als der Pflug. Also wieder ein Kreisgang: von der Hacke zum Pflug und Dampfpflug zurück zur Hacke, die billiger als Pferd, Ochse und Dampfmaschine ist.

Die Oliven werden nördlich von Nîmes sparsamer und wachsen auf einer Terrasse, aber die Maulbeerbäume vermehren sich, denn Gard ist die beste Seidenprovinz von Frankreich.

Bei Alais hat sich die Olive hinter die Gartenmauer zurückgezogen und bald verschwindet sie ganz. Jetzt aber kommt die Kastanie wieder, und je mehr die Cevennen ansteigen, desto nördlicher wird die Flora. Weinterrassen sind von der Reblaus verwüstet und sehen wie Ruinen aus. Hier, wo die Kastanie früher die besten Früchte (marrons) gab, sind

in letzter Zeit Klagen aufgetaucht über eine Krankheit, die den Baum angegriffen hat. Krankheit also auch bei der Kastanie, die bisher so genügsam an den schlimmsten Steinhängen wuchs, ohne irgendeine Pflege zu verlangen. Doch sehen die Riesen, an denen wir vorbeikommen, mit ihren dunklen Stämmen, ihrem hellen fetten Laub, ihren stacheligen Früchten prachtvoll aus.

Bei Concoules, in einer Höhe von 584 Meter, sind noch Maulbeerbäume und Steineichen zu sehen. Die Häuser werden schmal, die Dächer steigen in die Höhe und sind mit flachen Scheibenziegeln gedeckt, seit die römischen bauchigen verschwunden sind. Birke und Ginster treten wieder auf, und bald sind wir auf dem Hange des Zentralplateaus mit seinem Granitmassiv und seinen vulkanischen Formationen.

Bei Villefort zeigt sich ein Kamm der Cevennen in seiner ganzen einsamen, zerrissenen und imponierenden Form von einer oder mehreren Steinsägen. Tussilago, Königskerze, Alchemilla und Heide illustrieren die 800 Meter hohe Granitstrasse, und der Roggen wird auf Terrassen gesäet, die „segalas" heissen. In den geschützten Klüften verbergen sich Walnuss, Eberesche, Buche, Erle vor dem Nordwind.

Bei La Bastide sind wir auf der Höhe, 1600 Meter hoch, und dann fällt die Strasse wieder mit einer Neigung nach Norden. Kiefer und Fichte, Farn, Granit, Geschiebe. Bei Chapeauroux haben Wind und Wasser die Klippe so angegriffen, dass sie aussieht, als sei sie verfault. Der Walnussbaum kommt wieder, und bald zeigen sich auch Kastanien wieder. Bei 550 Meter treffen wir Pfirsiche auf freiem Felde und einen Weinberg. Die Männer tragen jetzt grosse deutsche Bärte und antworten freundlich auf Fra-

gen. Sie sind hässlich im Gesicht, tragen breitrandige Hüte, haben grobe Glieder und sind nordisch fett mit breiten Stirnen und grosser Breite über den Backenknochen.

Wir sind in der Auvergne. Sie sieht trist aus, ob deshalb, weil ich aus dem Süden komme, oder weil es bewölkter Himmel und Abend ist, oder ganz einfach weil es ein tristes Land ist, weiss ich nicht.

Nachdem ich ein gemütliches Diner in Clermont-Ferrand eingenommen habe, gemeinsam mit einem Landmann aus Cantal, der mir mit germanischer Offenheit erzählte, was ich von seinem Lande wissen wollte; nachdem ich eine Nacht in schönen wollenen Decken geschlafen habe, schüttele ich den Staub der schwermütigen Stadt von den Füssen und wandere allein aufs Land hinaus. Bei Royat, wo die Strasse zu steigen anfängt, finde ich es vorteilhaft, einen Wagen zu nehmen, um so schnell wie möglich von der Stadtzone fortzukommen, und fahre den Puy de Dôme hinauf.

Hier werden jetzt die Walnüsse geerntet. Esel werden wie in Italien mit Fusstritten angetrieben. La hotte (der Rückenkorb) ist in Gebrauch. Zwei Ochsen, zuweilen Kühe, ziehen Fuhren. Die keltische Mistel über der Tür der Schenke wird hier vom Wacholder abgelöst. Die Frauen tragen ihre Lasten auf dem Haupte. Der Ochsentreiber geht mit seinem Stock am Kopfe des Tieres. Apfelbäume wachsen üppig auf den Hügeln, und zu ihren Füssen steht die Herbstzeitlose (Colchicum) und sieht blau gefroren aus, aber hinter den Gartenmauern erheben sich leidliche Mandelbäume. Es ist eine Mischung von Süden und Norden.

Die Berge steigen in Vertikallinien, nicht in Horizontallinien an und sind mit Fichte und Kiefer bekleidet; zwischen den Steinblöcken rieseln kleine

Bäche, und die grünen abfallenden Grasmatten mit ihren Apfelbäumen erinnern an die Schweiz. Die Häuser sind aus grauem Feldstein und die Fugen sind weiss gestrichen.

Wir kommen in ein Dorf. Die Feldsteinhäuser mit ihren hohen schwarzen Torfdächern sind düster; die Treppe ist draussen an der Wand angebracht. Die Dunghaufen belagern die Strasse auf beiden Seiten und zwischen ihnen laufen Hühner, Schweine und viele, viele Kinder herum. Eine Frau sitzt am Brunnendeckel und füttert einen Schwarm Kinder aus einer Suppenschüssel. Die Kinder sind verhältnismässig schlecht gekleidet und sehen hungrig aus, wie Kinder immer aussehen. Die Strasse hinunter tanzt ein altes Weib mit roten triefenden Augen, zottigem Haar, wirrem Aussehen. Sie hat eine weisse Mütze auf dem Kopfe und Holzschuhe an den Füssen. Singend tanzt sie dem Wagen nach und schliesst mit einem lauten Lachen. Es ist eine Kretin. An der Mündung der Dorfstrasse steht ein Christus am Kreuz, zum Trost oder zur Warnung.

Und dann sind wir draussen auf dem Plateau und haben den erloschenen Vulkan des Puy de Dôme gerade vor uns. Der Hafer wird jetzt mit einer Handsichel geerntet, damit die Körner nicht verschüttet werden; magere Kartoffelfelder erstrecken sich vom Wege aus; in der Ferne wird Roggen gesäet. Birke, Heide, Farn, Kiefer, Glockenblumen und Stiefmütterchen werden notiert; aber auch Buche, Ginster, Hypericum, Cichorie, Euphorbia.

Auf dem Felde streuen Frauen Dung aus, indem sie ihn zwischen den Fingern zerpflücken. Warum ihn nicht in Wasser auflösen, wie der Schweizer tut?

Auf gemähten Wiesen und Stoppelfeldern stehen einige an der Spitze zusammengeknüpfte Bülte und zeigen an, dass hier Weide nicht erlaubt ist. Ein

solcher Wickel heisst „garde“ und ist auch in der Schweiz gebräuchlich.

— Wovon lebt man hier am Orte? frage ich den Kutscher.

— Von Roggen und Kartoffeln!

— Aber ihr wandert ja so viel aus?

— Ja, die Männer gehen nach Lyon und Paris, um Geld zu verdienen.

— Wer bestellt denn das Land?

— Das tun die Alten und die Frauen.

— Sind die Männer im allgemeinen verheiratet?

— Ja, im allgemeinen!

— Aber das Familienleben kann auf diese Weise nicht gerade angenehm sein.

— Die Frauen nehmen Brustkinder gegen 25 Franken im Monat, und das ist nicht so übel.

— Seid ihr denn so arm?

— Wenn man will!

— Was heisst das?

— Die Leute haben so viel Kinder!

— Warum denn?

— Sie müssen doch begreifen, mein Herr, dass man ein Kind haben muss, um Amme werden zu können. Und die Frauen sind sehr dahinter her, Kinder zu kriegen, so sehr, dass der Mann immer ein Neugeborenes vorfindet, wenn er nach Hause kommt, mag er auch das ganze Jahr fort gewesen sein! Sie verstehen?

— Ja, ich verstehe.

Wir nähern uns dem Vulkan.

— Wem gehört dieser Berg? frage ich.

— Der Gemeinde, antwortet er.

— Dürfen alle hier weiden?

— Ja, aber es kostet jährlich fünf Franken für eine Kuh!

— Das ist verständig, dass pro Stück bezahlt wird;

in andern Gemeinden kostet es ebensoviel, ob man eine Kuh oder hundert weidet; da gewinnt der Reiche am meisten von dem gemeinsamen Eigentum. Und das ist nicht der rechte Kommunismus.

Wir sind am Fusse des Kegels angelangt und gehen natürlich in die Schenke, wo ich Schweinefleisch, Roggenbrot und Bier bekomme. Hier wird gebettelt wie in der Bretagne, vielleicht aus der gleichen Ursache. Da ich nicht reise, um Aussichten zu sammeln, wird der Kegel nicht bestiegen, sondern ich kehre auf einem andern Wege nach Clermont zurück.

Eine sehr praktische Art, die Saat zu sparen, wird notiert. Von Roggen, Kammsaat in Reihen, werden die Ähren mit der Handsichel geschnitten und diese mit der Hand gedroschen, indem man sie gegen die Wandung einer Tonne schlägt. Das zurückbleibende prächtige Stroh wird später geschnitten und an die Hutfabrik verkauft. Oft habe ich in der Schweiz gesehen, wie man unreifen Weizen mäht, um zum Stroh zu kommen. Der Hutfabrikant begründet die Sitte vielleicht damit, dass unreifes Stroh feiner ist. Er mag recht haben, aber es macht einen unangenehmen Eindruck, wenn man sieht, wie so viel Brot fortgeworfen wird.

Von der Höhe kann ich Clermont-Ferrand und einen guten Teil des Departements Puy de Dôme überblicken. Die Stadt liegt jetzt im Sonnenschein, hell mit roten Ziegeldächern, von denen sich die schwarze Kirche als ein Kulturdenkmal abhebt. Auf den Hängen der Berge sind Weingärten mit weissen Lusthäusern zu sehen: dahin gehen die vermögenden Städter im Herbst, um Trauben zu schmausen.

Von Clermont ziehe ich wieder nordwärts. Die Fahrt geht durch die fruchtbare Limagne (immer noch Auvergne), vielleicht der beste Boden des Landes, von den Flusstälern des Allier und der Dore

gebildet. Die ganze Ebene besteht aus kalkgemischtem Lehm mit vulkanischer Asche. Walnussbäume ohne Zahl stehen zwischen den Feldern, und lombardische Pappeln begleiten die Flusstäler. Helle Dörfer, Getreidefelder, Kartoffel-, Hanf- und Tabakland, aber wenig Viehweiden.

Hier ist das Land unendlich oft geteilt, und der kleine Ackerbau mit Hacke, ohne Pflug, und beinahe ohne Dung, blüht. Der Wert des Bodens ist hier bis auf 10 000 Franken pro Hektar gestiegen. Ist es nur die Fruchtbarkeit oder ist es der kleine Besitz und die sparende Hacke. Darauf werde ich später zwei sachverständige Autoren antworten lassen, deren Ansichten ich aus vielen Gründen teilen möchte.

Wenn man in den Bourbonnais eintritt, fühlt man, dass man wieder ins eigentliche Frankreich kommt, das im Kreise um Paris liegt, ins Urfrankreich, Ile-de-France. Die Landschaft gleicht der, die ich in der ersten Abteilung dieser Arbeit geschildert habe. Flusstäler mit Pappeln und Getreide, kleine Hügel mit Ulmen, Wein und fein geschnittenen Obstbäumen, Triften und viel Vieh, hier jedoch von einer hellgrauen Farbe. Der Ackerbau soll trotz dem fruchtbaren Boden niedrig stehen, und grosse Strecken liegen öde. Es ist das Stammland der Bourbonen, das in vielen Dingen beim „ancien régime“ geblieben ist, sogar Halbpacht beibehalten hat, die den Bebauer nicht zu grossen Anstrengungen spornt, da er weiss, dass er auch das Einkommen des Besitzers, durch seine verdoppelte Mühe mehrt. Schloss und Hütten wechseln ab, aber die Gegenwart eines Schlosses soll arme Bauern bedeuten. Hier wird jetzt gedroschen, an einer Stelle mit einer Lokomobile, an einer andern mit Schlegeln. Das arithmetische Mittel würde eine einfache Dreschmaschine mit Ochsen sein. Hier scheint Überfluss

an Zugtieren zu herrschen, denn ich habe sechs Ochsen einen Pflug und eben so viele eine Egge ziehen sehen: das dürfte in dem lockeren Flusstal des Allier wohl Luxus sein.

Darauf eilen wir durch Nièvre und überblicken die Tausende von fetten Rindern, die hier für den Tisch der Pariser gezüchtet werden. Die Reise geht ihrem Ende zu, und wie die müden Pferde, wenn sich die Heimat nähert, schneller laufen, so nimmt jetzt die Geschwindigkeit zu, zumal die wichtigeren Teile des Landes bereist sind.

Bei Autun bin ich in Burgund. Mehr um einen von den grössten noch übrig gebliebenen Wäldern des Landes zu sehen, als um ergiebige Interviews in den Hauptfragen anzustellen, nehme ich in dieser Stadt einen Wagen und fahre bis zum Mont Beuvray, einem der höchsten Gipfel von Morvan.

Die Landschaft zwischen Autun und St. Léger ist die langweiligste, die man sehen kann; monoton, arm wie ein gelichtetes Waldland, nur im Norden etwas gehoben von den waldbedeckten Höhen des Morvan.

Hier ist kürzlich ein grosser Ochsenmarkt gehalten worden, aber die Preise standen niedrig, und man klagte. Die Gegend baut meist Roggen und Buchweizen, aber auch Weizen, wenn der letzte natürlich auch schlecht zu verkaufen ist. Die Pächter leiden und die Gutsbesitzer auch.

In Beuvray steige ich bei der Hütte eines Bauern aus und lasse mir von einem siebenjährigen Mädchen den Weg zum Berge hinauf zeigen. Man hatte mir gesagt, in Morvan wohnten Wilde, Nachkommen der Hunnen, mit mongolischen Gesichtszügen. Vielleicht in den Bergen selbst; hier aber waren die Kinder und die Mädchen blond und sahen nicht mongolisch

aus. Das Mädchen sprach französisch und wusste sich gut auszudrücken.

Allein beginne ich den Berg zu ersteigen. Ich hatte erwartet, dass auf diesem Granitmassiv Nadelbäume stehen würden, nach meinen Begriffen von Bergwald, aber die Lage ist zu südlich, und ich stieg hinan in einem Mischwald von Eiche, Buche und Hainbuche, mit einigen Kastanien und Steineichen in Buschform. Das einzige, was an die Natur des Bodens erinnerte, war die prachtvolle Digitalis am Rande des Weges, die dem Schiefer (dem kristallinischen) folgen soll.

Nachdem ich eine Stunde gegangen bin, habe ich die Spitze erreicht und kann von dort ganz Morvan überschauen, das mit Recht der Holzstall von Paris genannt wird. Es ist eine waldbewachsene Berghöhe, die von der Côte d'Or nach Westen hin einen Halbkreis bildet. Auf deren Höhen entspringen mehrere von den Nebenflüssen der Seine, die das Nutzholz in die Seine und nach Paris flössen.

Frankreich ist wie alle alten Kulturländer ein sehr waldarmes Land, wenn auch nicht so gelichtet, wie man gewöhnlich glaubt. Ein Sechstel seiner Bodenfläche, nämlich 8 400 000 Hektar, ist noch mit Wald bewachsen, und die Hochwälder der Pyrenäen und des Jura sind recht bedeutend, während die Wälder von Morvan, Fontainebleau, St. Germain und Compiègne nicht schlecht sind.

Morvan versieht die Hauptstadt besonders mit Brennholz, und der Buchenwald, der zu diesem Zweck gehauen wird, verjüngt sich ungefähr alle zwanzig Jahre, wie es im allgemeinen mit dem Walde in Frankreich geschieht. Viele halten diese Methode für verschwenderisch, aber sie sieht recht sparsam aus, da zugleich alle Zweige, in Bündel gebunden, recht teuer verkauft werden. Auch die Pappeln und die Ulmen an der Landstrasse müssen

jedes zweite Jahr Zweige hergeben, ohne dass der Baum selbst gefällt wird; und diese Besteuerung ist es, die den einzeln stehenden Bäumen ihr kahles und für die französische Landschaft so bezeichnendes Aussehen gibt. Aber trotz diesem Mangel an Wald ist die Verschwendung noch sehr gross; meist durch die Jagd, die ganze Wälder in Wildnis hält, und durch Weide, bei der das Vieh die jungen Pflanzen verbeisst, werden die Klagen über Waldverwüstung begründet.

Hier in Morvan besitzen Bauern sehr wenig vom Wald; der wird von Aufkäufern ausgebeutet, welche die ländliche Bevölkerung als Arbeiter verwenden, nicht immer zu deren Zufriedenheit. Die werden nämlich damit abgelohnt, dass sie Reisig und Äste der gefällten Bäume behalten dürfen. Da nun das Reisig in Paris sehr hoch bezahlt wird, die Arbeiter aber genötigt sind, es an Ort und Stelle zu verkaufen, halten sie sich für geschädigt; und wenn ihre Klagen befugt sind, so werden sie recht schlecht bezahlt. Ein Arbeiter, der ein Klafter (corde) Holz fällt, braucht dazu 5 Tage, und das Reisig, das er bekommt, bringt ihm nur 6 Franken ein. Also hat er nur einen Frank und wenige Sous täglich. So stand im Frühling in einer Bauernzeitung. Als ich an Ort und Stelle nachfragte, wurde das Tagegeld auf 3 Franken angegeben.

Nachdem ich einen letzten Rundblick über die Landschaft getan hatte, die nicht zu den schöneren gehört, kehrte ich nach dem Bauernhause zurück, ging hinein und bat um ein Glas Wasser. Das Haus war aus gerapptem Feldstein, hatte Strohdach und Ziegelschornsteine. Der Viehstall war mit dem Wohnhause zusammengebaut, und das Ganze von einem kleinen Garten umgeben. Das Haus bestand aus einem einzigen grossen Zimmer, mit Steinfuss-

boden und grobem verräucherten Balkendach; sah gemütlich aus. Der Herd war eine grosse offene Cheminée, an deren Seite das Salzfass hing. Drei grosse Betten mit Pfosten und recht schönen Vorhängen aus gelbem Serge, die wahrscheinlich von einer Rittergutsauktion hierher gewandert waren, sahen prächtig aus. An der Decke unter den Balken hingen Zwiebelbündel, Brot, Talg in Ochsenblasen, Stiefel, Kleider. Der Boden war mit langen Tischen bedeckt, an denen Frauen arbeiteten.

Die Leute sahen wohlhabend aus, und die Frauen waren gut gekleidet, benahmen sich fein und sprachen ordentlich. Viele Kinder waren zu sehen. Ich redete die Frauen an und erhielt einige Auskünfte. — Die Jugend wandert nach Paris. Die Mädchen, um Ammen oder Dienerinnen zu werden, und die Burschen, um ein Handwerk zu lernen. Einige sind mit Geld zurückgekommen, andere aber verschollen. Der Ackerbau konnte deshalb nicht auf eine grosse Höhe gebracht werden, aber man behalf sich.

Der Besuch war gemacht, und ich kehrte nach Autun zurück, um den Zug nach Dijon zu nehmen. Bei Epinac beginnt der Burgunderwein auf Ebenen und Hügeln, in einer rotgelben Erde.

Schlösser, Villen und Dörfer ziehen vorbei. Klingende Namen, Erinnerungen an herrlichen Wein, der gewesen, stehen auf den Bahnstationen zu lesen. Volney, Pomard, Nuits, Clos Vougeot, aber am intimsten wirkt Beaune auf mich. Wenn ich diese Hänge an den Jurabildungen der Côte d'Or sehe, taucht das Bild eines gedeckten Weihnachtstisches, eines Familienessens, eines Balles der Jugend vor mir auf, und ich sehe den gebratenen Auerhahn auf der grossen Schüssel mit einer Ehrenwache von schwarzen Flaschen mit schwarzen schrägen Bän-

dern als Gehängen. Und auf den Bändern stehen die grossen goldenen Kapitälchen mit dem einzigen anspruchsvollen Wort „Beaune“, ohne irgendeine nähere Angabe über Fabrikant oder Firma, wie auf Goethes Grab steht: Goethe, und weiter nichts.

Im Coupé frage ich nach der Reblaus. Nein, die kennt man nicht. In Dijon nehme ich einen Wagen und fahre nach Clos Vougeot. Überall ist geschlossen, und böse Hunde bewachen die Eingänge. Ich frage wieder nach der Reblaus. Nein, von der hat man nichts gehört; aber man bietet mir ein Fass Wein an, das ich nicht haben will.

Die Reblaus ist nicht zu sehen, aber sie ist vorhanden. Und was man in Clos Vougeot hinter den verschlossenen Türen macht, will ich nicht erraten. Wer die letzten französischen Zeitungen gelesen hat, muss glauben, dass es den Wein Clos Vougeot nicht mehr gibt; und der Wein, den man mir verkaufen wollte, war nicht Burgunder.

Damit war diese Reise zu Ende, und von Dijon geht die letzte Fahrt wieder in die Franche-Comté, wo wir begannen. Nachdem ich einen Teil von dem, was ich gesehen und gehört, aufgezeichnet habe, will ich in einer letzten Abteilung die Ergebnisse vorlegen, die ich aus diesem Material über den französischen Bauern habe gewinnen können: über seine gegenwärtigen Verhältnisse, über seine soziale Physiognomie und vielleicht etwas über seine Zukunft.

Zusammenfassung und Schlusswort

Wenn Entwicklung, nach Spencer, Bewegung von homogen zu heterogen wäre, so müsste die jetzige europäische Gesellschaft besonders entwickelt sein. In Frankreich zum Beispiel besteht die Volksmenge zu 5 Prozent aus Beamten, Lehrern, Künstlern; zu 5 Prozent aus Rentiers; zu 35 Prozent aus Industriellen und Kaufleuten. Aber die andere Hälfte? Die übrigen 50 Prozent, die Mehrheit, die nicht gezählt wird, besteht aus Ackerbauern. Aber ist Entwicklung nur ein Fortschreiten in der Zeit oder ist sie auch ein Fortschreiten zum Glück der Menschheit? Nach dem wütenden Geschrei über die miserable Organisation der Gesellschaft zu urteilen, aus der allgemeinen Unzufriedenheit mit dem Bestehenden zu schliessen, müssen die Begriffe Entwicklung und Glück nicht zusammenfallen. Die Heterogenität der Entwicklung scheint im Gegenteil schliesslich all die heterogenen Elemente in einen solchen Kampf gegen einander geführt zu haben, dass irgend eine Resultante der Kraftkomponenten zweifelhaft erscheint. So hat man in derselben Gesellschaft den Kampf der Klassen, den Kampf der Höheren und Niederen, der verschiedenen Bildungsgrade, der Religionen, der philosophischen Schulen, der ökonomischen Bekenner, der Nationalitäten, der Kapitalisten und Arbeiter, der Konservativen und Liberalen, der beiden Geschlechter; und mitten in allem ist die Nation in zwei Lager geteilt, Land und Stadt. Ist das glücklich: wenn der eine Bürger den Mund öffnet, versteht der

andere seine Sprache nicht; wenn der eine, der Lehrer, der Priester, seine Wahrheit verkündet, muss der andere sagen, dass es nicht wahr ist; wenn eine politische Partei für das Glück einer Gruppe arbeitet, muss es das Unglück der anderen Gruppe werden? Ja, sagt der Optimist, durch Kampf geht das Ganze vorwärts. Das Ganze geht vorwärts, aber die Einzelnen werden verbraucht. „Die Operation gelang, aber der Patient starb."

Wenn die Gesellschaft sich von der Jägerhorde zum Ackerbaustaat und weiter zum Industriestaat entwickelt hat, so muss der Bauer auf einem niedrigeren Stadium stehen geblieben sein; ein Überrest, der entweder sterben oder sich zum Industriellen entwickeln muss, sagt der Theologe der Evolution; und diese Entwicklung soll durch die grosse Landwirtschaft geschehen, die den Bauern töten wird. So schrieb die deutsche Zeitschrift „Neue Zeit" 1883. Um zu beweisen, dass der Syllogismus richtig ist, wählte der Verfasser das Land, in dem der Bauer am glücklichsten sein soll, nämlich Frankreich; wo er die einzige Gesellschaftsklasse ist, die ein verhältnismässig ruhiges wirtschaftliches Dasein führt, unabhängig von ausländischer Konkurrenz, Industrie- und Handelskrisen.

Nun müsste das Gegenteil bewiesen werden, und man arbeitet mit einem unbewiesenen Obersatz und, was schlimmer ist, im Widerspruch mit dem Evolutionsgesetz des Verfassers: die Industrie ist vom Handwerk zu Maschinen- und Grossindustrie übergegangen: also muss der Ackerbau auch von kleiner Handwerkslandwirtschaft zu grosser Landwirtschaft gehen. Ja, aber das ist erstens ein altmodischer Analogiebeweis, der nicht mehr gilt (die Erde ist bewohnt, also muss auch der Mond bewohnt sein); zweitens widerspricht er dem „Gesetz" der Entwick-

lung, die heterogen haben will, während die Gedankenmaschine des Verfassers gern homogen sucht. Das ist Philosophie ganz einfach. Um nun Realist zu sein, sucht er indessen in dem, was vorhanden ist, einige Symptome der gewünschten Evolution und glaubt sie in Frankreich zu finden. Wenn er sie in Deutschland gefunden hätte, würde er vielleicht recht gehabt haben, aber doch nicht so weit, dass er verallgemeinern dürfte, denn in England läuft ein grosser starker Strom unter dem Namen Chamberlains Agrarsozialismus direkt gegen die Bewegung; dort eifert man dafür, dass die grossen Grundbesitze auseinander genommen und enteignet werden; und in Frankreich schreitet fortwährend seit 1789 und 1848 die Bewegung von der grossen Landwirtschaft zum kleinen Ackerbau. Folgen wir nun dem Philosophen in seiner Beweisführung für Frankreich.

Um zu zeigen, dass die grosse Landwirtschaft vorteilhafter ist als der kleine Ackerbau, wird angeführt, dass in den Departements, wo grosse Landwirtschaft betrieben wird, der Hektar mehr Weizen gibt als in denen, wo man kleinen Ackerbau treibt. Unter den aufgezählten Departements mit grosser Landwirtschaft wird unglücklicher Weise auch Nord genannt. Nun ist Nord aber eines der Departements, in denen das Land am meisten geteilt ist, wo der Hektar 213 Bewohner zählt, wo „das kleine Besitztum vorherrscht und erstaunliche Ergebnisse erzielt“, wie Léonce de Lavergne sagt. Das war also keine wissenschaftliche Beweisführung. Dann kommen grobe Fehler in den Berechnungen. Die Departements mit grosser Landwirtschaft geben grösseren Ertrag pro Hektar, aber ist die grosse Landwirtschaft die Ursache und ist grosser Ertrag dasselbe wie Gewinn? Zu den so qualifizierten Departements wer-

den hauptsächlich die gezählt, die um Paris liegen, wo die Düngemittel von der Stadt beinahe gratis zu erhalten sind. Da ist ein Fehler. Ferner: zu grosser Landwirtschaft gehören: Maschinen, Hypotheken, künstlicher Dünger. Warum zog der Verfasser nicht die grösseren Gebrauchs- und Betriebskosten vom Bruttoertrag ab, dann wäre der Rest des wirklichen Ertrages kleiner geworden. Ferner: man rechne den Umstand ab, dass die Pariser Departements in der fruchtbarsten Gegend (Kalk und Gips) liegen, und sehe zu, ob der Ertrag nicht auch von der Fruchtbarkeit kommt und nicht von der grossen Landwirtschaft. Und dann die nackte schlagende Tatsache: alle grossen Landwirte und Pächter in Frankreich sind ruiniert, trotzdem der Ertrag so gross ist, während der Bauer, der kleine Landwirt sich hält.

Ich kenne nur ein Beispiel in ganz Frankreich, wo die Landwirtschaft in wirklich grossem Umfange mit Dampfpflügen und dergleichen betrieben wird, und das ist die Ferme Colombier bei Alençon. Sie wird von einer Gesellschaft betrieben, die etwa 400 Hektar mit 4 Dampfpflügen bestellt. Jeder Pflug kostet 32 000 Franken und ist acht Monate des Jahres totes Kapital. Und die Gesellschaft *verliert* jährlich etwa 25 000 Franken. Das lehrt die Erfahrung.

Dann kommt ein Fehler schlimmerer Art. Die Hypothekenschuld ist in Frankreich von 1840 bis 1876 von 12½ auf 19 Milliarden angewachsen; was beweisen soll, dass der Bauernstand ruiniert ist. Erstens ist die Steigerung von 6½ Milliarden seit 1840 unbedeutend, und zweitens beweist die Steigerung nicht, dass sie den kleinen Ackerbau betroffen hat, auch wenn viele von den Hypotheken 1841 unter 400 Franken waren. Denn nach 1871 zeichneten die Bauern ungefähr die halbe Anleihe für die Kriegskosten: sie waren damals nicht ruiniert, sondern

hatten Ersparnisse. Ferner ist es bekannt, dass der französische Bauer Geld sammelt und nur ausnahmsweise eine kleine Hypothek aufnimmt, wenn er neues Land erwerben und neue Geräte kaufen will; er legt das Geld also zu produktiven Zwecken an, also ist für ihn die Hypothek kein Zeichen des Untergangs, sondern der Verbesserung.

Das Ergebnis von dem, was ich bisher durch zuverlässige Bücher, persönliche Mitteilungen und Erfahrungen habe finden können, lautet: der Bauer ist in Frankreich eine ethnische Gruppe, die alle Aussicht zu leben hat, wenn der missgestaltete Industriestaat unterzugehen droht. Wie diese für Frankreich (Russland und die nordischen Länder) eigentümliche Klasse sich bis zu ihrer jetzigen Stellung entwickelt hat, wollen wir in Kürze sehen.

Die Geschichte des französischen Bauern beginnt eigentlich mit der Revolution des Jahres 1789, als er aufhörte „vilain" oder unfrei zu sein. Schon durch den Emanzipationsakt von 1296 zum Teil von der Leibeigenschaft (servage) befreit, wird er erst von Louis X. für einen „vilain" erklärt, das heisst am kürzesten, einen Steuerzahler, dessen Gegensatz „le gentilhomme" war, befreit von allen Lasten und Steuern. Adel und Priesterschaft, die neben der Krone alles Land besassen, hatten die grosse Landwirtschaft mit Käthnern, Instleuten, Pächtern ausgeübt und mit allen damals gesetzlichen Mitteln die ackerbauende Bevölkerung ausgepresst. Als nun gegen Ende der Regierung Ludwigs XIV. nichts mehr zu holen war und reiche Herren auf wertlosen Gütern sassen, die nichts einbrachten, ist ein Umschlag zu spüren. Man will den Boden um jeden Preis und unter allen Verhältnissen ertragreich machen, und man glaubt bemerkt zu haben, dass nur der Besitzer selbst als Bebauer oder Interessierter

genug aus dem Boden herausholen kann, und dass der unfreie Diener ein schlechter Arbeiter ist. Alle geben Land fort, verpachten es zu niedrigem Preise. Dieses Streben wird von der physiokratischen Schule unterstützt, die lehrt, die Erde und die Naturkräfte sind die einzigen produktiven Elemente; und die Bewegung wächst so schnell, dass gegen 1760 ein Viertel des Bodens von wirklichen Ackerbauern besessen wird. Alles erhebt sich gegen die grosse Landwirtschaft, die überall grosse Landstrecken als Jagdgründe unbebaut liegen liess. Adam Smith predigt die Lehre bald in England, trotzdem er der Gegner der Physiokraten wird, und stellt die Arbeit als einzige Kapitalquelle auf. An den kleinen Ackerbau appelliert Montesquieu, um Volksvermehrung hervorzurufen; und dem Verschwinden des kleinen Ackerbaues schreibt man den wirtschaftlichen Ruin unter Ludwig XIV. zu. Marquis Mirabeau predigt den kleinen Ackerbau in „L'Ami des Hommes", und d'Argenson hatte ihn schon 1740 in seinen berühmten „Considérations sur le gouvernement de la France" verkündet. Turgot macht einen schüchternen Versuch, das Feudalrecht anzugreifen, stürzt aber.

Arthur Young, der Engländer, der Frankreich in den letzten Jahren vor der Revolution bereiste, findet Wohlstand nur dort, wo der Boden vom Besitzer selbst bebaut wird; und, was bedenklicher war, er findet das eigene Gütchen des „vilain" viel ertragreicher als das Gut des Herrn, für den „le vilain" noch immer bestellt. So war der Anfang gemacht zur Entwicklung des kleinen Ackerbaues und zum Untergang der grossen Landwirtschaft, als die Revolution ausbrach. (Doniol, Histoire des Classes rurales en France.)

In der Nacht vom 4. August 1789 wurde das Feudalrecht aufgehoben, aber den kurz gefassten

Beschluss im einzelnen auszuführen, dazu war eine lange und schwierige Abrechnung nötig. Und drei Male wurde die Frage behandelt: von der konstituierenden Versammlung, vom Konvent. Die gesetzgebende Versammlung hatte bei halben Massregeln stehen bleiben und den Bauern mit denselben Renten, die ihm früher unter dem Feudalrecht auferlegt waren, als Grundsteuern belasten wollen, bis schliesslich der Konvent vom 7. September 1793 ganze Arbeit machte und den Bauern und seinen Boden frei gab, ohne dass der Bauer dem früheren Herrn eine Entschädigung zu zahlen hatte.

Und dazu kam bald, dass das Land der Kirche eingezogen und die Güter der Emigranten verkauft wurden: da konnte sich auch der Ärmste ein Stück Land kaufen. Nun hätte sich die ländliche Bevölkerung gehoben und wäre zu Wohlstand gekommen, wenn nicht die napoleonischen Kriege von neuem die Leute vom Pfluge geholt und die Familien furchtbar gelichtet hätten. Doch nach 1815 tritt wieder Ruhe ein, und jetzt blüht der kleine Ackerbau.

Mit 1848 beginnt eine neue Epoche im Leben des Bauern. Als das allgemeine Stimmrecht eingeführt wird, verliert die Bourgeoisie, die unter der Restauration und Louis Philippe mit Land spekuliert hat, alles Interesse daran, selbst Landgüter zu besitzen, da sie für die Wahlen nicht mehr die Stimmen der Pächter und Bauern nötig hat. Der Bürger verkauft daher alles, was er kann, und der Bauer kauft. Aber auch die stille unterirdische Revolution, die der Arbeiter treibt, indem er schlechte Arbeit liefert, zwang den Bürger, einen Boden zu verlassen, den er nicht selbst zu bebauen verstand und der darum nichts einbrachte. Dazu kam die Krisis nach 1848, als eine künstliche Baisse in Weizen hervorgerufen wurde, welche die grossen Landwirte zwang, ihre Güter zu

verlassen. Als sie aber nun verkaufen mussten, fanden sich keine Käufer für die grossen Güter; darum entdeckte man bald die Methode, in kleinen Parzellen zu verkaufen; und so hat man es seitdem immer gemacht. Die ganze Bewegung ist in Frankreich konsequent auf den kleinen Ackerbau losgegangen. 1876 gab es fünfzigtausend grosse Güter, fünfhunderttausend mittelgrosse (von etwa 30 Hektar), alles im Durchschnitt gerechnet. Ein einziges Mal nach 1870, und zwar nur an einigen Stellen, zeigte sich eine Neigung zu grosser kaufmännischer Landwirtschaft; dann aber hat die ausländische Getreidekonkurrenz alle Grossgrundbesitzer und Pächter getötet, und jetzt geht die Entwicklung wieder ganz und gar auf den kleinen Ackerbau los. Die grosse Landwirtschaft kämpft jetzt ihren wilden Kampf, um am Leben zu bleiben, und dieser Todeskampf ist es, der sich in den Klagen über eine landwirtschaftliche Krisis Luft macht; eine Agitation für Schutzzölle, Maschinen, verbesserte Methoden, Kreditanstalten ist die Folge. Der gefährlichste Feind ist ohne Zweifel das ausländische Getreide: das wird den Gnadenstoss geben. Ob es Amerika oder Indien sein wird, ist noch die Frage. Die Angaben über die amerikanische Weizenproduktion sind besonders unbestimmt und variieren mit jeder neuen Zeitung, die das Thema behandelt. Die letzten beiden Berichte widersprechen einander und sind, wie gewöhnlich, von Parteizwecken diktiert. So lautet der eine (von Gustave Rouanel). Amerika exportierte 1861 und folgende Jahre nur 13 Millionen Hektoliter Weizen; aber 1871—1880 gegen 22 Millionen und 1879 bis 1883 gegen 55 Millionen. Bisher hatte man die extensive Kultur auf grossen Flächen benutzt, hat sich aber zum intensiven wenden müssen; 1882 importierte Amerika für 18 Millionen künstlichen

Dünger, während Frankreich nur für 12 Millionen einführte; daraus will der Verfasser zeigen, dass alles Gerede, der amerikanische Boden werde ausgesogen, Unsinn ist, da es sich bereits lohnt, ihn zu düngen. Und auch angenommen, dass der Boden des grossen Westens ausgesogen wird, so bebaut man jetzt Kanada, eine einzige fruchtbare Ebene von 100 Millionen Hektar.

Kürzlich teilte die Schweizer Zeitung „Der Bund" mit, dass die Jahresernte in Amerika nur 30 Prozent gegen das Vorjahr ergeben habe und dass die Produktion abnehme. Der billige Preis und die hohe Fracht, die höher wird, je weiter man nach Westen kommt, beginnen den Bebauer abzuschrecken, da es dem Farmer passieren kann, dass die Fracht mehr kostet als die Ware. Ferner glaubt man, der niedrige Preis, den der amerikanische Weizen in Europa hat, komme von Überspekulation, allgemeiner Baisse; es ist also nicht die Fruchtbarkeit des Bodens allein, welche die Ware so billig macht. Darauf wird eine Warnung erwähnt, die der Statistiker des landwirtschaftlichen Departements von Washington gegen den übertriebenen Bau von Weizen richtet, da jetzt Indien als Konkurrent auftritt; und die Landwirte sind bereits in solcher Verlegenheit, dass sie für den Freihandel zu agitieren anfangen, nachdem sie früher dafür gearbeitet haben, dass die einheimische Industrie geschützt wird.

Dass der Landwirt in dem grossen Westen keine allzu glänzenden Aussichten hat, finde ich auch in einem Rapport an das englische landwirtschaftliche Komitee, den dessen Reisestipendiaten Read und Pell 1879 einreichten.

Nachdem sie berichtet haben, wie die Landwirtschaft nach Räuberart ohne Düngung und ohne Verwertung des Strohs betrieben wird, schreiben die

beiden Sachverständigen: — Die Unsicherheit des Weizens ist gross: so gaben 18 Weizenernten in Ohio nur sechs volle Ernten, viele von den übrigen wurden von Dürre zerstört. — Ausser der Dürre hat man das Unkraut, die Weizenfliege und die Heuschrecken. Die letzten sind die schlimmsten. In den Jahren 1873—76 verheerten sie westlich vom Mississippi, und 1874 vernichteten sie den Weizen von Kansas, so dass 1842 Familien ruiniert wurden. 1875 verwüsteten sie die Gegenden an der Pacificbahn von Kansas, liessen nackte Felder zurück, entvölkerten Städte und brachten allgemeinen Ruin. — Die Berichte über die Verwüstungen der Heuschrecken nehmen drei grosse Oktavseiten ein.

Darauf wird ein allgemeiner und von den Freunden der grossen Landwirtschaft sehr geliebter Irrtum über die Art der Bestellung aufgehoben: — Mancher glaubt, der Preis, zu dem Weizen in Amerika hervorgebracht werden kann, beruhe darauf, dass grosse Güter mit Hilfe der besten Maschinen bewirtschaftet und dass die Felder auf die vollkommenste Art und billigste Art bestellt werden. Wie gut sich dergleichen Berechnungen auch auf dem Papiere ausnehmen, so hat doch *die Erfahrung gelehrt, dass sich diese die Riesengüter auf die Dauer nicht lohnen.*

Die Berichterstatter glauben gefunden zu haben, dass eines Tages der Boden ausgesogen sein wird; „eine Folge davon, dass ununterbrochen Weizen gebaut und das Stroh verbrannt wird.“ Ferner: „Da der Boden in einigen der östlichen Staaten sich in magerem Zustand befindet und andere Staaten sowohl düngen wie eine geordnete Pflanzenfolge einführen müssen, ist es klar, *dass die Fruchtbarkeit des jungfräulichen Bodens*, wie gross sie auch sein mag, *doch erschöpft werden kann.*“

Ist es wirklich möglich, dass der amerikanische Weizenboden ausgesogen wird, so haben wir immer noch Indien im Hintergrunde, das vielleicht auch Amerika morden wird. Die Eröffnung des Suezkanals, die Aufhebung des Ausfuhrzolls, der Bau von Eisenbahnen haben Indien auf den Getreidemarkt der Welt geführt. Der Export begann 1873 und ist seitdem bis 1883 auf 20 Millionen quintaux (ein quintal métrique ½ 100 Kilo) gestiegen. Der Mittelpunkt der Bewirtschaftung ist Delhi, das 1580 Kilometer von Kalkutta entfernt ist; aber man erwartet, dass neue Gegenden erschlossen werden, nachdem die Regierung 3896 Meilen Eisenbahnen baut, die 1890 fertig sein sollen, und den Plan von weiteren 3000 Meilen genehmigt hat. In Europa Weizen zum Verkauf zu produzieren, wird also überflüssig; deshalb antwortete die französische Regierung den Deputierten, die verlangten, dass der Staat der vom Reichtum erzeugten Not steuere: hört auf Weizen zu bauen, züchtet Vieh! Das hat man auch getan, jetzt aber taucht eine neue Wolke im Süden auf: Australien schifft Hammel aus in Fahrzeugen, die wie Schlachthäuser und Eiskühler eingerichtet sind; und Südamerika überschwemmt die Welt mit Rindfleisch. Und nun ist das letzte Übel schlimmer als das erste geworden für den grossen Landwirt, während der Bauer sein anspruchsloses Dasein unberührt von Amerika, Indien, Australien fortsetzt. Auch wenn er nicht einmal zum Hausbedarf Weizen bauen will, kann er davon leben, dass er Kälber, Hühner und Schweine züchtet, Eier, Milch, Butter, Gemüse produziert; damit kann er die Steuer bezahlen und Weizen und Manufakturen kaufen; für die Zuckerrübe hat er noch keinen gefährlicheren Konkurrenten; ausserdem kann er wie Deutschland, Irland und Schottland nach Amerika Kartoffeln ausführen, die so gern

in seinem sandgemischten Lehm und Humus wachsen. Ginge er mit seiner Zeit mit, könnte er auch seine Methoden verbessern und mit grösserer Arbeit bessere Ergebnisse erzielen; legte er seine Ersparnisse in der Bestellung des Bodens an, statt sich mehr Land zu kaufen, würde er vielleicht seinen Wohlstand verbessern, aber dahin scheint er nicht zu streben. Weniger Arbeit und weniger Einkommen scheint sein Grundsatz zu sein, und wer weiss, ob nicht dasselbe Ergebnis auf diesem Wege wie auf dem andern erreicht wird, da jede Erhöhung des Einkommens schliesslich darauf ausgeht, die Arbeit zu verringern.

Man hat die jetzige Ordnung „Bauernrepublik" genannt, und zwar nicht ohne Grund, denn die Bauern haben durch das Stimmrecht wirklich das Schicksal der Republik in ihren Händen. Deshalb hat auch die Regierung getan, was sie konnte, um sich die Freundschaft der Mächtigen zu erwerben. Bei jeder wichtigen Gelegenheit reisen Minister und Abgeordnete in den Provinzen umher und halten Reden; landwirtschaftliche Kongresse und Stationen, Bauernschulen und Agrikulturanstalten werden eingerichtet; unerhörte Summen werden bei den Wahlen für Bestechungen verbraucht, und auf die Präfekte wird ein wachsames Auge gehalten, damit sie nicht die Gefühle der Landleute verletzen. Der Belagerung von Paris hat man es zu danken, dass die Provinz so gehoben wurde. Die Regierung musste damals zuerst nach Bordeaux verlegt werden; dadurch gewöhnte man sich daran, von einem andern Orte als von Paris aus regiert zu werden; dann wurde die Regierung nach Versailles verlegt. Eine solche unbedeutende Massregel hatte einen recht grossen Einfluss auf den Pariser: er fühlte sich entthront, während zugleich das Selbstgefühl der Pro-

vinz erwachte. Thiers musste seine Wahl auf 27 Departements stützen, und durch die Loi Treveneux wurde der Beschluss Gesetz, dass im Falle eines Krieges die Regierung aus Paris verlegt werden und die grösseren Städte der Provinz sich als Regierungszentren konstituieren können, ohne von der Hauptstadt zu ressortieren. Damit war ein Schlag gegen die Autonomie von Paris geführt, und die Provinz, die längst den Druck von oben empfunden hatte, beginnt den Nacken zu erheben. Die Provinzpresse, die früher die Boulevardzeitung sklavisch kopierte, nimmt eine selbständigere Haltung an; die Talente reisen nicht mehr nach Paris, sondern bleiben in den grösseren Provinzstädten; Akademien und gelehrte Gesellschaften blühen in Marseille, Lyon, Bordeaux, Havre, und manche wissenschaftliche Arbeit von Wert wird in ihren Berichten gedruckt. Dann kommt ein Aufstand in grösserem Stile, der sich gegen Paris richtet, oder vielleicht mehr gegen den Norden; das ist der Bund der Feliber, der das Ziel verfolgt, dem südlichen Frankreich (der Provence) „seine Sprache, seine Sitten und freie Entwicklung, seine nationale Ehre und seine hohe Stellung auf geistigem Gebiete zu bewahren". Diese Bewegung, die als literarische begann, hat seitdem Proportionen angenommen, die von politischer Bedeutung werden. Man hat nämlich bei der Regierung verlangt, dass des Landes Patois neben dem Französischen in den Schulen gelehrt wird, seit das Provençalische und das Bretonische als telegraphische Sprachen im Lande zugelassen sind. Es liegt also in dieser Bewegung eine gewisse Gefahr für die Einheit des Landes, und der schlaffe Patriotismus der Südfranzosen hat gezeigt, dass es andere Auflösungselemente gibt als die sozialen. Daudet, selbst Südfranzose, hat bekanntlich den Lokalpatriotismus sei-

ner Landsleute arg mitgenommen, und der Temps erhob im letzten Herbst Himmel und Erde gegen diese Liga, die bis in die Pariser Zeitungen hinein Samen der Zwietracht säet.

Aber von grösserer Bedeutung ist der Kampf zwischen Land und Stadt, der jetzt mit Schutzzöllen geführt wird. Schutzzölle sind theoretisch eine Barbarei, die nach Henry Georges letzter Darstellung zur Verschwendung der Arbeitskräfte führen. Aber wenn es nun so verkehrt ist, dass die städtischen Gewerbe ihre Ware schützen lassen, so kann Böses nur mit Bösem geheilt werden, meint das Land und verlangt deshalb Schutz für seine Waren, das ist hauptsächlich Getreide. Das ist Gerechtigkeit oder Wiedervergeltung, wenn auch nicht Recht, denn ein Böses wird nicht mit zwei bösen Dingen geheilt, und über die Schutzzölle kann man ohne böses Gewissen mit zwei Zungen sprechen, zwei Ansichten verfechten, kommt darauf an, welchen Standpunkt man einnimmt; da man sie jetzt aber ganz zwecklos gefunden hat, gibt es keinen Volkswirt von Bedeutung, der sie verteidigt; wenn sie helfen könnten, würden sie sicher verteidigt werden. Statt dessen haben beherzte Männer die Streitfrage niederzulegen versucht; haben sich auf der einen Seite bemüht, den Staat zu veranlassen, den Ackerbau zu heben; haben auf der anderen Seite, und zwar nicht die unfähigsten, Selbsthilfe, allgemeine Aufrüttelung gepredigt, da sie bessere Ergebnisse erwarten.

Zu den verdientesten dieser Reformatoren gehören Louis Grandeau, der Chef der landwirtschaftlichen Station im Osten, und Georges Lafurge. Beide sind Freihändler, trotzdem der erste Opportunist genug ist, um zu erklären, er wolle gern seine freihändlerischen Lehren aufgeben, wenn Schutzzoll hülfe. Grandeau erörtert den jetzigen Zustand der

Landwirtschaft wissenschaftlich und findet, dass Frankreich sehr niedrig steht, was den mittleren Ertrag betrifft: 15 Hektoliter pro Hektar, während z. B. England 27 erzielt. Seine Heilmittel sind viele und nicht ein Arkanum allein: verbesserte Methoden, Maschinensaat, künstlicher Dünger, strenge Wahl der Aussaat — alles bekannte Mittel, die schon von der grossen Landwirtschaft ohne Erfolg versucht worden sind. Lafargue hat noch mehr Vorschläge ausser denen Grandeaus: Ackerbaubanken, Kreditanstalten, Genossenschaften; und schliesslich wiederholt er Fleurys Antrag, dem französischen Boden einen Crédit mobilier zu bewilligen, der in umlaufende 25 Milliarden verwandelt würde. Beide Schriften (Grandeau, La Production agricole; Lafurgue, Relèvement de l'agriculture) können von grösseren Landwirten, die ihren Untergang erwarten, gelesen werden, sind aber ohne Interesse für den Bauern.

Von durchgreifender Natur war die 1880 beginnende agrarische Bewegung, die sich jedoch bisher darauf beschränkt hat, zwei vortreffliche Arbeiten und eine bereits wieder eingegangene Zeitung herauszugeben.

Eine schöne und bedeutende Arbeit ist A. Toubeaus „Répartiton métrique des Impôts", 1880 erschienen, also gleichzeitig mit Henry Georges weltbekannter Schrift „Progress and Poverty", in der das bekannte Universalmittel, die metrische und einzige Bodenbesteuerung, als untrüglich gegen alles soziale Elend aufgestellt wird. Dieses Arkanum hatten jedoch schon die Physiokraten empfohlen, und ein wenig bekannter Franzose namens Baron soll, nach Laveleye, eine Arbeit darüber geschrieben haben. Unzweifelhaft ist, dass viel mit dieser Besteuerung gewonnen wäre, aber die Frage ist, ob sie für alles helfen würde. Die sozialen Fra-

gen sind, wie man wohl weiss, äusserst verwickelt; deshalb kann man nicht gleich an ein einziges Mittel oder eine einzige Lösung glauben. In einer Denkschrift nehmen sie sich einfach und annehmbar aus; wie sie aber anzuwenden sind und wirken, das ist zweifelhaft. Sehen wir indessen zu, wie sich Toubeau die Reformen denkt. Das erste Kapitel ist kurz und lautet:

„Durch eine mässige Bodensteuer von 25 Franken pro Hektar kann Frankreich die Stadtzölle, die Steuer auf Alkohol und Zucker, die persönliche und mobiliare Kontribution, die Tür- und Fenstersteuer sowie jede andere Grundsteuer aufheben."

„Die grossen brachliegenden Ländereien sind jetzt von der Besteuerung ausgenommen, weil sie wertlos sein sollen, aber sie bleiben wertlos, eben weil sie keine Steuer bezahlen."

„Je höher die metrische Besteuerung sein wird, desto grösseren Ertrag wird der Boden geben."

Das Letzte klingt etwas widersinnig, aber wir wollen den Autor sich erklären lassen.

Frankreich besitzt 49 Millionen Hektar brauchbaren Boden, von diesen sind aber nur 27 600 000 in vollem Gebrauch. 4 800 000 liegen brach und können durch Dünger brauchbar gemacht werden. 3 200 000 Hektar sind Weide und gehören den Gemeinden, die sie verkommen und vom Vieh zertreten lassen, statt sie zu kultivieren. 3 000 000 Hektar sind Niederwald, beinahe unproduktiv, mit Gebüschen, Unkraut, ohne Wege, meistens als Jagdgründe benutzt. 4 400 000 Hektar sind unbebaut, können aber nach Dränierung, Bewässerung, Ausrodung bebaut werden. Die jetzige Steuer erreicht eine Milliarde 100 Millionen Franken, eben die Summe, welche die metrische Besteuerung mit 25

Franken pro Hektar des brauchbaren Bodens aufbringen würde. Der kleine Ackerbauer bezahlt bereits ungefähr diese Summe nur an Grundsteuer pro Hektar; darum dürfte dieser nichts gegen die Reform haben, die ihn von allen direkten und indirekten Steuern befreien würde. Aber auch gegen den grossen verschwendenden Landwirt richtet der Verfasser seinen Pfeil. Ein Gutsbesitzer kann für 1000 Hektar nicht 25 000 Franken bezahlen, darum muss er das Land sofort veräussern, und dahin will der Verfasser kommen. Hauptsächlich aber zielt er auf das öde liegende Kronland, auf das missbrauchte Gemeindeland, auf die Jagdgründe, auf den Niederwald: die würden, zerteilt, unter dem Preise verkauft werden, aber sofort Ertrag bringen. Die Gefahr, dass grosser Grundbesitz entsteht, wäre nun gehoben; teils wäre es den Leuten unmöglich, für andere zu arbeiten, da ein jeder Land besitzen kann, teils würde die Steuer zu hoch sein; *deshalb würde sich kein anderer Ackerbau als der kleine lohnen;* was eben bewiesen werden sollte.

Das war das philosophische System, in dem auch George stecken geblieben ist, aber etwas anderes ist in Toubeaus Buche von dauerndem Wert, nämlich seine Analyse des unhaltbaren Schleudersystems, das die jetzt herrschende Landwirtschaft seit uralten Zeiten anwendet, und seine unerhörte Sammlung von allen möglichen Erfahrungen, wie der höchste Ertrag zu erzielen ist. Der Ackerbau, so lautet sein Ultimatum, ist im allgemeinen auf einem vorhistorischen Entwicklungsgrad stehen geblieben, während ein Zweig ungeheure Fortschritte gemacht hat. Die höchste Entwicklungsform des Ackerbaus ist die Gartenkunst. Wendet deren Erfahrungen und Verbesserungen auf den Ackerbau an, macht das Feld zum Garten und werdet Gärtner, Bauern! Keinen

Sozialismus oder Kollektivismus hat der Autor hier eingeschmuggelt, im Gegenteil, all sein Predigen geht darauf aus: „Klein, aber dein.“ Besitz erst macht den rührigen Arbeiter, und keine Arbeit ist so wenig lohnend wie die des Dieners. Ein Hektar Garten kann 10000 Franken abwerfen, aber ein Hektar Acker nur 2, 3, 4, 500. Warum? Weil zum Beispiel ein Weizenfeld im Frühling besäet, im Spätsommer geerntet wird und dann unfruchtbar daliegt. Mach es wie der Gärtner und ernte drei bis vier Male auf demselben Fleck. Such die am frühesten reifende Aussaat aus, säe in Beete, schule aus, pflanze in Reihen, auf dass du jäten kannst und nicht Unkraut zu ernähren brauchst; dann wirst du dasselbe auf einer kleineren Fläche ernten, und zwar früher, so früh, dass du noch ein Mal ernten kannst von derselben Pflanzenart oder noch zwei Male von einer andern.

Hier würde natürlich der Bauer, wenn er den Verfasser in der Nähe hätte, nach den Gendarmen schicken, um den Verrückten einsperren zu lassen, der Weizen im Mistbeete säen und auspflanzen will. Wenn er aber fünf Minuten überlegte und sich an den Italiener erinnerte, der jeden Reishalm, auch ein Gras, pflanzt, oder an seinen eigenen Landsmann, der mit einem Pflock über grosse Felder geht und Tabakpflanzen aussticht und dann begiesst, würde er die Methode nicht ganz verrückt finden. Ja, man hat wirklich auf dem Versuchsfelde die Probe mit Weizen gemacht und gefunden, dass ein Saatkorn, in ein Mistbeet gesäet und ausgepflanzt, 60 Ähren auf einer Wurzel trägt, das heisst einen viel grösseren Ertrag als sonst gibt. Die Berechnung ist: Weniger Bodenfläche, weniger Dung = mehr Arbeit. Man braucht ja nur ein Maisfeld, mit der Hand als Grünfutter gesäet, und ein anderes, das Brot geben soll,

zu vergleichen. Auf dem ersten drängen sich die Stauden, werden bleich und tragen niemals Ähren; auf dem zweiten, wo jede Pflanze ihren angewiesenen Platz hat, erhält das ganze Gewächs ein üppiges Aussehen und erfüllt seine Bestimmung, Ähren anzusetzen. Betrachtet man nun einen Weizenacker, so sieht es wirklich aus, als handle es sich darum, Stroh und nicht Korn hervorzubringen. Warum es denn für wahnwitzig halten, Weizen als Mais zu behandeln? Wendet man diese Methode zuerst auf andere Feldpflanzen an, so wird vielleicht ein guter Ausgang allmählich mahnen, dem Beispiel mit den Getreidearten zu folgen, wenn man überhaupt noch Getreide bauen will.

Toubeau ist gross darin, dass er alle Mittel kennt, alle kleinen Kniffe, um Fruchtbarkeit hervorzurufen. Jeder Boden kann bebaut werden bis auf Gletscher, meint er. Felsen können zerhackt werden, die Steine auf dem Felde, die man sorgfältig bei Seite wirft, sind Düngemittel; wenn sie pulverisiert werden, geben sie Kiesel, Kalk, Magnesium, alle diese Minerale, die ein ausgesogener Boden braucht. Heide kann bewässert, Sümpfe können ausgetrocknet werden. Der Keller unter dem Wohnhause kann im Winter ausgezeichneten Salat und gute Champignons geben; die Fenster im Zimmer werden Treibbeete: das ganze Jahr hindurch kann es wachsen, ja sogar unter dem Schnee. Die Kartoffel muss im Herbst gesetzt werden, dann kann sie nach einer gelinden Winterbedeckung im Frühling geerntet werden, um andern Ernten Platz zu machen. Es unterm Schnee wachsen lassen — welcher Bauer hätte davon geträumt. Es ist, als lese man ein Buch über Zauberkünste, und doch ist alles aus Berichten, Gartenschriften, Kongressverhandlungen geholt. Es ist ein schönes, ein unterhaltendes, nützliches Buch, auch wenn man

einige Zeit braucht, um sich an die metrische Besteuerung zu gewöhnen. Die grosse Landwirtschaft ist des Autors Feind, und er hält die grossen Maschinen für unnötig und schädlich, weil sie ein Landproletariat erzeugen und weil körperliche Arbeit billiger und gesünder ist. Im letzten Punkte trennt er sich bedeutend von den Industriesozialisten, die das Glück darin sehen, nicht mit dem Körper arbeiten zu müssen; die nicht einsehen, dass die Maschinen den früheren Körper-Arbeiter in einen Beamten verwandelt haben, der einen Krahn kontrolliert und darum auch ein Degenerierter geworden ist, der an Gehirnanämie leidet, nachts nicht schlafen kann und bald Heilgymnastik nötig hat.

In der Erziehungsfrage, in der Bevölkerungsfrage, in allen Bestrebungen, den meisten das Glück zu geben, ist Toubeau der Mann einer neuen Zeit, wenn auch sein Buch das Unglück hatte, etwas zu früh zur Welt zu kommen. Wäre es nach den Werken von George und Wallace erschienen, wäre seine Wirkung grösser gewesen; aber seine Zeit kommt vielleicht, und es hat bereits Ableger hervorgebracht.

Was Toubeau als Ziel der Wünsche aufstellt, zeigt ein anderer Autor, Simon, verwirklicht in einem Lande, das allerdings abgelegen ist, aber jetzt täglich in immer nähere Berührung mit dem Abendlande kommt. Unter dem maskierten Titel „La Cité Chinoise" veröffentlichte La Nouvelle Revue im vorigen Jahre (1885) des früheren Konsuls Eugène Simon Bericht über die zehnjährigen Ackerbaustudien, die er in China getrieben hatte. Das Buch wurde mit grossem Jubel begrüsst und der französischen Nation im allgemeinen und der ackerbauenden Bevölkerung im besonderen empfohlen. Es ist allerdings kein Buch von solchem Kaliber wie Montesquieus „Esprit des Lois" oder Adam Smiths „Wealth of

Nations", aber nicht weit davon. Es handelt allerdings von China, aber ebensoviel von Europa, wie die „Lettres Persanes" nicht von Persien handelten. Es ist ein Reisebericht und es ist eine Tendenzschrift. Ich will es versuchen, die fünfte Essenz aus dem 400 Seiten starken Bande herauszuziehen und auf einer oder zwei Seiten zu sagen, was Simon hat sagen wollen, aber aus natürlicher Furcht, sich lächerlich zu machen, nicht immer ausgesprochen hat.

Die Idee, dass China ewig stillsteht, ist beim Europäer durch eine Gesichtstäuschung entstanden. Wie man jetzt nicht merken kann, dass sich in der geologischen Struktur der Erde eine Schicht bildet, trotzdem das immer geschieht, so kann der Europäer nicht sehen, dass die Entwicklung des Chinesen fortschreitet. Er steht, wo er steht, aber er hat nicht immer dort gestanden, und seine Entwicklung ist ein langsamer aber sicherer Gang gewesen, um den Zweck des Daseins zu verwirklichen: das grösste irdische Glück für die grösste Anzahl! Dieses Problem, glaubt der Autor, ist am besten vom Chinesen gelöst worden. Der Europäer ist ein Barbar gewesen, der Jahrtausende die Natur des Jägerstaates beibehalten hat, trotzdem er daneben Ackerbau trieb. Er hat Stammkriege geführt wie Rothäute, er hat Religionskriege geführt; statt die Produktion von Nützlichkeiten zu entwickeln, hat er die Produktion von Luxus und Tausch entwickelt. Daher der Industriestaat, der Schacherstaat, der Luxusstaat, mit halber „asiatischer" Regierungsform und ganzer asiatischer Religion. Heterogene Entwicklung durch und durch: in dem einen Kirchspiel hat man mittelalterliche Religionsform und Produktionsart, im nächsten Kirchspiel die des 18., in der Großstadt die des 19. Jahrhunderts. Der Europäer hat wie der Mohammedaner gelebt, als sei jeder Tag der letzte; mit

dem Himmel vor Augen hat er das Irdische vernachlässigt; deshalb ist seine Wirtschaft die barbarischeste: mit Kreditwesen, Konkursen, allgemeiner Unsicherheit. In einem solchen barbarischen Staat, wie es der gebildetste von Europa, Frankreich, ist, findet der Chinese zu seinem Erstaunen zwei Kasten herrschend, die doch keine Majoritäten sind: die Tauschenden oder die Kaufleute und die Rechtskundigen oder die Juristen. Und hinter sich haben sie nicht Gerechtigkeit, sondern die rohe Kraft: das Heer; an das appelliert die herrschende Partei zuletzt, wenn das Stimmrecht nicht mehr nach dem Wunsche der Partei benutzt wird. Die europäische Kultur hat schliesslich ihre erste fruchtbare Blüte getrieben, die Philosophie des Transformismus oder die mechanische Weltanschauung, mit der China vor sechstausend Jahren begann. Darum ist China voraus, und seine Zivilisation die vernünftigste für den Tier-Menschen. Darum hat China keine Politik, keine soziale Frage, keine Frauenfrage, keine Schutzzölle, keine Getreidekrisis, keinen Ministerwechsel. Das Problem, wie man ruhig lebt, bis man stirbt, hat niemand so gelöst wie der Chinese. Was sagt der gebildete Europäer dazu? Ja, er sagt: wir haben Eisenbahnen und Telegraphen, wir haben Dampf und Elektrizität, wir haben Blut vergossen für Gedankenfreiheit, wir haben Literatur und Kunst. Darauf antwortet der Chinese: Eure Eisenbahnen produzieren nichts, denn sie fördern nur den Schacher; aber unsere Kanäle fördern den Tausch und produzieren Wasser für unsern Ackerbau: darum haben wir die grösste Anzahl glücklicher Menschen auf der kleinsten Erdfläche. Wir sind glücklicher, da wir Dampf und Elektrizität nicht nötig haben, als ihr, die sie nötig haben. Wir haben produziert, ihr aber habt veredelt und getauscht; das ist der Unterschied

zwischen uns, und mit all eurer Kunst und Philosophie habt ihr doch nicht die schwere Kunst des Lebens gelernt. Darum haben wir nur 12 Millionen Mark Staatsschulden bei 380 Millionen Einwohner, während Frankreich 12 Milliarden Mark Schulden auf 38 Millionen Einwohner hat, also tausend Male weniger Schulden bei zehn Male mehr Volk, also zehntausend Male weniger Schulden, und Frankreich bezahlt eine Milliarde Zinsen. Darum bezahlen wir Chinesen nur 3 Franken Steuer im Jahr, während ihr Franzosen im Durchschnitt 100 Franken bezahlt.

DER FRANZOSE: Ja, aber ihr habt einen Kaiser!

DER CHINESE: Ihr habt einen gehabt! Aber unser Kaiser ist der Vertreter des Volkes und nicht ein Despot, wie eurer war, denn unsrer hat Zensoren, die wir einsetzen; schlimm würde es ihm ergehen, wenn er nicht auf deren oft scharfen Tadel hörte.

DER FRANZOSE: Aber ihr habt Mandarine!

DER CHINESE: Wollt *ihr* von Mandarinen mit uns sprechen? Schämt euch! Wir haben einen Mandarin auf 400 000 Menschen, aber ihr habt einen auf 10 000 etwa.

DER FRANZOSE: Aber ihr peitscht und sägt eure Verbrecher.

DER CHINESE: Ihr schneidet euern den Kopf ab oder gebt ihnen Wohnung und Essen oder macht sie zu Generalkonsuls. (Der Chinese zielt auf Gambetta, der Kommunarden in Konsulate einsetzte.) Wir peitschen sie, statt Gefängnisse zu bezahlen, und nachher sind sie doch ebenso gute Mitbürger, ja bessere als vorher, denn wir sind an den Stock gewöhnt, der sehr gut *für uns* ist und viel billiger als das Gefängnis.

DER FRANZOSE: Ja, aber die Holzsäge?

DER CHINESE: Die kommt nur bei feierlichen

Gelegenheiten vor, und wir sind auch an die gewöhnt; ausserdem steht es jedem Mitbürger frei, durch ein ordentliches Betragen der Holzsäge auszuweichen (die übrigens nur in Berichten von Missionären vorkommt).

DER FRANZOSE: Aber ihr setzt eure Kinder aus!

DER CHINESE: Ihr setzt eure aufs Land aus, damit sie bei den Ammen mit Weisskohl und Schweinefleisch getötet werden, aber wir setzen niemals Kinder aus seit dem Märchenalter Däumlings, als ihr auch Kinder aussetztet. Jetzt aber möchte ich die Defensive lassen und zur Offensive übergehen. Bei euch liegen Staat und Gesellschaft im Kampf innerhalb der Grenzen desselben Landes. Wir haben keinen Staat, sondern nur eine grosse Gesellschaft mit gemeinsamen Interessen.

DER FRANZOSE: Also Sozialismus!

DER CHINESE: Nein, mein Herr, mit dem Sozialismus wurden wir vor tausend Jahren fertig, als ein realistischer Philosoph entdeckte, dass Privateigentum der Antrieb für jede Produktion ist; und euer Sozialismus ist nur — wie sagt ihr doch? — Idealismus glaube ich.

DER FRANZOSE: China ist also das vollkommene Land, das Dorado, das Paradies?

DER CHINESE: Solche Länder kennen wir nicht und wir glauben nicht, dass irgendein Land vollkommen ist, aber wir sind recht zufrieden, und das ist viel. Aber ihr seid immer unzufrieden, weil ihr in Phantasien lebt; ihr habt immer Überbevölkerung, denn ihr produziert zu wenig Essen und zu viel Telephone; ihr habt immer politisches Gezänk, weil ihr einen Staat habt und keine Gesellschaft; ihr habt immer Kopfschmerzen und seid nervös, weil ihr zu wenig mit dem Körper arbeitet und zu viel mit Maschinen; ihr seid immer arm, trotzdem ihr in

einem reichen Lande wohnt, das doppelt so viele Menschen ernähren könnte, wenn ihr zu produzieren lerntet, was zum Leben nötig ist; ihr seid eine ackerbauende Nation und könnt noch nicht die Elemente des Ackerbaus; ihr habt zu viel für die Ehre und zu wenig fürs Essen gearbeitet!

Das ist der letzte Punkt, den Eugène Simon besonders seinen Landsleuten vorhält, und man muss zugeben: wenn man den chinesischen Ackerbau mit dem französischen und europäischen vergleicht, so befinden sich die letzten auf einem niedrigen barbarischen Standpunkte. Hören wir Simon noch ein Weilchen und urteilen wir dann.

Hauptsächlich drei Umstände haben den chinesischen Ackerbau auf seine jetzige Höhe gehoben: der kleine Besitz, die Anwendung von künstlicher Bewässerung, die Benutzung von Düngemitteln. Obwohl China an sich nicht übertrieben gut gestellt ist, was Boden und Klima angeht, soll doch eine Familie von einem oder zwei Hektar leben können. So hat Simon in einer der unfruchtbarsten Provinzen einen Bauern getroffen, der $3\frac{1}{2}$ Hektar besass und jedes Jahr 500 bis 800 Franken zurücklegen konnte; ein anderer Bauer, der nur ein Hektar besass, legte 700 bis 800 Franken zurück; und diese Bauern lebten so gut wie kein französischer Bauer. Und wohlgemerkt: man hat das Entwicklungsstadium *grosse* Kultur passiert, ist aber bei *kleiner* stehen geblieben. Mit dem unglaublich verbreiteten Bewässerungssystem kann beinahe aller Boden unter Wasser gesetzt werden: also Schutz gegen trockene Sommer; auch braucht man nicht zu tief zu pflügen, denn man hält durch Bewässerung die Wurzeln der Pflanze oben in der fetten Humuserde; hindert sie absichtlich, indem man das tiefe Pflügen unterlässt, in den schlechteren Boden einzudringen; so werden Zugtiere und schwere Geräte entbehrlich.

Das einzige bekannte und benutzte Düngemittel ist seit alten Zeiten das, was jetzt das chinesische genannt wird und was der Europäer verworfen hat. Ein Agrikulturchemiker hat ausgerechnet, dass jeder Haushalt von seinem „natürlichen Abfall“ leben könnte, denn so verschwenderisch ist die europäische Kost, dass nur ein geringer Teil der Speise dem Körper zur Nahrung dient; was auch zeigt, dass niemand direkt tot zu hungern braucht. Und jeder chinesische Bauer, der auf den Markt der Stadt fährt, bringt immer eine entsprechende Quantität Dünger zurück. Darum stimmt das Debet und Kredit in China, aber nicht in Europa, wo die grossen Städte nur verschlingen, ohne etwas zurückzugeben. Darum spricht man in Europa davon, dass der Boden ausgesogen ist, und darum kauft man künstlichen Dünger.

Dann kommen die Methoden beim Bestellen. Eine der wichtigsten ist diese: bereits vom ersten Augenblick an dem Samen genügend Nahrung geben, wenn er keimen soll. Darum wird das Samenkorn in einen Teig von Dünger getaucht, ehe es gesäet wird; so kriegt man sofort kräftige Pflanzen. Und um Zeit zu gewinnen, wird alle Aussaat eingeweicht; dadurch gewinnt man 14 Tage, ja, bei den Fruchtkernen, die zwei Jahre in der Erde liegen müssen, kann man ein Jahr sparen, indem man sie einweicht. Ein anderer wichtiger Faktor ist das Umschulen, dessen Wirkung jeder europäische Gärtner kennt. Die Pfahlwurzel wird sofort bei der jungen Pflanze abgeschnitten; dadurch werden die Wurzeln gezwungen, sich nach den Seiten auszubreiten und ihre Nahrung aus den fetten oberen Schichten zu holen. Ein dritter Faktor ist: Der Dünger wird in flüssiger Form benutzt. Der barbarische Brauch, wie er in Europa geübt wird, die festen Stoffe einzugra-

ben, ist eine dumme Verschwendung, denn keine Pflanze nimmt feste Stoffe auf; und bis der Regen allmählich sie gelöst hat, sind die flüchtigen ammoniakalischen Gase verdunstet und die Salze sind in den Untergrund gesickert, um mit dem Grabenwasser abzufliessen.

Was dem chinesischen Haushalt einen ganz andern Charakter gibt, ist, dass Kühe und Schlachtvieh fehlen. Diese Tiere sind hier ersetzt durch das alles fressende und leicht zu nährende Schwein, durch die Körner pickenden Hühner, die auf dem Wasser lebenden Enten, die überhaupt kein Land beanspruchenden Fische. Die Diät des Chinesen ist abwechslungsreicher als die des Europäers, hält sich mehr an Schweinefleisch, Fische, Gemüse, Früchte, ist darum gesünder und nährt wirklich.

Das sind in grösster Kürze die Hauptzüge von Simons Lehren, die dann augenblicklich von der kleinen Zeitung „La Terre aux Paysans" verbreitet wurden. Dieses Organ hat, ohne ein deutliches Parteiprogramm zu haben, wie die Walblätter „Reveil des Champagnes" und „L'Ami des Paysans" oder „Le Petit Cultivateur", einen Anstrich von modernem Agrarsozialismus. Von dem früheren Sekretär der Nouvelle Revue, Fernand Maurice, redigiert, verkündete es, solange es existierte, den kleinen Ackerbau, arbeitete gegen Schutzzölle, hielt dem Bauern scharf seinen Konservatismus vor. Im Gegensatz zu modernen Reformen suchte es nicht alle Leiden der Gesellschaft, in der Organisation der Gesellschaft, sondern in der Trägheit und Gleichgültigkeit des Einzelnen. Es war nie ein Organ für Fabrikanten künstlichen Düngers oder landwirtschaftlicher Werkzeuge, sondern glaubte an die Wiedergeburt des Ackerbaues durch die vielen Mittel der Erneuerung, wie sie George, Wallace, Tou-

beau, Simon zusammen vorgeschlagen hatten. Die Zeitung ging bald ein, aber mit ihr hatte die agrarische Bewegung ihren stillen Einzug in Frankreich gehalten, und man kann wohl früher oder später einen Chamberlain mitten im Palais Bourbon, mitten im Hauptquartier der Überkultur, erwarten.

Eigentümlich, aber nicht unerwartet ist, dass alle grösseren sozialen Forscher seit Darwin den Industriesozialismus bekämpft und die agrarische Bewegung verkündet haben; denn wie könnte man eine Gesellschaft nach einer abnormen Bildung, wie die Großstadt es ist, umorganisieren, und welchen Platz sollte die Mehrheit, nämlich die ländliche Bevölkerung, in einem Industriestaat erhalten? Eigentümlich, aber nicht unerwartet, da die meisten Industriesozialisten ungebildet sind, ist die Tatsache, dass sie als moderne Geister und Realisten auf zwei Romantiker bauen, alte Hegelianer und Idealisten, wie Marx und Lassalle, die mit den vordarwinistischen Voraussetzungen ihrer Zeit in der Gesellschaft etwas Geschaffenes sahen, das umgeschaffen werden konnte, während die Gesellschaft entstanden ist und sich nur vorwärts oder rückwärts entwickeln kann. Nun gibt es aber beschränkte Intelligenzen, die von einer „Rückkehr zur Natur“ nicht hören können, ohne an eine Rückkehr zur Barbarei zu denken, und bei jedem Gespräch über Natur dem Naturphilosophen Jean Jacques ihr schuldiges Lächeln widmen.

Für diese Halbgebildeten ist alles, was sich entwickelt, ein Fortschreiten zu menschlichem Glück. Aber Haeckel war voraussichtig genug, um dem Einwurf zu begegnen, und ich erinnere mich an die vortreffliche Stelle, wo er von der *zurückgehenden Entwicklung* der Parasiten spricht, eine Stelle, die auch auf unsern Fall angewendet werden kann.

„Tiere, sagt er, die bisher ein gut entwickeltes

Nervensystem, scharfe Sinnesorgane, freie Bewegung besessen haben, verlieren diese, wenn sie sich an die parasitische Lebensart gewöhnen; sie gehen dadurch mehr oder weniger zurück. Hier ist, an sich betrachtet, die Differenzierung ein Rückschritt, wenn sie auch für den parasitischen Organismus selbst vorteilhaft ist . . . Eine solche Differenzierung . . . die partiell zu einer zurückgehenden Umbildung führt, ist auch an und für sich betrachtet *ein Schritt zurück, kann aber für den Organismus in dessen Kampfe ums Dasein ein Vorteil sein.* Man kämpft leichter und besser, wenn man unnützen Ballast fortwirft."

Dass Häckel auch von einem vernünftigen Rückschritt für den Kulturmenschen träumt, geht aus seiner Äusserung hervor, die er an einer anderen Stelle über die soziale Ordnung der Zukunft tut, so wie sie sich konsequent entwickeln müsste, da die transformistische Weltanschauung die alten Anschauungen verdrängt hat.

„Diese soziale und moralische Barbarei werden wir niemals überwinden durch die gekünstelte und geschraubte Erziehung, den einseitigen und mangelhaften Unterricht, die innere Unwahrheit und äussere Politur, wie sie die Zivilisation unserer Tage auszeichnen. Vielmehr ist dazu vor allem *eine vollständige und ehrliche Rückkehr zur Natur und natürlichen Verhältnissen nötig.*"

Was sind denn Natur und natürliche Verhältnisse für den Organismus Mensch? Reine Luft, Sonnenlicht, nächtlicher Schlaf, gesunde Nahrung am Tage, mässige körperliche Arbeit, einfache Zerstreuungen. Gewährt die Großstadt dem Menschen diese natürlichen Verhältnisse? Nein; und darum ist der Städter ein Neuropath, darum sind Krankenhäuser, Irrenhäuser, Leichenhallen, Bordells, Gefängnisse, Gehirn-

entzündungen, Berufskrankheiten, die Monomanen des Ehrgeizes und der Habsucht, Unfruchtbarkeit, die meisten Selbstmorde — alle in der Stadt zuhause.

Darum hat man auch bereits einen leisen Zweifel gespürt, ob die Gesellschaft dadurch zu erneuern ist, dass sich die Stadt über die ganze Gesellschaft hin entwickelt, und zwar sogar bei einem so ausgeprägten Industrialisten, wie Bebel es ist. Auch er hat einen Augenblick voll unschuldiger Naturschwärmerei, wenn er in seinen Schriften den künftigen Idealstaat aufs Land hinausziehen sieht. So schreibt er in der „Frau":

„Sobald die städtische Bevölkerung eine Möglichkeit sieht, alle Kulturbedürfnisse, an die sie sich gewöhnt hat, wie Museen, Theater, Konzertsäle, Lesezimmer, Bibliothek usw. aufs Land hinaus zu verlegen, wird sie sofort ausziehen . . . Die Bevölkerung wird dann gesünder und angenehmer wohnen. Der Landmann wird sich der Industrie widmen und der Industriearbeiter dem Ackerbau . . . Der Bauer, dieser moderne Helot . . . wird jetzt ein freier Mensch werden, und Fürst Bismarcks älterer Wunsch, die grossen Städte ausgerodet zu sehen, wird bald erfüllt sein."

Also die Zukunft gehört dem Bauern! ist der Wunsch und die Hoffnung, die von allen Verbesserern der Gesellschaft ausgesprochen werden.

Was schliesslich die bedrückte Stellung des französischen Bauern und des französischen Ackerbaus angeht, so müssen wir bemerken, dass diese Faktoren bloss einen geringen Einfluss auf den Bestand des Landes ausüben, denn Frankreich ist ein Manufakturenland, das ohne Bauern und ohne Rohwarenproduktion leben kann, da es mit seiner hoch getriebenen Kunstfertigkeit die Rohwaren des eigenen Landes und fremder Länder veredelt. Und Frank-

reichs Export von Industrie- und Manufakturerzeugnissen ist darum dessen vornehmste Einnahmequelle. So zeigten die Exporttabellen gleich nach dem Kriege (1873) so hohe Ziffern wie 420 Millionen Franken Seidengewebe, 335 Millionen Wollgewebe, 120 Millionen Leinenwaren, 200 Millionen Tischlerarbeiten, 100 Millionen bearbeiteten Zucker, 100 Millionen Rohseide. Das römische Erbe, der verfeinerte Geschmack, hält dieses Land auf der obersten Stufe der europäischen Manufakturenkonkurrenz, und so lange kein anderes Land den Wettkampf aufnehmen kann, muss man alle Befürchtungen, infolge der schlechten landwirtschaftlichen Verhältnisse könne eine Krisis ausbrechen, für übertrieben halten, zumal man das Beispiel der anderen Industrieländer, Englands und Belgiens, vor Augen hat; das sind zwei Länder, die blühen, ohne dass der Bauernstand blüht und der Ackerbau genügt.



Übersicht

Druck Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn

STRINDBERGS WERKE
DEUTSCHE GESAMTAUSGABE

Unter Mitwirkung von Emil Schering als Übersetzer vom Dichter selbst veranstaltet

ERSTE ABTEILUNG / DRAMEN

1. Bd. *Jugenddramen* (noch nicht erschienen).
2. Bd. *Romantische Dramen* (um 1880). Das Geheimnis der Gilde. Frau Margit. Glückspeter. Geh. M. 9.—, geb. M. 12.—
3. Bd. *Naturalistische Dramen* (um 1890). Der Vater. Kameraden. Die Hemsöer. Die Schlüssel des Himmelreiches. Geh. M. 9.—, geb. M. 12.—
4. Bd. *Elf Einakter* (um 1890): Fräulein Julie. Gläubiger. Paria. Samum. Die Stärkere. Das Band. Mit dem Feuer spielen. Vorm Tode. Erste Warnung. Debet und Kredit. Mutterliebe. Geh. M. 7.50, geb. M. 10.50.
5. Bd. *Nach Damaskus.* In 3 Teilen (um 1900): Geh. M. 7.50, geb. M. 10.50.
6. Bd. *Rausch* (um 1900): *Totentanz.* I. und II. Teil. Geh. M. 7.50, geb. M. 10.50.
7. Bd. *Jahresfestspiele* (um 1900): Advent. Ostern. Mittsommer. Geh. M. 7.50, geb. M. 10.50.
8. Bd. *Märchenspiele. Ein Traumspiel* (um 1900): Die Kronbraut. Schwanenweiß. Ein Traumspiel. Geh. M. 7.—, geb. M. 10.—
9. Bd. *Kammerspiele* (um 1910): Wetterleuchten. Die Brandstätte. Gespenstersonate. Der Scheiterhaufen. Geh. M. 7.50, geb. M. 10.50.
10. Bd. *Spiele in Versen* (um 1910): Abu Casems Pantoffeln. Fröhliche Weihnacht! Die große Landstraße. Geh. M. 7.50, geb. M. 10.50.
11. Bd. *Meister Olof.* Erste Fassung in Prosa und letzte Fassung in Versen. Geh. M. 8.—, geb. M. 11.—
12. Bd. *Königsdramen* (um 1900): Folkungersage. Gustav Wasa. Erich XIV. Königin Christine. Geh. M. 9.—, geb. M. 12.—
13. Bd. *Deutsche Historien.* Gustav Adolf (Der 30jährige Krieg). Die Nachtigall von Wittenberg (Luther). Geh. M. 10.—, geb. M. 13.—
14. Bd. *Dramatische Charakteristiken* (um 1910): Engelbrecht. Karl XII. Gustav III. Geh. M. 7.50, geb. M. 10.50.
15. Bd. *Regentendramen* (noch nicht erschienen).

ZWEITE ABTEILUNG / ROMANE

1. Bd. *Das rote Zimmer.* 1879. Roman. Geh. M. 10.—, geb. M. 13.—
2. Bd. *Die Inselbauern.* 1887. Roman. Geh. M. 8.—, geb. M. 11.—
3. Bd. *Am offnen Meer.* 1890. Roman. Geh. M. 7.50, geb. M. 10.50.
4. Bd. *Die gotischen Zimmer.* 1904. Roman. Geh. M. 7.50, geb. M. 10.50.
5. Bd. *Schwarze Fahnen.* Sittenschilderungen vom Jahrhundertwechsel. Roman. Geh. M. 9.—, geb. M. 12.—

Neue Ausgabe in Fraktur in fünf Bänden. Gesamtpreis geb. M. 50.—

DRITTE ABTEILUNG / NOVELLEN

DIE MODERNEN NOVELLEN

1. Bd. *Heiraten.* 1884. *Zwanzig Ehegeschichten:* Asra. Liebe und Brot. Mußte. Ersatz. Reibungen. Unnatürliche Auslese. Reformversuch. Naturhindernis. Ein Puppenheim. Vogel Phönix. Romeo und Julia. Herbst. Fruchtbarkeit. Zwangsehe. Die verbrecherische Natur. Corinna. Ungetraut und getraut. Zweikampf. Seine Magd. Der Familienversorger. Geh. M. 10.—, geb. M. 13.—
2. Bd. *Schweizer Novellen.* 1885. Inhalt: Neubau. Rückfall. Über den Wolken. Gewissensqual. Auf zur Sonne. Die Möwen. Der Kampf der Gehirne. Das Märchen vom Sankt Gotthard. Geh. M. 7.50, geb. M. 10.50.
3. Bd. *Das Inselmeer* (noch nicht erschienen).
4. Bd. *Märchen und Fabeln.* Geh. M. 10.—, geb. M. 12.—
5. Bd. *Drei moderne Erzählungen.* 1906. Der Sündenbock. Richtfest. Quarantäne. Geh. M. 7.50, geb. M. 10.50.

DIE HISTORISCHEN NOVELLEN

6. Bd. *Schwedische Schicksale und Abenteuer.* 1883. Inhalt: Veredelte Frucht. Ein Unwillkommener. Höhere Zwecke. Beschützer. Von gut und böse. Entwicklung. Paul und Peter. Neue Waffen. Ein Triumph. Ein Begräbnis. Herrn Bengts Frau. Der letzte Schuß. Geh. M. 7.50, geb. M. 10.50.
7. Bd. *Kleine historische Romane.* 1889. Tschandala. Eine Hexe. Die Insel der Seligen. Geh. M. 7.50, geb. M. 10.50.
8. Bd. *Historische Miniaturen.* 1905. Inhalt: Die ägyptische Knechtschaft. Der Halbkreis von Athen. Flaccus und

Maro. Leontopolis. Das Lamm. Das wilde Tier. Apostata. Attila. Der Diener der Diener. Ismael. Eginhard an Emma. Das tausendjährige Reich. Peter, der Eremit. Laokoon. Das Werkzeug. Old merry England. Der Weiße Berg. Der Große. Die sieben guten Jahre. Gerichtstage. Geh. M. 9.—, geb. M. 12.—

9. Bd. *Schwedische Miniaturen.* 1905. Inhalt: Starkodd. Hildur die Opferbraut. Adelsö und Björkö. Wikingerleben. Der Jarl. Karl Ulfsson und seine Mutter. Die Geiseln. Gerichtsreise. Das Trauerspiel von Örbyhus. Apostata. Das Wasaerbe. In Bärwalde. Der König von Öland. Das Elefantengewölbe. Leichenwache. Der Strohmann. Eine königliche Revolution. Geh. M. 10.50, geb. M. 13.50.

VIERTE ABTEILUNG / LEBENSGESCHICHTE

1. Bd. *Der Sohn einer Magd.* 1886. Geh. M. 11.25, geb. M. 15.75.
2. Bd. *Die Entwicklung einer Seele.* Geh. M. 7.50, geb. M. 10.50.
3. Bd. *Die Beichte eines Toren.* 1888. Geh. M. 10.50, geb. M. 13.50.
4. Bd. *Inferno. Legenden.* 1897/98. Geh. M. 10.50, geb. M. 13.50.
5. Bd. *Entzweit. Einsam.* 1902/03. Geh. M. 7.50, geb. M. 10.50.

FÜNFTE ABTEILUNG / GEDICHTE

Ein Band Gedichte (noch nicht erschienen).

SECHSTE ABTEILUNG / WISSENSCHAFT

DIE EINZELNEN WISSENSCHAFTEN (VORLÄUFIGE AUSWAHL)

1. Bd. *Unter französischen Bauern.* 1885. 1. Abteilung. Bauernleben in einem französischen Dorfe. 2. Abteilung. Autopsien und Interviews. Geh. M. 7.50, geb. M. 10.50.
2. Bd. *Blumenmalereien und Tierstücke, Schwedische Natur, Sylva Sylvarum* (bisher einzeln erschienen).
3. Bd. *Das Buch der Liebe.* Ungedrucktes und Gedrucktes aus dem Blaubuch. Geh. M. 7.50, geb. M. 10.50.
4. Bd. *Dramaturgie.* 1910. Die Kunst des Schauspielers. Das Intime Theater. Das historische Drama. Shakespeare. Faust. Geh. M. 7.50, geb. M. 10.50.
5. Bd. *Ein Blaubuch.* 1906. Die Synthese meines Lebens. Geh. M. 10.50, geb. M. 15.—
6. Bd. *Ein neues Blaubuch.* Der Synthese meines Lebens zweiter Band. 1907. Geh. M. 10.50, geb. M. 15.—
7. Bd. *Ein drittes Blaubuch* (in Vorbereitung).

August Strindberg in Volksausgaben:

Historische Miniaturen. 33. Tausend. Geh. M. 5.25, geb. M. 7.50.

Heiraten. Zwanzig Ehegeschichten. 18. Tausend. Geh. M. 5.25, geb. M. 7.50.

Die Inselbauern. Roman. 18. Tausend. Geh. M. 5.25, geb. M. 7.50.

Vorzugsausgaben:

Märchen. Geh. M. 7.50, geb. M. 10.50, in Halbleder M 22.50.

Fabeln. Geh. M. 7.50, geb. M. 10.50, in Halbleder M.. 22.50, Luxusausgabe M. 37.50.

Eine Friedensnovelle. Geb. M. 6.—, Luxusausgabe auf Bütten in Halbleder M. 24.—

Advent. Ein Weihnachtsspiel. 800 Exemplare. Mit acht Bildbeigaben von Fritz Schwimbeck. In Halbleinen M. 30.—

Die Nachtigall von Wittenberg. Eine deutsche Historie. 800 Exemplare. Mit sieben Porträts von Lucas Cranach. In Halbleinen geb. M. 30.—

August Strindbergs Werke:

36 Bände. In Halbleder gebunden M. 950.—

Bücher über August Strindberg:

Hermann Eßwein: August Strindberg im Lichte seines Lebens und seiner Werke. Dritte, völlig durchgearbeitete neue Auflage. Mit zahlreichen Abbildungen. Geh. ca. M. 15.—, geb. ca. M. 18.—, in Halbleder M. 30.—

C. D. Marcus: Strindbergs Dramatik. Mit Abbildungen nach Svend Gade, Ernst Stern und Leo Pasetti. Geh. M. 12.—, geb. M. 15.—

Strindbergs Dramen: Deutsche Aufsätze von Harden, Wendriner, Theodor, Schur, Fontana, Michel, Polgar, Lindner, Widmann, Strecker, Block, Zifferer, Eichinger. Mit acht Szenenbildern. Geh. M. 3.50.

Carl Ludwig Schleich: Erinnerungen an Strindberg, nebst Nachrufen für Ehrlich und von Bergmann. Geh. M. 3.—, geb. M. 6.—

Dr. Hans Taub: Strindbergs Traumspiel. Eine metaphysische Studie. Geh. M. 2.—, geb. M. 4.—

GEORG MÜLLER VERLAG MÜNCHEN











